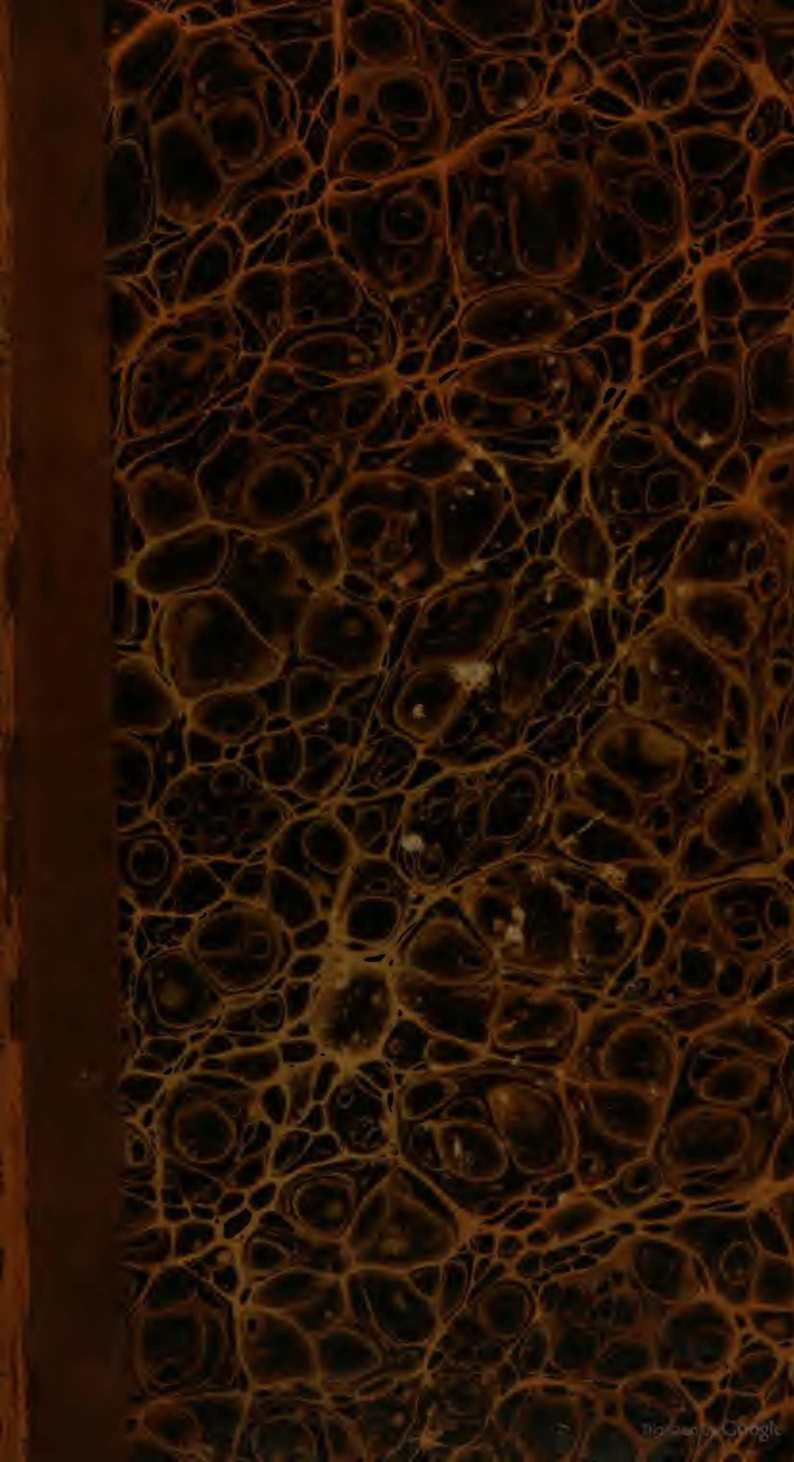
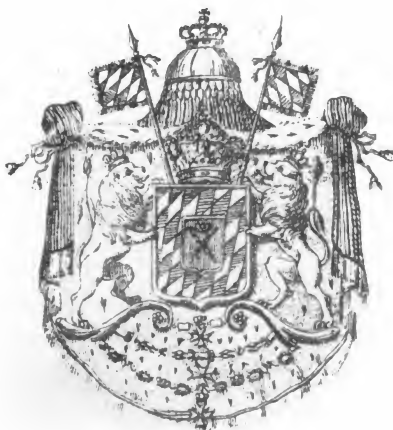




<36613212690010

Selbstbiographie

von

Dr. August Friedr. Wilhelm Crome,

Senior der Universität Gießen und mehrerer europäischen Akademien Mitglied, Großherzoglich Hessischer Geheimer Rath und Commandeur des königlich dänischen Dannebrog-, so wie des Großherzoglich Hessischen Ludwig-Ordens.

Ein Beitrag zu den gelehrten und politischen Memoiren des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts.

Stuttgart,

Druck und Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1833.

Ihrer Majestät

der

Königin von Dänemark

Marie

allerunterthänigst

gewidmet

von

dem Verfasser.

Allerdurchlauchtigste Königin,

Allergnädigste Königin und Frau!

Ew. königliche Majestät geruhten huldreichst mir zu erlauben, die nachstehenden Blätter Allerhöchstdenenselben ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen. Diese Gnade verehre ich um so dankbarer, da die Biographie eines Privatmannes nie so viel Interesse darbieten kann, als die Schilderung von Ländern und Staaten, so wie ich sie früher schon so glücklich war, dem weisesten und menschenfreundlichsten Monarchen Scandinaviens devotest zueignen zu dürfen.

Allein eine geistreiche hochherzige Königin, Allerhöchstwelche alles Edle und Gute, auch da wo es nur bezweckt und begründet wurde, richtig zu würdigen weiß; Diese hohe Beschützerin der Wissenschaften wird allergnädigst geruhen auch meine geringen, hier geschilderten Bestrebungen zur Verbreitung von Cultur und Aufklärung, so wie von Sittlichkeit und Ordnungsliebe mit Güte und Nachsicht aufzunehmen, und dadurch

die vielen unschätzbaren Beweise königli=
cher Huld und Gnade, einem dankba=
ren Greise gespendet, mit unnachahmli=
cher Güte krönen.

Glücklich fühle ich mich, am späten
Abend meines Lebens noch, einer Mo=
narchin, — Allerhöchstwelche immer nur
Liebe und Freude um Sich her verbrei=
tete, — öffentlich huldigen, und dadurch
die tief gefühlten Dank= und ehrfurchts=
vollsten Empfindungen ausdrücken zu kön=

nen, mit welchen ich in größter Devotion ersterbe ꝛc.

Allerdurchlauchtigste Königin,
Allergnädigste Königin und Frau!

Ew. königlichen Majestät

allerunterthänigster

Dr. August Friedrich Wilhelm Crome.

Rödelheim, den 6. August 1832.

Vorwort.

Indem ich meine letzte Druckschrift dem geehrten Publikum übergebe, ergreift mich eine gewisse Schüchternheit, die mir bei der Herausgabe meiner früheren Werke fremd war. Die Ursache davon ist, daß ich von meiner eigenen Person öffentlich reden soll; und obgleich ich seit längerer Zeit von meinen zahlreichen Bekannten, Freunden und Gönnern wiederhohlt aufgefordert wurde, meine Biographie zu schreiben *), so zauderte ich doch lange damit, theils weil die eigene Bescheidenheit sich zu leicht dabei verletzt fühlt, theils auch die Besorgniß den Leser zu ermüden, mich davon abhielt. Beides habe ich nun möglichst zu vermeiden gesucht: und so hofft der 79jährige Greis auf freundliche Nachsicht rechnen zu dürfen. Wenn auch

*) Früher schon sind zwei kurze Abrisse meines Lebens, von einer fremden Feder abgefaßt, im Druck erschienen, nämlich zuerst in der Hessischen Gelehrten Geschichte (von Strieder und Justi) B. 17. S. 103 bis 120. Sodann in der Sammlung von Biographieen denkwürdiger Personen dieses Jahrhunderts, von Lupin auf Illerfeld, 1ster Bd. S. 181 bis 185. Beide Schilderungen blieben der Wahrheit zwar getreu, sind aber nur Skizzen.

mein Gedächtniß mir nicht mehr so getreu ist, wie es in den Jahren meiner Kraft war, so kann dieß dem Leser doch nur durch etwanige Weglassungen fühlbar werden; denn alles hier Gesagte ist nach meinem besten Wissen und Gewissen der strengsten Wahrheit gemäß. Auch hätten noch manche genauere Details, für den vertrauten Freund bemerkenswerth, hinzugefügt werden können, die indeß das größere Publikum weniger würden interessirt haben. Ich hob deßhalb nur die wichtigsten Data und Fakta meines Lebens heraus, und ließ alles Raisonnement dabei weg. Dagegen webte ich manches Interessante merkwürdiger Zeitgenossen ein, mit welchen ich in nähere Berührung gekommen war, um das Langweilige einer Monographie zu vermeiden.

So viel von dem Plan und dem Zweck dieser Blätter, deren günstige Aufnahme ich als einen erfreulichen Beweis gütiger Theilnahme ansehen werde.

Rödelheim, den 6. August 1832, beim Antritt meines 80sten Jahres.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

Jugendgeschichte bis zur Universität. Hofmeister-Leben und achtjähriger Aufenthalt in Dessau von 1753 — 1787.

Mein Vaterland ist die kleine Herrschaft Kniephausen, welche zwischen Jever und der Jahde (einem Meerbusen von der Nordsee, am Ausfluß der Weser) nordöstlich liegt, und gegenwärtig als Standesherrschaft zu dem Großherzogthum Oldenburg gehört. Der größte Theil des Landes ist fruchtbares Marschland, und dort herrschte durchgehends Wohlstand.

Der Flächenraum dieses kleinen Ländchens beträgt nur etwa eine Quadratmeile, da es kaum drei Stunden lang und anderthalb Stunde breit ist. Es theilt sich in drei Kirchspiele, wovon zwei lutherische und eins reformirte Glaubensgenossen hat. Im ganzen Ländchen findet man nur einen Marktflecken (Sengwarden, den Geburtsort des Verfassers), dagegen aber mehrere sehr bedeutende Dorfschaften und sehr viele kleinere Dörfer (Bauerschaften), so wie einzelne Höfe und Häuser. In diesen sämmtlichen Ortschaften wohnen mehr als 3500

Menschen, mithin eben so viele auf einer Quadratmeile, da dies die Größe des Landes ist. Man darf also mit Recht behaupten, daß die Herrschaft Kniephausen zu den bevölkertesten Distrikten des Großherzogthums Oldenburg gehört.

Diese Herrschaft war freies Eigenthum der gräflichen von Bentink'schen Familie, ehemals unabhängig vom deutschen Reiche, d. h. sie stand unmittelbar unter dem Kaiser, als ein burgundisches Lehn, und genoß den Schutz desselben, ohne das Mindeste an Kaiser und Reich zu entrichten.

Gegenwärtig ist das Ländchen zwar eine Standesherrschaft vom Großherzogthum Oldenburg, steht aber doch durch Verträge mit der gräflichen Familie von Bentink, fast unmittelbar unter dem deutschen Bundestag; wenigstens hat es große Vorrechte vor allen übrigen Standesherrschaften in Deutschland.

Bei einem jährlichen Totalertrage der sämmtlichen Landesprodukte, von etwa 400,000 fl. rhn., wovon der reine Ertrag doch mehr als die Hälfte ausmacht, sind die landesherrlichen Einkünfte zu 50,000 fl. anzuschlagen; immer freilich sehr mäßig, indem die starke Einnahme von den herrschaftlichen Domänen und Pachtgütern dabei mit eingerechnet ist. Es können demnach über 70 bis 80 fl. rhn., für jeden Kopf im Durchschnitt zum jährlichen Unterhalt der Einwohner angenommen werden, nach Abzug aller herrschaftlichen Abgaben und anderer Geldabflüsse des Landes. Dies ist viel und in den meisten deutschen Ländern gewiß nicht der Fall. Die Bewohner des Marschlan-

des sind indeß weit reicher als die übrigen Einwohner dieser Herrschaft, und wenn die Getreidepreise hoch stehen, kommt so viel fremdes Geld in das Land, daß ein sichtbarer Wohlstand daraus hervorgeht, der sich über die meisten Einwohner verbreitet, und überall sich zeigt, in den Wohnhäusern, in dem Hausrath, in der Kleidung und in den Nahrungsmitteln. Auch hat eben dieser Wohlstand einen höheren Grad von Cultur zur Folge.

Zu der Wohlhabenheit der Einwohner trug allerdings auch die gesetzliche Freiheit, welche sie als Nachkommen der ehemaligen freien Friesen genossen, sehr viel mit bei; und nicht minder die Mäßigkeit der Abgaben, und die schonende Behandlung der Unterthanen von Seiten ihrer Vorgesetzten: wodurch zugleich die Cultur und Civilisation der Bewohner, bei einem sehr zweckmäßigen Schul- und Religionsunterricht, ungemein erhöht wurde. — Der Wohlstand des Landes wurde übrigens auch durch den auswärtigen Handel erzeugt, welcher theils durch die lebhafte Schifffahrt auf der angränzenden Nordsee begünstigt wurde, theils aber durch bedeutende Exporte von jungen Pferden und von Hornvieh.

Da die meisten Bauern dort ein ganz freies Landeigenthum besitzen, und adeliges Grundeigenthum wenig oder gar nicht vorhanden ist, so drückten sie auch keine Frohndienste und andere aus dem Feudalwesen herrührende Lasten, die in andern Ländern den Landmann so oft zum Uebermaaß beschweren. Es mußte deshalb in diesem

Ländchen das sogenannte Oeconomie-System (physiocratische System) herrschen, ohne daß man den Namen desselben kannte, wiewohl es 1754 schon als ein wissenschaftliches System von Louis Quesnais in Paris aufgestellt war. Natürlicher Weise konnte aber dort kein anderes öconomisches oder national-öconomistisches System herrschen, als das physiokratische, weil keine einzige Stadt (nicht einmal ein Städtchen) im ganzen Lande vorhanden war, mithin alle städtische Gewerbe wegfielen. Nur die gewöhnlichen Handwerke wurden in dem Flecken und auf den Dörfern zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse getrieben, worunter die Leinenweberei hin und wieder am bedeutendsten war. Außerdem war der Fleiß der Einwohner gänzlich auf den blühenden Ackerbau und auf die Betreibung der trefflichen Hornvieh- und Pferdezucht gerichtet, welche denn auch sämmtlich sehr bedeutende Ausfuhrartikel gaben, die das Land bereicherten.

Die übrigen Exporten bestanden in Butter, Käse und Speck, welches zur See ausgeführt ward, nach Holland, Bremen u. s. w. Unter diesen Umständen mußte die Grundsteuer die einzige Steuer seyn, oder doch bei weitem die Hauptabgabe der Unterthanen an die Herrschaft. Die Beisaßen und Tagelöhner (ohne Grundeigenthum) gaben damals nur ein altes Huhn, als eine Art von Schutzgeld, oder eine andere verhältnißmäßig kleine Abgabe; die wenigen Juden zahlten etwas an Schutzgeld mehr. Von Zöllen und Mauthen wußte man in diesem glücklichen Länd-

chen zu der Zeit gar nichts, trotz des lebhaften Vieh- und Pferdehandels auf den Märkten und des bedeutenden Fruchthandels, der in den beiden kleinen Seehäfen der Herrschaft Kniephausen geführt wurde. *)

In dem Hauptflecken dieses Ländchens, welcher Sengwarden heißt, stand mein Vater Joh. Friedr. Crome (aus Einbeck gebürtig) als erster Geistlicher und Mitglied des Consistorii zu Kniephausen, über 50 Jahre, als ein sehr beliebter Kanzelredner nicht allein, sondern auch als ein treuer, allgemein geschätzter Seelsorger, ein Vater der Armen, ein Freund und Rathgeber aller Kranken und Leidenden, der sich dadurch, in aller Hinsicht, um seine Gemeinde sehr verdient machte.

Er war ein sehr einfacher, grader, redlicher, und wahrhaft edler Mann, der auch durch seine vielfachen medicinischen Kenntnisse viel Gutes stiftete, und dabei eine Uneigennützigkeit zeigte, wie sie wohl wenig angetroffen wird. Er half immer nach allen Kräften, wo er nur wußte und konnte.

Auch verbesserte er das Schulwesen in seinem Kirchsprengel so glücklich, daß es in einer Reihe von Jahren, bis auf den heutigen Tag, die wohlthätigsten Folgen für die Moralität und Verstandesbildung der Einwohner hatte.

Meine Mutter war eine geborne Büsching,

*) S. Friedr. Arends schätzbares Werk über Ostfriesland, Jeverland und Kniephausen. Hannover, 1822. Bd. 3. Ferner auch die Darstellung der Staatskräfte von Deutschland. von Dr. Crome. Th. II, pag. 53 ff.

aus Stadthagen, eine sehr gebildete und geistreiche Frau. Dabei führte sie die ganze Haushaltung, indem mein Vater nichts davon verstand. Sie war äußerst lebhaft, mitleidig, menschenfreundlich und gut. Kein Hülfloser ging ohne Trost von ihr weg.

Meine Eltern hatten zwanzig Kinder, welche aber größtentheils früh starben. Von meinen Geschwistern haben nur sechse mit mir das reifere Alter erreicht. Mein einziger Bruder war der Aelteste, welcher als Advokat zu Kniephausen sich verheirathete. Eine bedeutende Erbschaft seiner Gattin störte sein Glück und seine Zufriedenheit, statt diese zu befestigen; er starb in der Blüthe seiner Jahre, und seine Gattin bald nach ihm.

Meine älteste Schwester Friderike war die Zweite von oben. (Sie wurde an den Rittmeister der hannöverischen Cavallerie, Wiedebusch, verheirathet.) Dieser folgte ich, indem ich den 6. August 1753 zu Sengwarden geboren wurde.

Von den drei jüngeren Schwestern blieben die ersten beiden (Antoinette und Charlotte) unverheirathet. Sie erwarben sich das unendlich große Verdienst, das Alter der Eltern zu erleichtern, und diese zu pflegen bis an das Grab. Vater und Mutter starben in ihren Armen.

Ein reicher Verwandter unserer Familie, der Oberamtmann Baumgarten, zu Rothenburg bei Bremen, (der später nach Harsefeld, bei Stade, versetzt wurde) nahm sie zu sich, und da er unverheirathet war, so führten sie dessen Haushaltung, als Verwandte und Freundinnen.

Die zweite von ihnen, Charlotte, starb vor mehreren Jahren zu Harsefeld, die älteste aber, Antoinette, lebt noch gegenwärtig zu Rothenburg, und der verstorbene Oberamtmann Baumgarten hat ihr von seinem bedeutenden Vermögen so viel vermacht, daß sie in ihrem hohen Alter ein sehr anständiges Auskommen dadurch hat.

Die jüngste von meinen Schwestern (Christiane) holte ich 1791 aus meinem väterlichen Hause ab, wie ich von Gießen aus meine Eltern besuchte. Sie blieb bei mir bis sie sich 1799 an einen französischen Stabsoffizier, Larroque, damaligen Commandanten von Gießen, verheirathete. Larroque war mit dem General Bernadotte nach Gießen gekommen, er stieg in der Folge zum General empor, ward decorirt und baronisirt, und starb vor einigen Jahren in Colmar, wohin er seine Retraite genommen hatte. Dort wohnt seine Wittwe noch jetzt.

Meine Mutter wurde 70 und mein Vater 81 Jahre alt; beide waren vorzügliche Menschen an Geist und Körper, geschätzt von ihren Umgebungen, eigentlich aber mehr für das Stadt- als Landleben geschaffen.

Den Unterricht in unserem Hause ertheilte drei Jahre, von 1760—63, ein Onkel des Prof. Schlosser in Heidelberg (aus der Stadt Jever gebürtig), welcher Privatlehrer bei uns war. Das Schicksal beraubte uns zu früh Desselben, indem er sein Glück in Holland versuchte, welches auch vollkommen gelang, und wo er als Prediger zu Zwoll gestorben ist.

Nach der Zeit übernahm mein Vater den Unterricht selbst, welches er um so eher vermochte, da er große Kenntnisse in den alten Sprachen besaß, auch früher selbst Schulmann in Stadthagen (im Lippe-Bückeburgischen) gewesen war. Auch in der Geschichte, Geographie und den neueren Sprachen, war er wohl bewandert. Doch wurde der Unterricht durch Amtsgeschäfte zu oft unterbrochen; es mußte also dem Privatfleiße der Jünglinge zu viel überlassen werden. Endlich kann auch ein Mann das nicht alles lehren, was mehrere Männer an einem Gymnasium vortragen. Uns dies besuchen zu lassen, so sehr wir es auch wünschten, dazu waren meine Eltern, bei so vielen Kindern, zu wenig bemittelt.

Außerdem hatten wir einen trefflichen Lehrer im Schreiben, Rechnen und in der Musik, an dem äußerst geschickten Organisten und Schullehrer dieses Fleckens, Herrn Renken, welcher zugleich mehrere Instrumente mit Fertigkeit und Geschmack spielte, und eine vorzügliche Gabe zum Unterricht besaß.

Da mein Vater ebenfalls sehr musikalisch war, so wurde die Musik in meinem elterlichen Hause (wo Unschuld wohnte und strenge Sitten herrschten) bald das einzige gesellschaftliche Vergnügen, wozu denn der Organist Renken das Meiste beitrug. Noch jetzt verdanke ich diesem redlichen, geschickten und liebenswürdigen Manne die süßesten Freuden meines Lebens, wenn ich Abends auf dem Piano phantasire, da ich in meinem hohen Alter die Noten nicht mehr lesen kann,

obgleich ich ehemals eine ziemliche Fertigkeit darin besaß.

Unsere überhaupt so einfache als frugale Lebensweise legte zu meiner starken körperlichen Constitution einen sehr guten Grund, wozu besonders noch die häufigen Arbeiten und Dienstleistungen viel beitrugen, welche ich bei dem großen Feld- und Gartenbau mit übernehmen, und beständig dabei Hand anlegen mußte. Wie ich mehr herangewachsen war, kamen die öfteren Ausflüge zu Fuß und zu Pferde auch noch hinzu, um den Verkauf der gewonnenen Feldfrüchte zu besorgen; welches dann dem Jünglinge zugleich eine Selbstständigkeit gab, die man aus Büchern sich nicht erwirbt. Dabei herrschte ein reiner ungetrübter Menschenverstand in unserem Hause, ohne alle Vorurtheile, womit wahre Religiosität des Herzens verbunden war. Daraus mußten nun gesunde Menschen an Leib und Seele hervorgehen; und diese sana mens in corpore sano ist das größte und schönste Erbtheil gewesen, welches ich von meinen Eltern erhielt und dessen ich mich heute noch in meinem 79sten Jahre dankbar erfreue. Mein Vater, ein großer, robuster, in jeder Rücksicht kräftiger Mann, war eben so hart und einfach erzogen, und dieser Maaßstab lag dann auch bei unserer Erziehung zum Grunde.

Im Jahre 1769 bezog mein Bruder die Universität zu Göttingen, um dort jura zu studiren. Ich war drei Jahr jünger und strengte meinen Fleiß nun um so mehr an, damit ich ihm bald nachfolgen könne.

In eben diesem Jahre begleitete ich meine älteste Schwester nach Stade zu einer nahen Verwandtin, welche sich ihren Besuch erbeten hatte. Die Hinreise schien mir auf dem Postwagen, über Bremen, Otterndorf und Kloster Zeven, sehr bequem; die Rückreise aber war für mich eben so beschwerlich, als sie gefährlich hätte werden können. Ich ging nemlich, aus Mangel an Geld, von Stade aus, zu Fuß, gerade durch den morastigen Theil des Landes Hadeln (ein Distrikt von etwa sechs Quadratmeilen, im Herzogthum Bremen gelegen) auf Bremervörde zu, und von dort nach Bremerlehe, einem Flecken am Ausfluß der Weser in die Nordsee; — wo jetzt der neue Hafen für die Stadt Bremen angelegt wird. *) Die Weser ist dort ohngefähr eine halbe Stunde breit und tief genug für große Schiffe. Die Natur hat bei Bremerlehe schon eine schöne Anlage zu einem Hafen gebildet, die auch früher dazu benutzt war, aber von den Schweden im dreißigjährigen Kriege gänzlich zerstört wurde.

Das jenseitige Ufer bildet der schmale Erdstrich, das Budjadinger-Land genannt, welches zum Herzogthum Oldenburg gehört. Dieser scheidet den Ausfluß der Weser von der Jahde, und hat gar keinen Hafen.

Um nun meine Heimath auf dem kürzesten Wege zu erreichen, ließ ich mich über die Weser

*) S. Geographisch-statistische Darstellung der deutschen Bundesstaaten, von Dr. Crome. Leipzig, 1820. Thl. I, S. 115 ff. und Thl. IV, (1828) S. 461, wo dieser neue Hafen beschrieben ist.

setzen, in einen offenen Kahn, der mit zwei Schiffleuten besetzt war. Die Fluth strömte aber dort so stark von oben herab, und das Wasser wurde durch entgegengesetzten heftigen Ostwind so hohl gemacht, daß die Wellen, mitten in der Weser, oft über den Kahn hinweggingen, und mich um so mehr durchnäßten, da wir dreimal einen großen Halbzirkel machen mußten, um den Landungsplatz an dem jenseitigen Ufer zu gewinnen. Da dies zum drittenmal auch nicht gelang, und wir dem Ausfluß der Weser in die Nordsee immer näher kamen, also befürchten mußten in die offene See getrieben zu werden, so blieb nach einer dreistündigen Wasserfahrt nichts anderes übrig, als ein paar hundert Schritte vom Lande, mit Hülfe eines von den Schiffsleuten, in die Weser zu springen und bis an den Gürtel im Wasser durchzuwaten, um so das nahe Ufer zu erreichen. Der am Boden liegende sogenannte Zugsand machte diese Wasserpartie eben so beschwerlich als gefährlich, zumal da der anfangs mich begleitende Schiffer mitten im Wasser schnell zu seinem Kahn zurückkehrte und mich meinem Schicksal überließ.

In Blexum (einem nahe gelegenen großen Dorfe, nicht weit von der östlichen Küste des Budjadinger Landes), wo ich an das Land stieg, wurden meine Kleider bald getrocknet, und ich ritt, mit dem Eigenthümer eines gemietheten Pferdes, an demselben Tage noch vier Stunden weit quer durch das Budjadinger Land, der entgegengesetzten westlichen Küste zu, nach dem Dorfe Equarden und von dort an den Deich, welchen

die Jahde begrenzt; um mit einem Fahrzeuge nach Rüstringer-Siehle, auf der Küste der Herrschaft Kniephausen belegen, zu segeln. Mein Unstern wollte aber, daß das Fahrschiff eine Viertelstunde vor meiner Ankunft bereits abgesegelt war, nach der jenseitigen Küste hin. Wir sahen es noch von ferne, konnten es aber nicht mehr zurückrufen, und ein anderes Fahrzeug war nicht vorhanden.

Um nun nicht 24 Stunden länger auszubleiben (welches meinen Eltern große Sorge gemacht haben würde, da ich den Tag meiner Rückkehr bestimmt geschrieben hatte, und von jeher dazu angehalten war, mein Wort pünktlich zu halten), so entschloß ich mich kurz und gut, den Meerbusen der Jahde an demselben Abende noch zu umgehen. Dieß geschah denn auch innerhalb acht Stunden in Begleitung eines herrschaftlichen Boten, der zufällig diesen Weg zu machen hatte. Dieser trug meine kleine Reise-Equipage gegen eine geringe Belohnung.

Wir kamen Nachts um 12 Uhr ganz erschöpft zu Varel an, nachdem ich zwei Tage und eine Nacht ununterbrochen auf der Reise gewesen war, zu Fuß und zu Pferde. Allein der Jüngling erträgt alles, wenn er gesund und robust ist. Von dort aus hatte ich am folgenden Tage noch sechs Stunden zu machen und war zeitig zu Hause. Diese und ähnliche Aufträge und Ausflüge in meiner frühen Jugend verschafften mir eine gewisse Entschlossenheit, Haltung und Selbstständigkeit für mein ganzes Leben, die mir in der Folge sehr gut zu Statten gekommen ist.

In Göttingen verzehrte mein Bruder mehr, als wir bezahlen konnten. Da aber der dortige Consistorialrath und Prof. Dr. Walch (dessen Frau eine geborne Crome war) für die Schulden gut gesagt hatte, so mußten sie allmählig von meinem Vater abgetragen werden.

Dies verursachte, daß zu meinem Studiren wenig oder gar nichts von meinen Eltern verwendet werden konnte. Gleichwohl sollte ich 1772 nach der Universität zu Halle abgehen. Indessen war mein Vater so beliebt und verehrt in seiner Gemeinde, *) daß diese einen nicht unbedeutenden

*) Hier nur ein Beispiel von der hohen Achtung, die mein Vater in seiner Gemeinde genoß, und welches in einem öffentlichen Journal von einem Unbekannten neulich erzählt wurde. Die Sache verhält sich wörtlich so:

Im Anfange dieses Jahrhunderts hielt der jetzt regierende Graf von Bentink ein großes Treibjagen in der Herrschaft Kniephausen, und zwar im Winter, wozu die dortigen Bauern und Landleute freiwillig mitwirkten. Nahe vor dem Ende der Jagd, ehe jedoch der Kreis sich geschlossen hatte, beleidigte der dortige Vogt (eine Art von Unteramtmann) die Bauern durch Schimpfen auf das Unvorsichtigste, weil sie den Kreis nicht schleunig genug geschlossen hatten. Diese, dadurch ergrimmt, verließen sogleich ihren Posten und zogen mehrere hundert Mann stark, mit Piken und Gewehr bewaffnet, nach dem Flecken Sengwarden hin, wo der Vogt wohnte, — in der Absicht ihn (der gleich anfangs die Flucht ergriffen hatte) zu mißhandeln und sein Haus zu demoliren. Ersteres gelang ihnen nicht, denn der Vogt hatte sich auf den Heuboden eines armen Taglöhners versteckt, dagegen rissen die wüthenden Bauern sein eigenthümliches und zum Theil neu erbautes Haus fast gänzlich nieder: denn der friesische Bauer, welcher in der Güte sich vieles gefallen läßt, kennt sich selbst nicht mehr, wenn er im gerechten Gefühl einer erlittenen Beschimpfung einmal aufgereizt ist.

Beitrag dazu lieferte, so wie der damalige Landesherr (Graf von Bentink, der Vater des jetzt regierenden Grafen) ebenfalls ein ansehnliches Geschenk mir dazu verehrte.

Mein Universitätsleben in Halle. von 1772 — 74.

Gut equipirt reisete ich also im Frühjahr 1772 nach Halle ab, welche Universität deswegen gewählt wurde, weil mein Onkel (more Britta-

---

Die Grafen von Bentink hatten sich auf ihr Schloß Kniephausen zurückgezogen, welches Gräben und Zugbrücken hatte, auch mit einem Dutzend Kanonen versehen war, aber nur eine kleine Besatzung von Invaliden besaß. Die Honoratioren in Sengwarden ließen sich gar nicht sehen und verschloßen ihre Häuser, wie der rasende Haufen noch immer fortwüthete und es zu befürchten stand, daß noch mehrere Häuser würden demolirt werden. In dieser allgemeinen Noth wurde im entscheidenden Moment mein alter Vater aus dem Bette geholt (es war nemlich Nachts 12 Uhr geworden), um den Sturm zu beschwören. Dieser Greis kannte die Einwohner alle: er hatte sie fast alle getauft, confirmirt, zum Theil auch copulirt u. s. w., kurz er war ihr geistlicher Vater gewesen, damals schon seit mehr als 40 Jahren, und die Ehrfurcht vor ihm, verbunden mit Liebe und Vertrauen, war unbegrenzt in dieser Gemeinde.
So wie die ihnen wohlbekannte große Stocklaterne, welche mein Vater vor sich hertragen ließ, von dem rasenden Haufen nur in der Ferne erblickt wurde, schrie Alles: „Herr Jesus, da kommt der alte Pastor!" — Dann folgte Todesstille. — Wie er nun mitten unter sie trat und mit seiner sonoren Stimme bewegt rief: Kinder! habe ich euch das gelehrt?! — so antworteten mehrere hundert Stimmen zugleich: „ach nein Herr Pastor! — gute Nacht, Herr Pastor, gute Nacht!" — und Alle gingen beschämt auseinander: Jeder schlich sich still nach Hause.

nico) der Oberconsistorial-Rath Dr. Büsching in Berlin mir in den königl. preußischen Staaten sehr nützlich seyn konnte, welches er auch in der That gewesen ist.

Bis Bremen machte ich die Reise mit einem Verwandten, dem Kammersecretair Bruno aus Kniephausen. Von Bremen aus ging ich allein mit der fahrenden Post *) über Hagenburg nach Hannover. Dabei erinnere ich mich noch mit Vergnügen der Gesellschaft des würdigen Rectors Steffens aus Celle auf den beiden letzten Poststationen, dessen Freundschaft und Liebe ich gewann, so daß wir uns ungern trennten. Er war ein liebenswürdiger alter Mann. In Hagenburg — einem Flecken mit einem Schloß im Lippe-Bückeburgischen am Steinhuder Meer — logirte ich bei dem Amtsrath Barkhausen (einem nahen Verwandten meiner Mutter). Der dortige Aufenthalt war für mich höchst angenehm. Auch wurde meine Freude durch einen Besuch auf der Festung Wilhelmstein, im Steinhuder Meer, noch erhöht. **)

Von Hagenburg aus machte ich eine Ausflucht nach Stadthagen, wo meine Mutter gebo-

---

*) Die Postwägen waren damals nur Leiterwägen. Die ersten bedeckten Postwägen sah ich 1773 im Preußischen, auf einigen wenigen Postrouten; die Decke war aber von Wachstuch, sehr zerbrechlich und armselig. Die besseren Arten von Post- und Eilwägen lernten wir spät genug von den Franzosen, um sie dennoch jetzt zu übertreffen.

**) Siehe mein Werk über die Staatskräfte der deutschen Bundesstaaten. Bd. 3, S. 216, wo die Festung Wilhelmstein beschrieben ist.

ren war und den Lenz ihrer Jahre verlebt hatte. Auch hatte mein Vater an der dortigen lateinischen Schule einige Jahre als Lehrer gestanden. Die Liebe und Güte der vielen Angehörigen meiner Mutter war wohlthätig für den Jüngling, dessen Herz für Familien-Freuden so empfänglich war. Ich ehre noch jetzt die Namen Wippermann, Barkhausen, Sprengel u. a. m., die mich mit Wohlwollen überhäuften. Von Stadthagen machte ich einen Besuch in Sülbek bei dem dortigen Geistlichen, dem Schwager meiner Mutter, wo mich eine liebenswürdige Familie mit Herzlichkeit aufnahm.

Zu Sülbek war noch Alles in Allarm, wie ich dorthin kam, über den Raubmord, der einige Wochen vorher an der Familie eines benachbarten Geistlichen war versucht worden. Dieser hatte nemlich eine reiche Frau aus Bremen geheirathet und mit derselben eine ansehnliche Mitgabe erhalten. Er bot nun in den öffentlichen Blättern mehrere tausend Thaler zum Verleihen aus. Da das Pfarrhaus am Ende des Dorfes sich befand und er mit seiner Gattin und einer Magd allein darin wohnte, so rieth man ihm, daß er auf seiner Hut seyn möge wegen eines etwaigen Diebstahls. Indessen kam diese Warnung zu spät, oder wurde nicht sogleich beachtet. Einige Tage darauf kam Abends 10 Uhr ein Reisender zu Pferde vor sein Haus und bat um Einlaß. Die ganze Hausgenossenschaft ging mit dem Lichte an die verschlossene Hausthür, um zu fragen, wer der Reisende sey? — Ein gräflicher Förster N. N. war die

Antwort, der in dem höchst elenden Wirthshause des Dorfes nicht einkehren könne, und deshalb ein Nachtlager bei dem Pastor sich ausbitte, welches er dankbar vergüten wolle. Man weigerte sich anfangs, man entschuldigte sich gegenseitig, man capitulirte und endlich wurde auf Zureden der Frau aufgemacht. Ein großer schöner Mann war abgestiegen, der eben sowohl wie sein Pferd gut equipirt schien und nach Försterart bewaffnet war. Man zog das Pferd in den Stall und der Förster setzte sich mit der Tabakspfeife zum Pfarrer, in dessen Zimmer, während die Frau ein kleines Nachtessen für den ungebetenen Gast bereitete. Dem Pfarrer wurde es indeß bei den Erzählungen des Fremden von der dermaligen Unsicherheit (es war im März des bekannten Hungerjahres 1772) ganz unheimlich. Er schlug deshalb, während der Förster zu Nacht aß, seiner Gattin vor: denselben in die sogenannte Aufkammer des Hauses, neben der Küche zu logiren, wozu eine Treppe von fünf Stufen hinaufführte. Dort befanden sich zwei große eiserne Krampen an den beiden Thürpfosten, durch welche man einen starken runden Stab oder Besenstiel steckte, um beim Schlachten der Schweine sie daran aufzuhängen. Wenn dies geschah, war die Thür der Kammer von innen nicht zu öffnen, weil sie nach der Küche zu, also von der Stube nach außen hin aufging. Der Pfarrer begleitete den Förster in diese Kammer, wünschte ihm eine gute Nacht, machte das Zimmer zu und steckte auswendig leise den dicken Besenstiel durch beide Krampen vor die Thür

desselben. Nun war der Förster eingesperrt. Dieser legte seine beiden geladenen Pistolen und seinen Hirschfänger auf den Tisch vor seinem Bette, und schlief ermüdet von seiner Reise sogleich ein. Nicht so der Geistliche, welchen die Sorge wegen des fremden Gastes wach erhielt, als plötzlich zwei Kerls die morschen Fensterladen seines Schlafzimmers vom Garten aus erbrachen und hereinstiegen.

Das Geschrei der Frau hatte zwar die Magd geweckt, aber nicht den im tiefen Schlaf liegenden Förster. Die Diebe knebelten nun die Magd, so wie den Pfarrer und seine Frau, forderten den Schlüssel zum Gelde, nahmen dasselbe heraus und packten es in einen Sack. Die Bösewichter wären wahrscheinlich glücklich entkommen, wenn ihre Raubgier nicht auch den goldenen Ring verlangt hätte, den sie noch an dem Finger der Frau erblickten. Da dieser Ring aber nie abgenommen wurde und fest an dem Finger saß, so stieß die Frau bei'm gewaltsamen Abreißen desselben ein so gellendes Geschrei aus, daß der Förster davon erwachte. Er sprang wie ein Pfeil aus dem Bette, warf sich schnell in die Kleider, nahm Pistolen und Hirschfänger zur Hand und lauschte an der Thür, um zu hören, was das Geschrei zu bedeuten habe.

Unterdessen hatte der Pfarrer sich aufgerichtet und einen der Spitzbuben erkannt, der, aus seiner Gemeinde, an demselben Tage (Sonnabend) in der Kirche bei ihm zur Beichte gewesen war und den folgenden Tag communiciren wollte, um sein Verbrechen desto besser uz maskiren. Der Pfarrer

rief ihn bei seinem Namen, so gut dies bei einem schlecht geknebelten Munde gehen konnte. Ihr kennt uns?! — schrieen beide Verbrecher zugleich, — jetzt müßt ihr sterben. Sie hingen sofort den Pfarrer und seine Frau (in Ermangelung eines zweiten Stricks) Beide mit einem und demselben Strick auf, an dem Pfosten der Stubenthür, wo ein starker Nagel sich befand, den sie beim Schein ihrer Blendlaterne entdeckten. Weil aber die Köpfe von Beiden in einen Strang kamen, so verhinderte dies das feste Zuschnüren desselben und rettete ihnen das Leben. Da dies Aufknüpfen nicht ohne großes Geräusch und Geschrei ablief, so wollte der Förster losbrechen, fand indeß seine Stubenthür verrammelt. Ein paar heftige Stöße mit dem Fuß zertrümmerten sie jedoch bald. Zugleich sprang einer der Mörder in die Küche mit den Worten: Das ist der Candidat, der morgen predigen soll, ich will ihn aber kalt machen. In dem Augenblick empfing er einen Pistolenschuß von dem Förster, welcher ihn hinstreckte. Der Andere, noch mit dem Aufhängen beschäftigt, bekam den zweiten Schuß, wie er eben zum Fenster hinaus springen wollte. Jetzt erblickte der Förster mit Entsetzen Mann und Frau an einem Strick hängend. Er durchschnitt ihn mit seinem Hirschfänger und Beide fielen zu Boden. Darauf befreite er die Magd von ihren Banden, und mit ihrer Hülfe hatte er das Glück den Pfarrer und seine Frau, die ohnmächtig dalagen, beide wieder in das Leben zurückzurufen, als ihr von Gott gesandter

Schutzengel, den sie dankbar und reuig als solchen erkannten, nachdem sie ihn in so üblem Verdacht gehabt hatten.

Von Hagenburg eilte ich über Hannover zu meinem Onkel nach Hojershausen, in der Nähe von Brügge, der dort als Geistlicher in diesem Dorfe stand, welches in einem fruchtbaren Thale zwischen der Külp und dem Duinger Berge liegt. Er war der jüngste Bruder meines Vaters und hatte meine älteste Schwester seit zwei Jahren zur Unterstützung seiner schwächlichen Gattin bei sich. Mein Oheim war ein ernster aber sehr wohldenkender Mann, der mit einer bewunderungswürdigen Gelassenheit das Unglück ertragen hatte, welches ihm einige Jahre vorher durch den Besuch meines älteren Bruders zugestoßen war, wie dieser als Studiosus nach Göttingen reisete. Mit Terzerolen und sogenannten kleinen Schlüsselbüchsen hatte er gemeinschaftlich mit den jüngeren Söhnen des Pfarrers, nach Spatzen geschossen, und dabei die mit Stroh bedeckte Scheune unglücklicherweise in Brand gesteckt, so daß bei dem starken Nordwinde das Pfarrhaus und das halbe Dorf (Einbekhausen) in Flammen gerieth, und in wenigen Stunden abbrannte. Der Studiosus mußte fliehen vor den ergrimmten Bauern und eilte nach Göttingen, mein Oheim aber nach Hannover, wo er von Allem entblößt vor dem Consistorium als Supplicant erschien. Er erhielt eine dreifach einträglichere Pfarre zu Hojershausen, die ihm bald wieder aufhalf.

Von dort ging meine Reise nach Allfeld, zu dem General-Superintendenten Crome, einem nahen Verwandten, dessen Sohn zu der Zeit als Rector in Hildesheim stand, und nachher Director des Gymnasiums zu Lüneburg war. Beide Männer sind auch als Schriftsteller in der gelehrten Welt rühmlich bekannt.

In dem lieblichen Braunschweig, wo ich einen Tag blieb, gesellten sich zwei angehende Studiosen zu mir, die ebenfalls nach Halle zogen und auf einer anderen Postroute nach Braunschweig gekommen waren. Sie waren Landsleute von mir, nemlich aus Norden in Ostfriesland, und hießen Uven und Taaks. Beide waren äußerst wohlgezogene, sittliche und vermögende Jünglinge, mit welchen ich auf der Universität sowohl, als auch in der Folge die innigste Freundschaft unterhielt. Auch der Studiosus Nachtigall aus Halberstadt vermehrte unseren freundlichen Zirkel. Er erwarb sich in der Folge als Rector einer lateinischen Schule in Halberstadt Verdienste, gab auch mehrere Schriften heraus.

Der Empfang des Postwagens in Halle, von Seiten der dortigen rohen Studiosen, gab mir von diesen Musensöhnen nicht den besten Begriff.

Ich sollte nun Theologie studiren, und an der großen lateinischen Schule des berühmten Waisenhauses zu Halle mir durch Unterricht den Mittags- und Abendtisch verdienen; dies gelang denn auch vollkommen. Aus dem väterlichen Hause folgte mir der Segen meiner Eltern und die Liebe meiner Geschwister und Bekannten sicht-

bar nach; denn der unverdorbene Jüngling wurde allenthalben gut aufgenommen; — auch giebt das schöne Bewußtseyn, seine Eltern und Angehörigen nie absichtlich betrübt, vielmehr ihre Liebe verdient zu haben, eine hohe Ruhe, Zufriedenheit und Zuversicht, womit man der Zukunft getrost entgegen sieht. Dies religiöse Gefühl verbanne man ja nicht aus der Erziehung der Jugend! — Uebrigens nahm ich mir schon damals fest vor, nicht eher in mein kleines Vaterland zurückzukehren, bis ich auswärts gut versorgt sey, und ich habe Wort gehalten. Denn ich kam erst nach 19 Jahren, als Professor und Regierungsrath zu Gießen, zum ersten- und letztenmal wieder dahin und fand meine Eltern und Geschwister sämmtlich noch am Leben. Dreizehn glückliche Wochen, welche ich bei ihnen zubrachte, waren der Liebe und der Freude gewidmet und gehören zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Ich habe damals das Glück gehabt ihre Tage durch Unterstützung zu versüßen, auch die jüngste Schwester zu mir zu nehmen und nach acht Jahren, die sie bei mir verlebte, durch eine Heirath zu versorgen.

Die Universität zu Halle hatte zu der Zeit nur zwei berühmte Professoren in der Theologie, nämlich Semmler und Nösselt; denn Gruner und Schulze waren nicht bedeutend, und der würdige alte Dr. Freilingshausen war damals schon zu alt, um noch mit Erfolg zu dociren. Von den beiden Lehrern der orientalischen Sprachen war

Professor Dr. Stiebritz äußerst schwächlich. Griesbach und Schütz (der jetzige Nestor der gelehrten Welt in unserem Vaterlande), fingen zu der Zeit erst an öffentlich zu lehren, aber mit glücklichem Erfolg.

Semmler, der seine Stärke in der Kirchengeschichte und Patristik hatte, war ein aufgeklärter, liberaler und trefflicher Mann, beliebt bei den Studiosen, wiewohl sein Vortrag nicht sehr angenehm und seine Sprache nicht allgemein verständlich war. Er bahnte indessen den Weg zu einer größeren Freisinnigkeit in der Theologie, die damals in Deutschland aufdämmerte.

Dagegen hatte Nösselt die Gabe eines sehr klaren und faßlichen Vortrages. Er war dabei ein sanfter allgemein geschätzter Mann, der den meisten Beifall zu der Zeit in Halle hatte, von allen theologischen Docenten. Seine exegetischen Vorlesungen über das neue Testament waren sehr besucht, seine theologische Moral vortrefflich, und seine Encyklopädie der theologischen Wissenschaften eben so gemeinnützig als beliebt.

Nösselt hatte mehr als 200 Zuhörer in der Exegese, und Semmler eben so viele in der Kirchengeschichte. — Außerdem benützte ich noch den Professor Thunmann für die Geschichte, welche jedoch Professor Bertram ebenfalls mit Beifall las. Damals lebte der alte Kanzler Karrach noch in Halle, der, obgleich schon etwas kindisch, immer noch fungirte, wiewohl der Professor Juris, Geh. Rath Nettelblatt, eigentlich die Universität mit dem ProREKtor regierte.

Noch bemerke ich unter meinen damaligen Lehrern einen gewissen Magister Walther, der über die römische Literatur ebensowohl, als der oben erwähnte Schütz, interessante Vorlesungen hielt. Der Letztere nahm mich in das Seminarium regium auf.

Keine einzige Wissenschaft von allen denen, welche ich in der Folge hier in Gießen lehren mußte, habe ich auf Universitäten je gehört, weder Statistik noch Cameral-Wissenschaften, theils weil sie von den Professoren Pauli und Förster nur seicht gelehrt wurden, theils weil ich mich in dem mir vorgeschriebenen kurzen Zeitraum von zwei Jahren allein auf die Theologie legen sollte und beschränken mußte. Doch hörte ich die reine Mathematik bei dem trefflichen Professor Eberhard, die von ihm, nebst der Physik, gut gelesen wurde.

Was mir indessen vorzüglich auf der Universität zu Halle genützt hat, war der Unterricht, welchen ich zwei Jahre lang auf der großen lateinischen Schule des Waisenhauses gab; wo ich in Secunda (es waren dort nämlich 15 Klassen) die französische Sprache lehrte, welche zu eben der Zeit mein Alters-Genosse, der nachmalige Kanzler Niemeyer, in Prima docirte, so wie dieser mein würdiger Freund auch gleichzeitig mit mir die neue Geschichte in Prima vortrug, indem ich in Secunda die alte lehrte.

Die geographischen, historischen und französischen Lehrstunden waren zu der Zeit dort am schwierigsten zu besetzen, wogegen unter der Zahl

von mehr als 75 Studiosen, welche in der lateinischen Schule des dortigen Waisenhauses Unterricht gaben, Sprachkundige in der alten Literatur im Ueberfluß sich fanden.

Ich mußte indessen des Morgens in aller Frühe (im Winter, wie im Sommer) mich zu meinen Lehrstunden vorbereiten, um meine Collegia ohne Unterbrechung am Tage besuchen zu können. Ich war aber von meiner Kindheit an an das frühe Aufstehen gewöhnt, und ich habe dieß bis in das 70ste Jahr fortgesetzt, auch alle meine Bücher in den Frühstunden von 4 bis 10 Uhr Vormittags größtentheils geschrieben.

Ueberhaupt mußte ich Alles aufsuchen und zusammen nehmen, um in Halle subsistiren zu können, denn ich durfte von meinen Eltern in den ersten anderthalb Jahren meines dortigen Aufenthalts gar keine Unterstützung erwarten. Dieß war um so trauriger für mich, da 1772, wie ich die Universität bezog, gerade die größte Theurung in Deutschland herrschte, namentlich in Sachsen und in den umliegenden Gegenden. Das Brod war so ungemein theuer und so leicht, daß ich zum Frühstück jedesmal für 3 gute Groschen verzehrte. Ich gab deßhalb außer dem Unterricht auf der großen lateinischen Schule des Waisenhauses, wodurch mir der Mittags- und Abendtisch wurde, auch Musik-Unterricht auf dem Clavier, aber nur meinen beiden Landsleuten Uven und Toaks. Diese beiden wohldenkenden Jünglinge wohnten zusammen und waren theils vermögend, theils mir so freundlich zugethan, daß

sie mir erlaubten und mich baten, diesen Clavier-Unterricht in unbestimmten Stunden, ganz nach meiner Bequemlichkeit zu geben; denn sie spielten schon ziemlich gut, und bedurften nur meiner Nachhülfe. So kam ich denn in mancher Woche gar nicht, wenn ich aber erschien, so war ich immer willkommen, da hieß es dann: der Crome hat wieder kein Geld, und so wurde dem gegenseitigen Bedürfniß abgeholfen. Meine Landsleute die Ostfriesen hatten mich überhaupt gern um sich, weil ich immer ein fröhliches Herz hatte, und das Vergnügen mitbrachte. Es gehörten zu diesem Zirkel von Freunden noch die Ostfriesen: Thermin, Steinmaier, Canold, Harringa &c., sämmtlich von guten Familien und wohlhabend; denn arme Jünglinge schickte man von dort her selten auf die Universität. Ich war der ärmste unter ihnen, aber doch der lustigste und der fleißigste.

Zu gleicher Zeit wurde mir noch ein anderes Glück in Halle durch den Zufall zu Theil, daß ich einige auf Schulen sehr gut vorbereitete und gut geartete Jünglinge fand, mit welchen ich einen genauen Umgang anknüpfte, und dagegen alle rohen Studiosen (deren es auf jener Universität zu der Zeit — bei 1400 Studenten — viele gab) sorgfältig vermied. Meine Freunde dagegen waren so fleißig und gebildet, daß sie (außer meinen ostfriesischen Landsleuten) in der Folge sämmtlich tüchtige Gelehrte und namentlich Professoren und Rectoren geworden sind. Dahin gehört z. B. der treffliche Löffler, der als Professor in Frankfurt a. d. O. stand, und später als General-

Superintendent in Gotha starb. Sodann der liebenswürdige Lieberkühn (nachher Prof. in Breslau), Heusinger (Prof. und Rector des Gymnasiums in Brieg), Stuve (Prof. in Braunschweig), Brückner, Treumann, so wie der redliche Gurlit (starb als Schuldirector in Hamburg) u. a. m.

Uebrigens ließ sich damals, so wie jetzt, Manches gegen die Einrichtung unserer gelehrten Institute erinnern. Den Professoren fehlte es nämlich oft bei wirklicher Gelehrsamkeit an einem guten Vortrage und an einer zweckmäßigen Lehr-Methode; so wie auf der anderen Seite die nöthige Aufsicht über die Studien und über die Verwendung von Geld und Zeit bei den Studiosen gänzlich vermißt wurde. Auch ward zu viel Unnützes, Unbrauchbares für das wirkliche Leben, in futuram oblivionem gelehrt, und dieß ist auf unseren Schulen noch immer der Fall.

Die Philosophie wurde in Halle keineswegs so gelehrt wie es zu wünschen war. Professor Meyer *) war schon zu alt, und sein Vortrag

*) Von dem verstorbenen Prof. Meyer in Halle erzählt man, daß ihn König Friedrich II. bei seiner Audienz in Potsdam einsmals gefragt habe, was er von dem Britten Lokke und seiner Philosophie halte? — Die Antwort war: Diese sey ganz unbrauchbar, und Lokke sey ein Phantast gewesen. Der König versetzte: Und Er, mein Herr Professor, ist ein Narr.

Ein ähnlicher Titel wurde dem Prof. Franke II. (junior) zu Theil, als er in Halle dem Könige Friedrich II. das große Gebäude des Waisenhauses zeigte. Wie grade in dem Augenblicke die Sonne auf die weiße Façade des großen Hauses schien, und den König blendete, so hielt

zu matt und zu wässerig; die Philosophie des damaligen Magister Träger aber zu trocken und unpopulär: wiewohl er noch den meisten Beifall hatte.

In den zwei Jahren, die ich in Halle studierte, kostete ich meinen Eltern nichts, und nur beim Abgange etwa 100 Gulden; denn ich erwarb mir theils (wie schon erwähnt) den freien Mittags- und Abendtisch durch den Unterricht im Waisenhause, theils wurde mir durch meinen Fleiß und gutes Betragen ein Stipendium von 100 fl. jährlich zu Theil, welches die theologische Fakultät in Halle zu vergeben hatte.

Sodann verdiente ich noch mein Taschengeld durch die Correktur von Büsching's Magazin ꝛc., welches damals bei Curt in Halle gedruckt wurde. Indessen wollte ich es doch im Allgemeinen nicht rathen, ohne Noth junge Leute, die nichts von Hause aus erhalten können, studieren zu lassen. Es geräth zuweilen wohl (mit vieler Sorge und manchen Entbehrungen), aber nicht immer ist der Erfolg erwünscht.

Mein einziges Vergnügen auf der Universität war, außer dem Umgange mit meinen Freunden, die Musik und das Reiten, welches beides

---

derselbe den Hut gegen die Sonne, um sich dadurch vor ihren Strahlen zu schützen. Franke glaubte, es geschähe dieß aus Respect gegen ihn, da er auch den Hut in der Hand hielt; er sagte deßhalb ganz treuherzig zum Könige: „Bedecken sich Ew. Majestät doch nur, bedecken Sie sich!" Der König versetzte darauf: „Herr „Doctor, sein Vater war zwar ein Pietist, aber doch ein „kluger Mann; Er aber ist wohl ein Frömmling, aber „zugleich ein dummer Teufel." —

ich von Jugend auf stark getrieben hatte. Ich ritt nach Lauchstädt, nach Merseburg rc., wenn ich Geld dazu erübrigen konnte; dieß war jedoch nur selten der Fall. Uebrigens wurde gar kein Spiel getrieben und gar kein Wein getrunken, der auch in Halle theuer und schlecht war; nicht die geringste Ausschweifung darf ich mir dort vorwerfen. Die Farbe blühender Gesundheit, welche ich von Hause mit nach Halle brachte, nahm ich auch von dort wieder mit. Dieß verdanke ich allein meiner einfachen und religiösen Erziehung, die in unseren Tagen so sehr versäumt wird. Und doch wie wichtig ist sie für das ganze Leben! —

Sodann übte ich mich in Halle auch im Predigen, welches zwar zum ersten Male auf einem Dorfe nicht gut ablief, weil die mit dahin gegangenen Studiosen mich irre machten, dagegen zum zweiten Male in der Universitätskirche zu Halle desto besser gelang.

Im Frühjahr 1774 trug mir mein Oheim, der Dr. Büsching in Berlin, eine Hofmeisterstelle bei dem damaligen Obersten (nachmaligen General der Artillerie in Berlin) Herrn von Holzendorf an, dessen jüngsten Sohn ich erziehen und unterrichten sollte. Wiewohl ich nun damals erst zwei Jahre studiert hatte, so waren die wichtigsten theologischen Collegien doch sämmtlich von mir gehört, und ich verließ Halle mit guten Zeugnissen versehen, um auf der schlüpfrigen Bahn des Hofmeisterlebens in Berlin mich zu versuchen.

Mein Hofmeisterleben.

Wie nothwenig es sey für Studiosen, die Hofmeister werden wollen, Pädagogik auf Universitäten zu hören, fühlte ich damals recht lebhaft; sie wurde aber zu der Zeit in Halle gar nicht gelesen, wie dieß denn auch jetzt noch auf den meisten Universitäten leider nicht geschieht.

Nur einmal habe ich hier in Gießen (1798) einen glücklichen Versuch damit gemacht, nach der Zeit aber hatte ich der Vorlesungen anderer Art zu viele, um mich der Pädagogik ferner widmen zu können.

Gewöhnlich wird das Hofmeisterleben zu leicht angesehen, um sich gehörig dazu vorzubereiten. Dieß war denn bei mir auch der Fall. Methode und Uebung im Unterricht hatte ich mir wohl auf dem Waisenhause zu Halle einigermaßen erworben, aber die nöthige Menschenkenntniß, namentlich in der größeren Welt, mangelte mir sehr; daher es mir anfangs etwas schwer wurde, mich in die Lebensweise und Denkungsart einer fremden Familie aus den höheren Ständen zu schicken.

Damals wurden in der Regel die Hofmeister für die geringfügigsten Personen in einem hochadeligen Hause gehalten, die man es recht fühlen ließ, daß sie eine sehr untergeordnete Rolle spielten. Ganz so schlimm ging es mir indessen doch nicht; denn ich gewann bald die Achtung und das Vertrauen der Eltern, und selbst Liebe und Freundschaft bei den Kindern.

Angenehm war es für mich, meine erste Ausflucht nach Berlin hin nehmen zu können, sowohl des großen Interesse wegen, welches die vielfachen äußeren Gegenstände und die vielen Gelehrten rc. mir einflößten, als auch der angenehmen Familien-Verhältnisse wegen, die ich im Hause meines Oheims, des Ober-Consistorialraths Dr. Büsching, zu finden das Glück hatte. Ich hatte Berlin schon im Frühjahr 1773 besucht, und einige Wochen in Büschings Hause zugebracht.

Dieser wahrhaft edle und menschenfreundliche Mann unterstützte mich kräftig, aber auf seine eigene Art. Er stellte diejenigen, welche er protegirte, an den Platz hin, wo sie sich durch Fleiß und Geschicklichkeit durchhelfen konnten, und überließ sie ihren eigenen Kräften, ohne sie jedoch ganz aus den Augen zu verlieren. Entsprachen sie seiner Erwartung, dann half er weiter fort.

Büsching hatte eben so vielseitige als ausgebreitete Kenntnisse, dabei eine Thätigkeit, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit ohne Grenzen. Als wirkliches Mitglied des Ober-Consistoriums in Berlin hatte er das Schulfach in seinem Referat; dabei war er Director des Köllnischen Gymnasiums zum grauen Kloster, und zugleich ein so arbeitsamer und fleißiger Schriftsteller, daß er bekanntlich 110 Bücher geschrieben hat, welche in Mensels Gelehrten-Lexicon aufgeführt sind. Dieser gelehrte Geograph hat zuerst einen besseren Geschmack und eine zweckmäßigere Methode in der Erdbeschreibung eingeführt. Sein großes und bis jetzt noch nicht übertroffenes geographisches

Werk von 10 Bänden, ist in viele Sprachen übersetzt und achtmal rechtmäßig aufgelegt worden.

Daß dieser verdienstvolle Mann und höchst gelehrte Geograph bei seinem unermeßlichen Briefwechsel durch ganz Europa nicht die allgemeine Postfreiheit erhielt, macht wahrlich seinem Zeitalter keine Ehre. Seine glänzende Bibliothek und große Landkarten-Sammlung, die immer in der schönsten Ordnung war, wurde nach seinem Tode von der Kaiserin Katharina II. (so viel mir bekannt) für 30,000 Reichsthaler gekauft.

Büsching hatte das Glück, bei zweimaliger Verheirathung ganz vortreffliche Gattinnen zu besitzen, welche beide musterhafte Ehen ihm sein arbeitsames Leben sehr erleichterten und versüßten. Die Erste, eine geborne Dilthey aus Stadthagen, war äußerst geistreich und gebildet, dabei auch sehr unterrichtet, so daß sie sowohl für den Umgang mit der großen Welt, als auch für einen Gelehrten und Schriftsteller recht eigentlich paßte. Büsching ließ selten etwas drucken, ohne daß seine Gattin sein schwer zu entzifferndes Manuscript vorher gelesen und mit den etwaigen nöthigen Bemerkungen (zur Notiz für ihn) versehen hatte. Sie beschenkte ihren Gemahl mit mehreren Kindern; von diesen lebten jedoch 1773 nur noch zwei Söhne, wovon der jüngste als Oberbürgermeister in Berlin ein sehr verdienter Mann ist, der mich mit seiner Freundschaft fortdauernd erfreut. Der Aelteste ist vor mehreren Jahren als pensionirter geheimer Ober-Tribunalrath in Berlin gestorben.

Von des Dr. Büsching Ehewechsel mag hier Folgendes noch stehen.

Er hatte einen Garten mit einem bewohnbaren Gartenhause in der Vorstadt (am Landsberger Thore) gekauft, wo er im Sommer mit seiner ganzen Familie wohnte, und täglich in die Stadt ging um seine Amtsgeschäfte zu besorgen. Im Herbst 1777 hatte er das Unglück, seine erste Gattin plötzlich durch den Tod zu verlieren. Der Mann, ganz untröstlich, ließ dieselbe unter seinem Fenster im Garten begraben; ohne die gebetene Erlaubniß des Ober-Consistoriums erst abzuwarten, wovon er unter der Hand erfuhr, daß sie ihm würde versagt werden müssen. Eine marmorne Tafel mit einer schönen Inschrift von dem Professor Ramler in Berlin bezeichnet dieß Grabmahl.

Da dieß im Spätherbst oder vielmehr zu Anfang des Winters geschah, so wurde die Wohnung in dem Gartenhause bald für ihn zu kalt, da er aber seine Amtswohnung in der Stadt durchaus nicht ohne Gattin wieder beziehen wollte, so fuhr er eines Morgens früh zu dem Ober-Consistorialrath Teller in Berlin, (der sein vertrautester Freund und College, auch ein eben so aufrichtiger und wohldenkender Mann, als verdienstvoller Gelehrter war) und bat denselben, ihm eine Wahl treffen zu helfen, damit er in acht Tagen heirathen könne. Dr. Teller rief seine liebenswürdige Frau herbei, und diese schlug ihm eine gewisse Justizräthin in Berlin vor, eine Witt-

we von etwa 28 Jahren, welche ohne Kinder, und dabei sehr gebildet war.

Büschings Prätensionen bei seiner zweiten Heirath waren zwar sehr bescheiden, aber doch etwas eigener Art. Seine Frau sollte weder unter noch über 28 bis 30 Jahr alt seyn; ferner nicht schön, auch nicht reich; denn er konnte bei seiner Einnahme bequem leben. Auch sollte seine künftige Gattin keine nahe Verwandte im königlich preußischen Staat, noch weniger in Berlin haben, deren Besuche ihm zu viel Zeit wegnehmen könnten; denn ihm war nichts wichtiger und kostbarer wie seine Zeit, die ihm doch oft genug durch fremde Reisende, so wie durch Gelehrte und Staatsmänner geraubt wurde.

In Allem was Büsching einmal unternahm, rasch und entschlossen, fuhr er auch hier sogleich zu der vorgeschlagenen Justizräthin, und machte seinen Antrag ohne alle Umschweife, fügte aber auch alsbald hinzu: daß er es gar nicht übel nehmen würde, wenn sie denselben nicht annähme, weil er selbst beim ersten Anblick schon bemerke, daß sie für ihn zu jung sey. Und so verließ er schnell die betroffene Frau, zum Dr. Teller zurück eilend *), mit der Bitte, ihm sofort eine andere

*) Der sehr alte Consistorialrath Brüggemann in Stettin (ein ehrwürdiger Greis, der auch in der gelehrten Welt im vorigen Jahrhundert rühmlich bekannt war) lebte seit vielen Jahren als Wittwer, und bekam in seinem hohen Alter noch einmal Lust wieder zu heirathen. Eines Samstags Abends überlegte er dieß Project mit einem vertrauten Freunde, und dieser schlug ihm eine gebildete Wittwe in Stettin vor, die ganz für seine Verhältnisse paßte. Der

Gattin vorzuschlagen. Dieß geschah denn auch, und zwar in der Person der ältesten Tochter des ehrwürdigen Predigers Reinbeck in Berlin. Diese entsprach ganz seinen Wünschen und Erwartungen. Auch wurde der ehrenvolle Antrag eines so sehr geachteten und verdienstvollen Mannes nicht abgewiesen; — nur bat man sich (pro stylo) vier Wochen Bedenkzeit aus. „Dann lieber gar nicht geheirathet," sagte der würdige Mann. Man kam endlich überein, nach acht Tagen sich zu erklären, — allein Büsching fuhr den dritten Tag schon wieder zu Reinbecks, nahm seine Pretiosen als Brautgeschenke mit, verlobte sich fest, und setzte auf den folgenden Montag sofort die Hochzeit an, nachdem er sich den dazwischen fallenden Sonntag ein- für allemal hatte aufbieten lassen.

Bei seiner unglaublich großen Pünktlichkeit fiel es ihm unangenehm auf, daß die Hochzeitsgäste, welche sich um 1 Uhr in Reinbecks Hause versammeln sollten, so langsam und spät eintrafen. Der Dr. Teller kam, um die Copulation zu verrichten, zu allerletzt, wie Dr. Büschings Ge-

---

Greis war darüber so erfreut, daß er die ganze Nacht von seiner künftigen Gattin träumte, und beschloß, im Fall daß sie seinen Antrag annehmen würde, sich selbst aufzubieten. Letzteres prägte er sich so tief ein, daß er an demselben Sonntage, nach der von ihm gehaltenen Predigt sich wirklich selbst mit der ihm vorgeschlagenen Dame in optima forma aufbot, wiewohl diese noch keine Sylbe davon wußte. Die Frau, welche zufällig in der Kirche war, fiel in Ohnmacht, und diese auffallende Unvorsichtigkeit des Greises war Schuld daran, daß aus der Heirath nichts wurde.

duld schon ganz zu Ende war. Letzterer machte ihm Vorwürfe darüber, und bat ihn nun dringend, die Rede kurz zu machen. Dr. Teller sagte deßhalb nur mit wenigen Worten: „Beide „ihm wohlbekannte würdige Verlobte „hätten die Vermuthung so ganz für „sich, daß sie glücklich zusammen leben „würden und drückten den Wunsch sich „verbunden zu sehen so lebhaft aus, daß „er bloß der Vorschrift gemäß anfrüge, „ob ꝛc.? —

Mit dieser liebenswürdigen Gattin lebte der Dr. Büsching sehr vergnügt, und ward noch mit mehreren Kindern von derselben beschenkt, wovon ein Sohn als Professor in Breslau schon längst gestorben ist.

Das Haus des damaligen Obersten von Holzendorf (wohin der Dr. Büsching mich selbst begleitete, um mich als Hofmeister des jüngsten Sohnes desselben zu introduciren), bestand aus folgenden für mich zu der Zeit nicht unwichtigen Personen:

Der Obrist selbst, ein Mann von etwa 60 Jahren, war ein sehr geschickter und verdienstvoller Officier, der sich im siebenjährigen schlesischen Kriege sehr hervorgethan hatte. Er diente von der Pique an, und zwar bei der Artillerie. Auch hatte er nach Endigung des Krieges den jüngeren Officieren in Berlin öffentliche Vorlesungen über die Taktik ꝛc. gehalten. Im Jahr 1774 kommandirte

er die vier Regimenter Artillerie, welche damals in Berlin lagen, als General-Inspecteur.

Wie ich sein Haus einige Jahre später (1777) wieder in Berlin besuchte, so war der würdige Greis bis zum Generallieutenant hinauf gestiegen, und starb 1779 zu Breslau, während des Baierischen Erbfolge-Krieges, den er noch mit begonnen hatte. Seine Gemahlin und Tochter, welche ihn nach Breslau begleitet hatten, starben in demselben Monate mit ihm.

Die Erstere war eine sorgsame Hausmutter, wiewohl von niederem Stande und ohne viel Bildung, die Tochter dagegen ein äußerst geistreiches, anmuthiges und allgemein beliebtes Fräulein, auch bei Hofe. Der älteste Sohn war Lieutenant und Adjutant bei seinem Vater, während meines Hofmeisterlebens in diesem Hause. Da Derselbe gerade in meinem Alter war, (nämlich 21 Jahr), da er Musik liebte wie ich, auch einen sehr humanen Charakter besaß, so wurden wir bald innige Freunde. Freilich zogen seine öfteren musikalischen Abend-Unterhaltungen (wozu er immer Musiker von der Kapelle der königlichen Prinzen in Berlin einlud), so wie seine vielfachen Ausflüge zu Pferde (wobei ich ihn oft begleitete), von meinen theologischen Studien mich nicht wenig ab: sie waren aber unschuldig, und für mich neu und angenehm. Dieser junge Mann, der etwas zu rasch lebte, starb leider mehrere Jahre nachher als Major im besten Lebensalter.

Mein Zögling, Carl von Holzendorf, war 1774, wie ich zu ihm kam, 13 Jahre alt; ein

feiner und guter Jüngling, der mir bald sehr beigethan wurde, und dessen Achtung und Freundschaft ich bis an sein Ende in reichem Maaße mich zu erfreuen hatte. Er diente ebenfalls in dem königlich preußischen Artillerie-Corps, und zwar mit vieler Auszeichnung in den verschiedenen Feldzügen in Polen, Rußland und in Frankreich, bis zum Generallieutenant und General-Inspecteur der Artillerie, und starb vor einigen Jahren in Berlin, nachdem er sich viele Verdienste um den Staat erworben hatte. Mit mir unterhielt Derselbe einen freundschaftlichen Briefwechsel, und leistete mir auch einige wesentliche Dienste am königlich preußischen Hofe.

Bei allen dem gab ich mein Studium der Theologie zu der Zeit doch nicht auf, vielmehr predigte ich zuweilen in Berlin, während meines Aufenthaltes im Holzendorfischen Hause, und zwar nicht ohne Beifall; so daß es mir in der Folge oft leid gethan, die theologische Laufbahn verlassen zu haben. Auf Zureden meines Oheims Büsching ließ ich mich auch, im Februar 1775, in Berlin von dem Oberconsisterio als Candidatus Theologiae examiniren, und wurde zu dem Ende an das Ministerium des Ober-Consistorial-Raths Silberschlag gewiesen, der zwar als ein guter Mathematiker bekannt, übrigens aber ein seichter, orthodoxer Theolog war. Die zu haltende Probepredigt lief in der Hauptsache gut ab; ob ich gleich dabei den Unfall hatte, daß ich bei'm Eintritt in die dazu angewiesene (mir aber unbekannte) Jerusalems-Kirche den Eingang in die Sacristei durchaus

nicht finden konnte, daher wieder hinaus gehen mußte, nachdem ich die ganze Kirche (während des letzten Liedes) von Ort zu Ende durchstrichen hatte. Da dies mit fliegenden Haaren geschah (indem alle meine künstlichen Locken bei'm Hingehen durch den Regen aufgelöst waren), so machte diese Wanderung durch die Kirche, während des Gesanges einer starken Gemeinde, in der That kein geringes Aufsehen. Auf dem Kirchhofe begegnete mir endlich der Küster, der mir den Eingang zur Sacristei (der vom Kirchhofe aus stattfand) zeigte und mich einführte. Hier fand ich fünf Geistliche, die das Ministerium des Ober-Consistorial-Raths Silberschlag bildeten, mit ihm versammelt, um meine Predigt zu beurtheilen. Sie waren durch meine komische Wallfahrt durch die Kirche, mit fliegenden Haaren, sehr betroffen. Da ich indessen meine Predigt über den vorgeschriebenen Text: „Wer mein Jünger seyn will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach;" mit vieler Freimüthigkeit hielt, so war jener Unfall bald vergessen. Ich erhielt acht Tage später die Einladung zum theologischen Examen, welches in dem Hause des Ober-Consistorial-Raths Silberschlag selbst gehalten wurde, und da ich zu der Zeit im Latein-Reden, noch von Halle her, ziemlich geübt, auch in der Exegese des griechischen Testaments (durch des Dr. Nösselts Vorlesungen in Halle) gut bewandert war, so lief dies Examen rigorosum im Ganzen gut ab. *)

*) Noch erinnere ich mich, daß de libero arbitrio das Hauptthema des Examens handelte, wobei ich für den

Acht Tage darauf bekam ich ein großes schön gedrucktes Decret über mein Examen, in welchem ich zum examinirten und wohl bestandenen würdigen Candidaten s. s. Theologiae erklärt wurde, und das jus quaesitum auf jede vacante Pfarre in dem königl. preußischen Staat erhielt. Dies Decret war mit dem großen königlichen Siegel versehen und von dem damaligen Minister der geistlichen Angelegenheiten, von Hagen, unterschrieben. Ich habe in der Folge oft gepredigt, und bin mehrmals (während meines fünfjährigen Candidatenstandes) zu Pfarrstellen in der Stadt und auf dem Lande vorgeschlagen worden; ich schlug sie aber jedesmal aus. Das vorgenannte Decret habe ich indessen aufbewahrt.

In Berlin machte ich die Bekanntschaft von mehreren gelehrten Männern, unter denen der O. C. R. Teller mich am meisten anzog, durch seine liebenswürdige Munterkeit sowohl, als durch seine großen Kenntnisse und herrlichen Charakter. Auch die O. C. Räthe Spalding und Diederich waren ganz vorzügliche Männer von Kopf und Herz. Spalding hatte den größten Beifall als Kanzelredner, da er, eben so wie Zollikoffer in Leipzig, durch die innere Güte seiner Reden und durch die Sanftmuth, welche in seinen Vorträgen

---

freien Willen des menschlichen Geistes, ohne Zuthun des spiritus sancti, so eifrig stritt, daß einer von den Examinatoren mir zurief:

Temerarius mihi videris adversarius ecclesiae nostrae!!"

Wie viel unnützes Zeug mußte man damals hören und lernen in der Theologie!

herrschte, die Herzen seiner Zuhörer gewann, ohne des oratorischen Schmuckes und declamatorischer Verzierungen zu bedürfen. Außerdem lernte ich auch zu der Zeit den berühmten Dichter Ramler (Professor am Cadettencorps), so wie den Philosophen Moses Mendelsohn in Berlin, den Oberhofprediger Cochius in Potsdam, und später den liebenswürdigen Professor Engel (Verfasser der schönen Reden auf Friedrich II und seinen Nachfolger) kennen, welches für mich eben so erfreulich als in der Folge nützlich war.

Indessen führte mich bei allen diesen angenehmen Verhältnissen dennoch ein Zufall, im Monat Mai 1775, aus Berlin weg, auf das Land, und zwar zu einem gewissen Baron von Bismark, der seine Rittergüter (Uengelingen, Schönhausen, Charlottenhoff u. s. w.) in der Altmark bewohnte. Einer meiner damaligen jungen Freunde in Berlin, Namens Thürnagel, war zwei Jahre lang Hofmeister bei den vier Söhnen des Herrn von Bismark gewesen, und trug mir diese Stelle unter vortheilhaften Bedingungen an. Der Bruder des Barons, welcher als Schloßhauptmann in Berlin wohnte, und dessen damalige geistreiche Gemahlin (die noch jetzt als die Wittwe des verstorbenen Ministers von der Dekken in Hannover lebt) bewogen mich, dieselbe anzunehmen.

Der Baron von Bismark, bei welchem ich eintreten sollte, hatte zwei Jahre vorher seine Gemahlin verloren, und deren Leben selbst im Druck herausgegeben, unter dem Titel:

„Schilderung des tugendhaften Cha-

„rakters seiner seligen Freundin; von
„Carl Alexander von Bismark."

Diese Schrift zog mich ungemein an und zeigte mir den Mann als sehr respectabel. Ich fand mich auch in der That nicht getäuscht, wie ich die persönliche Bekanntschaft desselben machte, und verlebte vier glückliche Jahre in seinem Hause.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen im Monat Mai 1775, wie ich Berlin verließ, von wo aus der Lieutenant von Holzendorf (Bruder meines Eleven) zu Pferde bis nach Charlottenburg mich begleitete, wo ich den Postwagen bestieg.

Auf der dritten Station zu Barnewiz (einem großen Dorfe diesseits Rathenau, wo mich meine bisherige Reisegesellschaft verließ) fiel mir der dortige alte Postmeister sehr auf durch seine Grobheit, Neugierde und Sucht zu quästioniren. Da es Abends 10 Uhr war, wie die Post daselbst ankam und diese nur zwei Stunden dort verweilte, ich aber sehr müde, auch hungrig war, so konnte ich diesen brutalen Mann so wenig befriedigen mit meinen Antworten auf alle seine Fragen, daß er ganz erbittert wurde, und mir Essen und Trinken, kurz Alles abschlug, was ich für Geld begehrte, und kaum mir den Sitz auf einem Sessel zugestand, auf welchem ich aus Mattigkeit einschlummerte. Ehe ich jedoch völlig einschlief, sah ich ein schönes junges Mädchen mit einem feinen Jünglinge eintreten, die den Postmeister Onkel nannten. Es waren die Kinder des dortigen Pfarrers und etwa 16 bis 18 Jahre alt. Nachdem der junge Mensch mich genau betrachtet hatte, entstand ein Geflüster,

dann ein starkes Reden, und gleich darauf trat der Postmeister mit einem Licht vor mich (den Schlummernden) hin, und frug mit starker Stimme: „Kennt Er den jungen Menschen da?" Beide Geschwister suchten mit vieler Mühe den tollen Postmeister zu beschwichtigen, der sich aber nicht abhalten ließ, mich völlig zu ermuntern. Ich erkannte nun einen meiner ehemaligen besten Schüler der lateinischen Schule des Waisenhauses in Halle, dem ich damals als Lehrer und Freund einige Dienste geleistet hatte. Jetzt hielt er sich, als Studiosus juris, in den Ferien bei seinem Vater, dem Prediger zu Barnewiz, auf. Der gute Jüngling fiel mir jubelnd um den Hals und freute sich unendlich des Wiedersehens eines Lehrers, der sich eben so liebreich gegen ihn bewiesen hatte, als er ihm nützlich gewesen war. Es war des Rühmens von seiner Seite kein Ende. Dies rührte den rohen Postmeister so sehr, daß er nun schnell das längst von mir bestellte Abendessen nebst einer Bouteille Wein auftragen ließ, wobei mir die beiden jungen Leute Gesellschaft leisteten, bis ich gegen Mitternacht mit der Post weiter reisen mußte.

Es ist mir in der Folge öfter wiederfahren, daß meine ehemaligen Schüler mich mit Dank und Liebe erfreuten, zu einer Zeit, wo sie meiner längst nicht mehr bedurften, so daß ich behaupten kann, viele meiner treuesten und besten Freunde bis in das späteste Alter unter meinen ehemaligen Schülern gezählt zu haben und noch zählen zu dürfen. Dies gehört in der That zu den angenehmsten Erfahrungen meines Lebens.

Ich fand bei meiner Ankunft in Uengelingen (einem Landgut des Baron von Bismark nahe bei Stendal, der Hauptstadt der Altmark) an meinem künftigen Prinzipal, einen sehr feinen und gebildeten Mann, einige 50 Jahr alt; dabei noch sehr rüstig und gewandt in allen körperlichen Fertigkeiten und ritterlichen Uebungen. Er hatte auf dem Gymnasio zu Stettin seine Schulstudien gemacht, hernach auf den beiden Universitäten zu Halle und Göttingen dieselben fortgesetzt und zwar mit dem besten Erfolg, um sich zu einer diplomatischen Stelle vorzubereiten; wozu auch der scharfsinnige und feine Mann ganz gemacht zu seyn schien. Allein wie Er dem Könige Friedrich II. vorgestellt wurde, schlug Dieser ihm vor, zum Militär überzutreten, und ließ ihn eine Offiziersstelle in dem Cürassiercorps selbst wählen. Bald darauf brach der siebenjährige (oder dritte schlesische) Krieg aus, in welchem Herr v. B. einige Jahre lang mit Auszeichnung diente, auch in der Schlacht bei Prag (bei einer siegreichen Attaque) an der Stirn leicht verwundet wurde.

Einige Jahre nachher nahm er wegen Kränklichkeit seinen Abschied und zog sich auf seine Güter in der Provinz Altmark zurück. Dort heirathete er ein Fräulein von Schönfeld, eines der schönsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Frauenzimmer der ganzen Provinz, über deren engelgleiche Güte, gepaart mit einem hellen Verstande, mit feinen Sitten und ungemein vieler Grazie, nur Eine Stimme in jener Gegend herrschte.

Sie gebar ihm vier Söhne und eine Toch-

ter, welche Letztere aber schon in den ersten sechs Wochen auf eine eben so seltsame als unglückliche Art ihr Leben verlor. Herr v. B. ging nemlich eines Morgens in das Schlafzimmer seiner Gemahlin, und stand in stiller Wonne versunken vor dem Bette dieses schlafenden Engels, als dieselbe durch einen bösen Traum erschreckt plötzlich erwachte und ausrief: „Ach mein Kind ist todt, gebt mir mein Kind wieder!“ Ihr Gemahl tröstete sie mit den liebreichsten Worten und mit der Versicherung, daß es ja nur ein Traum gewesen sey. Beruhigt durch sein Zureden bat sie ihn nun, ihr das Kind zu bringen, welches in demselben Zimmer bei der Amme im Bett lag. Welch ein Schrecken überfiel aber den liebenden Gatten, den zärtlichen Vater, als er das Kind unter der dicken schnarchenden Amme todt fand. Sie hatte es im Schlaf erdrückt. So mußte er denn seiner Gattin auf ihr dringendes Bitten und Rufen das todte Kind überreichen.

Wenn nun gleich diese unglückliche Amme das Haus sofort verließ, so blieb doch leider ein anderes boshafteres weibliches Wesen in demselben zurück, welches einige Jahre später dieser liebenswürdigen Frau den Tod gab. Diese hatte nemlich ihre eigene ehemalige Amme aus dem väterlichen Hause mitgebracht, welche sich allmählig eine solche Herrschaft und Despotie über das ganze Hausgesinde angemaßt hatte, daß dasselbe sich oft bei der gnädigen Frau darüber bitterlich beschwerte.

Die engelgleiche Frau machte der alten Amme darüber eines Morgens bei'm Ankleiden vernünf-

tige und gütliche Vorstellungen. Diese, darüber erbittert, disputirte heftig dagegen, und gab im Zorn ihrer Gebieterin bei'm Anziehen eines Hemdes einen so harten Stoß auf die Brust, daß sie davon umsank. Da ihr Gemahl grade nicht zu Hause war, so wurde die gnädige Frau durch Bitten und Flehen der schändlichen Amme bewogen, die ganze Sache zu verschweigen.

Indessen veranlaßte dieser Stoß eine Verhärtung in der Brust, welche allmählig so bedeutend wurde, daß sie einige Monate nachher operirt werden mußte. Die Operation übernahm der berühmte Chirurg und Arzt Schmucker in Berlin selbst, und dennoch war diese herrliche Frau nicht zu retten, da ein starker Mundkrampf sich dazu gesellte und den schmerzhaftesten Tod veranlaßte.

Der trostlose Gatte begrub sich nun nach diesem für ihn und seine Kinder unersetzlichen Verlust in die tiefste Einsamkeit auf seinen Gütern, schrieb dort die oben angeführte Biographie seiner verstorbenen Gattin und lebte ganz für seine vier Söhne, welche ich im Frühjahr 1775 in einem Alter von 6 bis 12 Jahren gesund und unverdorben antraf. Herr v. B. hatte in der Zwischenzeit, nachdem sein erster Hofmeister (Herr Thürnagel) ihn verlassen hatte, bis zu meiner Ankunft fast ein Jahr lang den Unterricht seiner Kinder selbst übernommen, und that dies auch in der Folge gern, so oft ich daran verhindert wurde. Uebrigens waren Musik, Lectüre und Jagd (in ihrer ganzen Ausdehnung) seine Hauptvergnügungen. Herr v. B. spielte das Clavier vortreff-

lich und ich begleitete ihn auf der Violine. Hierzu kam noch ein freundschaftlicher Umgang mit dem benachbarten Adel und solchen Gelehrten und Künstlern, die ich ihm zuweilen zuführte, und die er immer sehr gütig aufnahm.

Herr v. B. wohnte meistens auf einem seiner Güter zu Schönhausen (eine Stunde von Tangermünde und eine Viertelstunde von der Elbe entfernt), wo ein schönes herrschaftliches Haus mit einem großen und vortrefflich angelegten Garten, so wie ein benachbartes Hölzchen an der Elbe, den Aufenthalt angenehm machten. Auch wohnte noch eine andere adelige Familie von Bismark in diesem großen Dorfe (nemlich ein Oheim meines Principals), welcher ebenfalls ein angenehmes Haus machte. Ein Geistlicher und ein Conrector, so wie ein sehr gebildeter Oeconom oder Amtmann machten die bürgerlichen Honoratioren dieses ländlichen Aufenthalts aus.

An Besuch vom benachbarten Adel, wie gesagt, und von Offiziers fehlte es nicht; doch war Herr v. B. nicht so gesellschaftsliebend als diese es wünschten; denn wurde er auch sehr gesucht und hervorgezogen, so zog er sich doch oft wieder zurück, und hielt sich mehr an seine Familie und an einige aufgeklärte Männer, welchen Standes sie auch seyn mochten.

Unter diesen zeichnete sich der damalige allgemein verehrte Justizpräsident von Rohr in Stendal besonders aus durch seinen hellen Geist, edlen Charakter und große Liebenswürdigkeit. *) Dieser

*) Als König Friedrich II. in der bekannten Justizsache des

war der genaueste Freund des Herrn v. B., und war und blieb auch bis auf die spätesten Zeiten einer meiner größten Gönner.

Die kleine nicht weit entfernte Stadt Rathenau bot manchen angenehmen Umgang dar durch die Garnison eines Cavallerie-Regiments, dessen Offiziere uns oft besuchten, und meist sehr gebildete Leute waren.

Dort lebte auch der bekannte Dichter Blum, dessen kleine Poesien und sogenannte Spaziergänge zu der Zeit, ihrer populären Philosophie und angenehmen Darstellung wegen, sehr beliebt waren. Mit diesem trefflichen Manne stand ich bis zu seinem Tode in einem freundschaftlichen Briefwechsel, der für mich sehr lehrreich war.

Dies war der Zeitpunkt, wo der bessere Geschmack in der deutschen Sprache und Literatur sichtbar aufblühete. In dem preußischen Staate, wo in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Friede und Ruhe, Toleranz und Wohlstand unter Friedrichs II. kluger und freisinniger Regierung herrschte, *) ging das Licht

---

Müllers Arnold ein drohendes Rescript an alle Obergerichte in der preußischen Monarchie erließ, kündigte er ihnen zugleich eine nahe bevorstehende General-Untersuchung an. Der Justizpräsident von Rohr, seiner hohen Gerechtigkeitsliebe und genauesten Ordnung in seinem Justizamte sich bewußt, bat den König sofort um die Gnade: daß sein Obergericht zu Stendal doch das erste bei dieser Untersuchung seyn möchte. — „Nein, mein lieber Rohr" (antwortete ihm der Monarch) „sein Obergericht soll grade das letzte seyn bei dieser Untersuchung, weil es derselben am wenigsten bedarf."

*) Dieser erhabene Monarch munterte durch seine liberale

auf, welches allmählig von dort und von Sachsen aus über ganz Deutschland sich verbreitete. Dazu

---

Regierung die Gelehrten in ganz Deutschland zu freisinnigen Ideen und zu freimüthigen Aeußerungen derselben auf. So trug z. B. Lessing in Wolfenbüttel durch seine bekannten Fragmente und durch seinen „Nathan der Weise" auf eine höchst anziehende Art zur Aufklärung, Toleranz und Verbesserung des Geschmacks in der Literatur zu eben der Zeit nicht wenig bei. Eben dies thaten in dieser Epoche die trefflichen Männer Mendelssohn und Abt, Alexander Baumgarten (in Frankfurt a. d. O.), Cochius und dann später Kant im Gebiet der Philosophie; — so wie Jerusalem, Baumgarten (in Halle), Semler, Teller, Spalding, Töllner (in Frankf. a. d. O.), der alte Ernesti, Zollikoffer (beide in Leipzig) u. A. m. als theologische Schriftsteller, ebenfalls Licht und Aufklärung in die Gottesgelahrtheit brachten, weshalb sie denn auch größtentheils zu den Heterodoxen gezählt wurden, namentlich von dem Pastor Gözze in Hamburg, von Demarees in Dessau rc.

Als Dichter und Moralist war der unsterbliche Gellert durch seine große Popularität, durch seinen reinen deutschen Styl und durch seinen religiösen Sinn, ungemein wichtig und nützlich für die damalige deutsche Lesewelt geworden. Seine Fabeln wußte halb Deutschland auswendig und seine geistlichen Lieder haben einen bleibenden Werth für alle Zeiten.

Eben dies kann man — jedoch in ganz anderer Hinsicht — von Gleim in Halberstadt behaupten, wenn er gleich mit seinem Zeitgenossen, dem correcten Dichter Ramler in Berlin, in critischer Hinsicht nicht zu vergleichen ist.

Mit ihnen halfen die beliebten Dichter von Hagedorn und von Kleist den guten Geschmack kräftig befördern, welchen Wieland, der damals erst aufblühete, durch seine Schriften, vorzüglich durch seine poetischen Werke (z. B. Oberon rc.) noch mehr verbreitete. Eben dies that der liebenswürdige Weiße (Kreissteuer-Einnehmer in Leipzig), Rabener durch seine Satyren; — später in den siebenten und achten Jahrzehenten des vorigen Jahrhunderts Voß in Eutin, Bürger und Hölty, nebst den

trugen auch damals die eben so kühn geschriebene, als scharf eingreifende, von Nicolai in Berlin

---

beiden Grafen von Stolberg, Kramer in Kiel, von Gökking und so manche andere deutsche Dichter mehr.

Diesen füge ich noch die Namen einiger anderen berühmten Schriftsteller bei, mit welchen ich während meines Aufenthalts in Berlin und Dessau, in Leipzig, Dresden und Weimar persönlich bekannt wurde und in freundschaftlichen Verhältnissen stand.

Dahin gehört zuförderst der berühmte Hofrath Adelung (früher privatisirender Schriftsteller in Leipzig, später aber erster Bibliothekar in Dresden). Dieser fleißige Gelehrte, Verfasser des besten deutschen Wörterbuchs, war ein sehr gediegener Literator und großer Sprachforscher, dem ich für meine Schriftsteller-Laufbahn viel verdanke. Ferner der verdienstvolle Hofrath und Prof. Dr. Plattner in Leipzig, — der königl. preußische Hauptmann von Blankenburg (welcher als Gelehrter in Leipzig privatisirte), ein ganz vorzüglicher Mann; — der aufgeklärte geheime Kriegsrath Müller, — die Professoren Hindenburg, Ek, Wenk u. s. w.

Außer diesen damals sehr bedeutenden Gelehrten in Leipzig nenne ich noch: den Regierungsrath von Halem in Oldenburg, als Dichter und Geschichtschreiber beliebt, dabei ein sehr edler Mann; — sodann den Prof. Meißner (früher in Dresden, später in Prag und zuletzt in Fulda), ein Lieblings-Schriftsteller der schönen Welt; ferner v. Archenholz, Leuchsenring und v. Schlaberndorf (die sich sämmtlich eine Zeitlang in Dessau aufhielten); sodann Trapp (Prof. in Halle), Fischer (Rector in Halberstadt und Verfasser des schönen Gedichts Olavides), Abt Resewitz in Magdeburg, Niemeyer (Kanzler in Halle), Herder, Bertuch, Musäus in Weimar, wo ich damals auch den Herrn Reinhold kennen lernte, der später als Professor in Kiel starb ꝛc. Die Professoren Garve und Engel lernte ich in Leipzig kennen, wie sie dort nicht angenommen wurden, weil sie nicht fertig Latein sprachen!! — — Garve wurde Prof. in Breslau, Engel in Berlin; beide wegen ihrer trefflichen Schriften von Friedrich II. sehr hervorgezogen. Mit Schiller machte mich früher schon der verdiente Buch-

herausgegebene „Allgemeine deutsche Bibliothek," so wie Weißens „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (zu Leipzig) kräftig das ihrige bei.

So angenehm mir nun hier in Schönhausen und in dessen nahen und fernen Umgebungen auch alle Verhältnisse waren, so trug doch eine ernste Herzensangelegenheit, die ich dort zu der Zeit hatte, wesentlich dazu bei, meinem ganzen Lebensplan eine andere Richtung zu geben.

Ich hatte nemlich Gelegenheit eine junge Wittwe von 28 Jahren kennen zu lernen, die Tochter des dortigen Oeconomie-Amtmann Jehnert, welche in Berlin erzogen und dann an einen Polizeidirector in Potsdam verheirathet gewesen war. Mit diesem hatte sie acht Jahre lang in einer glücklichen Ehe gelebt, woraus vier Kinder zurückgeblieben waren.

Diese Frau war sehr gebildet, voller Verstand, Reiz und Anmuth, dabei durch ihre hohe Moralität und Herzensgüte, sowie durch ihre feinen Sitten und mannichfaltigen Kenntnisse, äußerst achtungswerth und liebenswürdig. Was Wunder, daß ein unbefangener feuriger Jüngling von 24 Jahren durch eine solche Erscheinung auf dem Lande ganz bezaubert wurde. Gewohnt, alles was ich that mit ganzer Seele zu thun, und jeden Vorsatz, den ich faßte, kräftig durchzusetzen und schnell auszuführen, bot ich Alles auf, um

händler Göschen bekannt, so wie mit dem Prof. Oeser, den berühmten Künstlern Bause und Geyser und dem so beliebten Schauspieler Reineke.

meine erste Liebe mit einer schleunigen Heirath zu krönen. Ich trug die Sache meinem gütigen und menschenfreundlichen Principal (Baron von Bismark) so rührend vor, daß dieser mein Vorhaben billigte und zu unterstützen versprach, da mir von Seiten der Geliebten nichts entgegen stand. Er empfahl mich zu dem Ende, auf mein Ansuchen, sofort zu der vacanten Feldpredigerstelle bei dem schönen in der Altmark liegenden Kürassier-Regiment des Generals von Mannstein, mit welchem Herr v. B. vertraut war. Dieser schickte mir sogleich einen Text zur Probepredigt, die ich nach Verlauf von vier Wochen in Salzwedel, wo der Stab des Regiments lag, ablegen sollte.

Nun waren nach meiner Meinung alle Hindernisse gegen meinen Heirathsplan überwunden. Bei meinem feurigen Temperament und der völligen Unbekanntschaft mit den Bedürfnissen einer Haushaltung von sechs bis sieben Personen dachte ich gar nicht daran, daß wir beide kein Vermögen hatten, und daß vier zugebrachte Kinder zu erziehen waren, wovon das älteste in dem damals von Basedow errichteten Philantropin zu Dessau als Zögling und Semigratist lebte. Die Liebe ist aber blind und kann zu großen Uebereilungen führen, um so mehr wenn sie edler Art und Natur ist. Da ich nichts anzubieten hatte, bis meine Ernennung zum Feldprediger wirklich erfolgt war, so war noch keine förmliche Erklärung zwischen uns ausgesprochen; nur die heiß geliebte Frau kannte und billigte mein Vorhaben; allein sie war weit besonnener und vorsichtiger wie der stürmende

Jüngling und wußte diesen im Zaum zu halten. Es wurde daher absichtlich nichts unter uns ausgemacht, bis ich eine gehörige Anstellung erhalten haben würde. Die königl. preußischen Feldprediger standen nun in Friedenszeiten, namentlich bei der Cavallerie, sehr gut, und erhielten in der Folge vorzugsweise Inspectorate, oder andere gute geistliche Stellen. — Die Vorsehung, welcher ich von Jugend auf so unbedingt vertraute und die sich im Lauf meines ganzen Lebens so wirksam und wohlthätig mir bewiesen hat, daß mein Glaube an eine göttliche Weltordnung zur Gewißheit erhoben wurde, — die Vorsehung war auch hier unendlich weiser, als der kurzsichtige Mensch; sie wollte es anders. Acht Tage vorher, ehe ich meine Probepredigt ablegen sollte, erhielt mein Principal die Nachricht, daß der General Mannstein gestorben und daß der Obrist Marwitz aus Berlin zum General und Chef dieses Regiments ernannt worden sey. Dieser habe indessen (wie man schrieb) einen Hofmeister bei seinen Kindern, der die Feldpredigerstelle unbedingt erhalten würde; also möchte ich mich nicht weiter bemühen. So war denn meine Anstellung und mit ihr mein Heirathsplan auf einmal gescheitert. Die schöne Wittwe begab sich darauf nach Potsdam zurück und tröstete den fast verzweifelnden Jüngling eben so gütig und liebevoll, als besonnen und klug, mit der Hoffnung auf bessere Zeiten.

Die unbeschreibliche Nachsicht und Güte meines Principals des Herrn v. B. bewahrte mich damals vor mancher Thorheit, die gefährlich hätte

werden können, und die alles beruhigende Zeit that in Jahr und Tag das Uebrige.

Indessen wurde mir doch mein Aufenhalt in Schönhausen dadurch verleidet, und da ich überdies schon beinahe vier Jahre dort gelebt hatte, so strebte ich nach einer andern Lage, in einem größeren Wirkungskreise, wo ich meine Kräfte mehr entwickeln konnte.

Zuvörderst war meine Absicht zwar auf eine gute Pfarre gerichtet, da ich im Predigen sehr geübt war und mit Beifall auftrat. Dazu bot sich nun Gelegenheit in der Nähe dar, da der schwächliche Prediger Wagner, in dem großen und schönen Dorfe Buch bei Tangermünde, mich oft ersuchte den Gottesdienst statt seiner zu halten, welches ich jedesmal gern übernahm, wiewohl dies um so mühsamer war, da die Pfarrei außer dem Hauptorte Buch noch zwei Filiale hatte. Dafür trug diese Stelle aber auch 1800 bis 2000 fl. ein, und der kränkliche Pfarrer so wie die Gemeinde wollten mich durchaus vorschlagen, oder selbst von dem Könige Friedrich II. mich zu ihrem Pfarrer sich erbitten. Allein ein unerklärliches Etwas hielt mich immer von meiner Zustimmung ab. Indessen hatte ich damals noch keine andere Aussichten, sondern reiste im Winter 1778 nach Berlin zu meinem Onkel, dem Ober-Consistorialrath Dr. Büsching, um mit ihm mein künftiges Schicksal zu überlegen.

Dieser sehr freundlich gegen mich gesinnte Mann hatte sich zu der Zeit eben mit seiner zweiten Gattin verbunden, einer höchst achtungswür-

digen Frau, deren Gewogenheit ich das Glück hatte zu gewinnen. Mir zu Liebe wurde eine Nachfeier des früher gehaltenen Hochzeitsfestes gegeben, wobei ich meine geistlichen Gönner näher kennen lernte. Bei dieser Gelegenheit bot mir der Dr. Teller seine Kanzel in der schönen Petrikirche an, um dort am nächsten Sonntag Nachmittag eine Predigt zu halten, wobei alle Ober-Consistorialräthe gegenwärtig seyn wollten. Dankbar wurde dies von mir angenommen und die Predigt über den Text: „Von dem Werth der Leiden für die moralische Erziehung der Menschen ꝛc.“ von mir ausgearbeitet und gehörig auswendig gelernt. Bald aber wäre sie fast gänzlich verunglückt. Bei'm Mittagsessen nemlich vor dieser Nachmittags-Predigt unterhielt ich mich mit der jungen Gattin meines Oheims über Werthers Leiden von Göthe, welche Schrift damals eben erschienen war, und die von uns Beiden gelobt wurde. Dies mißbilligte Büsching sehr und verfluchte die Schrift, weil sie den Selbstmord in Schutz nehme. Der würdige Mann hatte als Theolog und als Moralist wohl ganz recht, allein wir jüngeren Leute disputirten demungeachtet tapfer dagegen, weil die schöne Schreibart uns so sehr angesprochen hatte. Dies nahm indessen Dr. B. so übel auf, daß er vom Tische aufsprang und erklärte: ich schicke mich nicht zum Theologen, wenn ich solche anstößige Meinungen hege; er wolle von jetzt an nichts mehr mit meiner Anstellung als Geistlicher zu thun haben; und damit lief er auf sein Zimmer.

Die Tischgesellschaft war sehr erschrocken. Die Frau vom Hause sagte mit Thränen im Auge: „Vetter, das wird Ihnen sehr schaden, „denn mein Gatte thut nichts mehr für Sie, „wenn er eine nachtheilige Meinung von Ihren „Grundsätzen hegt; auch sagt er dieß bei seinem „offenen und geraden Character der ganzen Welt „laut.“ Ich bat sie, ihren Gemahl nur dahin zu vermögen, daß er nicht mit in die Kirche gehe, welches er beschlossen hatte, um mich predigen zu hören. Sie versprach es, und ich schlich mit einem beklommenen Herzen nach der Petrikirche hin, welche ziemlich weit von der Klostergasse entfernt liegt, wo Büsching im grauen Kloster als Director des Gymnasiums wohnte.

Auch dießmal kam ich zu spät, so daß mir der Ober-Consistorialrath Teller, der in der Sakristey mit noch fünf andern Geistlichen gegenwärtig war, nur sofort seine Bibel reichte, und die Thüre zu der schmalen Treppe, welche auf die Kanzel führte, öffnete.

Mein Schicksal in Betreff eines geistlichen Amtes stand jetzt völlig auf dem Spiel, und jede Hoffnung dazu war verloren, wenn diese Predigt mißglückte.

In solchen bedrängten Lagen entfaltet die Seele oft verborgene Kräfte, die der Mensch vorher nicht kannte. Mir ist dieß bei mehreren wichtigen Angelegenheiten meines Lebens fühlbar geworden, und ich habe mich jedesmal glücklich herausgezogen. Nur muß man dabei ein gutes Gewissen haben: und dieß suchte ich mir von Ju-

gend auf zu bewahren. Dann ist Muth vorhanden und man überwindet die Gefahr leichter als man glaubte; Furcht ist eines der größten Uebel auf der Welt. Man empfindet dabei jedes Unglück zwiefach, einmal in der Einbildung und dann auch in der Wirklichkeit.

Von allen jenen unangenehmen Ereignissen eben so sehr betroffen, als von der Materie, die ich vortragen sollte, dem Werth der Leiden rc. ergriffen, hielt ich meine wohlausgearbeitete und gut memorirte Predigt mit vieler Parrhesie und Rührung. Meine sonore Stimme füllte die große Peterskirche völlig aus, und die von meinem Vater mir zu eigen gemachte richtige Declamation (ohne alle eitle Affectation und widrige Gesticulation) ergriff die Zuhörer mächtig, zu welchen ich, — von meinem Gegenstand auch in Beziehung auf mich ergriffen, — mit einer Art von Begeisterung redete.

Dieß Alles verfehlte seinen Zweck nicht.

Beim Herabsteigen von der Kanzel war ich selbst so gerührt, daß ich nicht bemerkte, in wessen Arme ich fiel, wie ich in die Sakristey trat, und wer mich herzlich umarmte, indem er weinend ausrief: — „Vetter! Sie haben es gut gemacht! — jetzt bin ich Ihnen von Herzen wieder beigethan;" und damit lief er mit dem Tuch vor den Augen davon.

Dieß war mein Oheim Büsching.

Teller und die übrigen Geistlichen in der Sakristey äußerten ebenfalls ihre Zufriedenheit mit meiner Predigt, und riethen mir, um irgend eine

Pfarrei in einer Stadt, — welche es sey, und wenn es selbst in Berlin wäre, — mich zu bewerben, so bald eine Vacanz sich ereigne; man würde mich dabei kräftig unterstützen. Ich bin auch gleich darauf zu mehreren geistlichen Stellen in kleinen Städten und auf dem Lande berufen worden; jederzeit hielt mich aber ein inneres Gefühl davon ab, sie anzunehmen, wovon ich mir zu der Zeit nicht immer Rechenschaft geben konnte. Später habe ich es doch zuweilen wohl bedauert, den geistlichen Stand, wozu ich Geschick und Beruf hatte, gleichsam verschmäht zu haben, in welchem ich viel Gutes hätte stiften und gewiß weit ruhiger, vielleicht auch glücklicher meine Tage hätte zubringen können, als es das mühsame Universitätsleben zuläßt, namentlich wenn der Professor auch Schriftsteller ist. Auf kleinen Universitäten ist das Leben des Professors doch gewöhnlich nur eine splendida miseria, verbunden mit unsäglicher Mühe und Arbeit, so wie mit vielen Entbehrungen von erlaubten Vergnügungen und Genüssen, wozu es meist an Geld, Zeit und Gelegenheit fehlt. Auch sind hier persönliche Verhältnisse oft durch Neid, Haß und Mißgunst so verunstaltet, daß sie in keiner Zwangs-Anstalt unangenehmer und widriger seyn können. Allein was wünscht man nicht in jungen Jahren?

Ich reiste nun von Berlin über Potsdam nach Schönhausen zurück.

In Potsdam war damals König Friedrich II. nicht anwesend (da er sich bekanntlich immer vom 1. bis zum 18. Jan. im Carneval zu Berlin

aufhielt.) Ich besuchte dort die königlichen Schlösser, nämlich das einfache Sans-Soucy und das schöne sogenannte „neue Schloß.“ Wenn man in dem ersteren die edle Einfachheit und die 19 Zimmer parterre, welche das ganze Schloß ausmachten, so wie die zum Theil abgängigen Meubles, die mit dem Könige alt geworden waren, bewunderte, so mußte man über die geschmackvolle Pracht des neuen Schlosses in mancher Hinsicht erstaunen. Namentlich zog der große, oben an der Decke so wie an den Seiten und auf dem Boden ganz mit Muscheln aller Art ausgelegte Grottensaal, wegen des bizarren Zeitgeschmacks die größte Aufmerksamkeit auf sich. *)

Unter anderen öffentlichen Gebäuden sah ich auch das große Militär-Waisenhaus in Potsdam, welches mit wahrhaft königlicher Pracht von Friedrich II. erbaut war. Im Innern war es indeß so ungemein schmutzig, und die Unreinlichkeit seiner 6000 Zöglinge beiderlei Geschlechts war so abscheulich, daß es ein wahrer Greuel war. Die schönen breiten Treppen waren so ganz mit Schmutz bedeckt, daß man die Abstufungen nicht mehr erkannte, wie dieß in den großen Städten von Ita-

*) Der italienische Baumeister, welcher das neue Schloß baute, wollte an dem Grottensaal ein großes Portal anbringen, Friedrich II. aber verlangte eine kleinere Thür, die er für eine Grotte passender hielt. Beide geriethen darüber in einen so heftigen Streit, daß der König den Degen zog, und damit auf den Italiener einging. Dieser parirte aber mit seinem Stocke so geschickt, daß der König ihm nichts anhaben konnte. Friedrich steckte endlich den Degen wieder ein und ging weg. Die Thüre wurde indeß nach Seiner Idee gemacht.

lien der Fall ist. Da es gerade im Jänner war, so fand man alles fest gefroren; so daß man sich an dem schönen eisernen Geländer hinauf ziehen und an demselben wieder herunter lassen mußte. In den Gemächern und Gängen herrschte ein häßlicher Geruch. Die Knaben und Mädchen erregten durch ihre bleichen Gesichter und schmutzigen Kleider einen widrigen Anblick und verbreiteten durch ihre ausgeschlagenen Köpfe eine unleidliche Ausdünstung.

Die moralische Verdorbenheit der Waisenkinder war der physischen gleich. Knaben und Mädchen aus diesem Waisenhause galten damals für nichtsnutzige Geschöpfe, welche von Jedermann geflohen wurden. Auch waren die wöchentlichen Arbeiten der Waisenmädchen zum Theil an Juden verpachtet, für welche sie Spitzen klöppeln mußten. Diese hatten dann das Recht, sie täglich zu besuchen, und unbarmherzig in die Ohren zu kneipen, wenn sie nicht fleißig genug gearbeitet hatten.

Und dieß Alles geschah 1777 unter den Augen des Königs Friedrich II. in Potsdam. Es ist unbegreiflich, wie dieß dem weisen Monarchen verborgen bleiben konnte, und wie die Vorsteher und Verwalter dieses Waisenhauses, auf die Gefahr hin nach Spandau zu kommen, es wagen durften, solche grobe Unordnungen in diesen öffentlichen Anstalten in der Nähe des Königs einreißen zu lassen. *) Wie wird dieß jetzt so ganz anders seyn!

*) Ein Beispiel mag noch hier stehen um zu zeigen, wie

Ich habe überhaupt gefunden, daß in den Waisenhäusern, welche ich in Bremen, Bern u. a. O.

Friedrich II. oft getäuscht wurde bei aller seiner Weisheit und strengen Gerechtigkeitsliebe, welche von alten Zeiten her die königlich preußische Regierung auszeichnete und noch jetzt durchaus beseelt.

Es war nämlich (1774) ein königliches Domainengut, ¾ Stunden von Potsdam entfernt, an einen sogenannten Pachtamtmann auf sechs Jahr verpachtet, und mit dieser Pachtung, zu der Zeit noch, die Leistung von Pacht-Frohn-Diensten verbunden. Der damalige Amtmann mißbrauchte dieß Recht dadurch, daß er das Subject, welches zum Frohndienst gestellt war, oft wieder zurückschickte, wenn es ihm zu jung oder zu schwach zu seyn schien. Dagegen mußte dann der eingeführte Tagelohn, nach der Taxe, baar entrichtet werden. Dieß machte große Rechnungen im Jahr und ruinirte die Bauern. Diese klagten endlich bei dem Könige, welcher die Sache zur schleunigen Abhülfe an die Kriegs- und Domainenkammer zu Berlin verwies, die auch sofort eines ihrer Mitglieder dahin abschickte, um alles genau zu untersuchen. Der abgeordnete Kriegsrath logirte nun mehrere Wochen lang bei dem reichen Pacht-Amtmann im höchsten Wohlleben, ohne die Untersuchung auch nur zu beginnen.

Der Zufall wollte es, daß Friedrich II. eines Tages (im Ausgange des Monats August) mit einem kleinen militärischen Gefolge durch dieß Dorf ritt, um ein hinter demselben liegendes Gehölz zu besehen. Kaum war der König durchgeritten, als Männer, Weiber und Kinder zusammen liefen, und den Schlagbaum am Eingange des Orts niederließen und besetzten, durch welchen Se. Majestät zurückpassiren mußten. — Bei der Rückkehr rief der König den Leuten zu: „Kinder macht auf und laßt mich durch!" — Sie riefen ihm aber entgegen: Nein Majestät, wir lassen Sie nicht durch, bis Sie uns gegen den Amtmann Recht verschaffen, der uns alle ruinirt. Der König antwortete: „Ich habe euch ja einen Kriegsrath geschickt zur Untersuchung?!" — O, der hat noch gar nicht damit angefangen. „Kinder, rief jetzt der König sehr erzürnt, laßt mich durch, ich schaffe euch sogleich Recht und Hülfe!" — Nun öffnete sich der Schlagbaum und der

mehr besuchte, gewöhnlich die zweckmäßige Einrichtung nicht anzutreffen war, welche man in solchen

---

Volkshaufen. Der König ritt in vollem Galopp sofort nach dem Amthause hin, wo er den Amtmann im Morgen-Anzuge an der steinernen Treppe vor dem Amthause fand. — Ist Er der Amtmann? — Ja, Ihro Majestät unterthänigst aufzuwarten. — Flugs regnete es ein Dutzend Hiebe mit dem Krückstock des Königs vom Pferde herab auf das Haupt des erschrockenen Amtmanns, der sich schnell auf die Treppe retirirte, wohin ihm der König zu Pferde nicht folgen konnte. Dieser rief ihm indeß zu: Morgen um 11 Uhr nach Potsdam zu mir ins Verhör, und von dort nach Spandau in die Karre. —

Der stark im Gesicht verwundete und blutende Amtmann lief nun eiligst hinanf zu dem Kriegsrath, um ihm seine Noth zu klagen. Dieser schlürfte den Caffee auf seinem Zimmer im Canape, als der Amtmann mit blutendem Kopfe herein stürzte, und schrie: „Der König, der König!“ — Der erschrockene Kriegsrath, in dem Glauben der König folge ihm auf dem Fuße nach, stürzte nieder vom Schlage getroffen, der ihn in der Folge seines Gesichts beraubte.

Die Frau Amtmännin (das Gegentheil von ihrem geitzigen und harten Mann) berieth sich sogleich mit dem braven Geistlichen des Orts, wie ihr Mann zu retten seyn möchte? — Man ließ sofort die Gemeinde zusammen kommen und bat dieselbe, den Schaden in Geld anzugeben, welchen sie in 5 Jahren durch den Druck des Amtmanns erlitten hatte. Dieser sehr bedeutende Betrag wurde gleich baar ausgezahlt und erstattet, und eine vollständige Quittung von deu Gemeinde-Vorstehern darüber ausgestellt.

Eine Deputation von Bauern begleitete nun den Amtmann am folgenden Tage nach Potsdam hin, wo der König persönlich Gericht hielt. Die Bauern kamen zuerst vor und sagten aus: Sie hätten zwar gestern mit Recht geklagt, seyen nun aber völlig befriedigt; denn aller Schaden sey von dem Amtmann vergütet worden. Darauf sagte der König: Gut, dann schicke ich jetzt nur noch den Amtmann nach Spandau, alsdann habt ihr Ruhe. — Nein, sagten die Bauern, das thuts doch nicht wohl, denn wir wollten den Amtmann gern behalten. — Ihr wollt den

Anstalten hätte erwarten dürfen. Zwar war alles in den ebengenannten Städten ungemein reinlich, und in physischer Hinsicht ziemlich gut; dagegen aber der Unterricht nicht immer passend für Kinder, welche für die unteren Volksklassen bestimmt waren, oder doch bestimmt werden sollten. So wurde in Bremen in meiner Gegenwart über die 70 Wochen des Propheten Daniel examinirt, und in Bern lernten die Kinder griechisch im Waisenhause, ohne daß sie zum Studieren bestimmt waren. Ueberhaupt würde für die Erziehung solcher Waisenkinder besser gesorgt seyn, wenn sie auf dem Lande bei einzelnen guten

---

Tyrannen behalten, rief der König, der euch arm gemacht hat? — Ei ja, antworteten die Bauern, die Frau Amtmannin hat ja nun Alles und Jedes wieder bezahlt und vergütet! — Gut, versetzte Friedrich, er kommt aber doch nach Spandau. — O Ihre Majestät, wir wollten doch sehr gebeten haben, fleheten die Bauern, uns den Amtmann zu lassen, seiner Frau wegen! — Warum denn der Frau wegen? — Ey diese hat seit 5 Jahren alle unsere Kinder zur Welt bringen helfen, sie hat die Wöchnerinnen ernährt und gepflegt, die Kinder (wenn die Eltern arm waren) gekleidet und zur Schule gehalten. Sie ist unser einziger Schutzengel gewesen bei aller Gelegenheit, bei Krankheiten und in Noth und Tod. Wir können die Frau Amtmannin nicht missen. „Nun, — sagte der König, — so soll sie allein die Pachtung fortbehalten, und er soll nach Spandau." Das geht auch wieder nicht an, denn die brave Frau hat erklärt, ihren Mann nie verlassen zu wollen, und sie hat immer Wort gehalten.

Der König ließ sich endlich bewegen, den Amtmann zu begnadigen, nachdem er ihn vorher etwas scharf vorgenommen hatte. Nach der Zeit besuchte der König das Dorf öfter und erkundigte sich nach dem Betragen des Amtmanns, aber ohne je seinen Krückstock wieder gebrauchen zu dürfen.

Familien vertheilt, gegen ein mäßiges Kostgeld bis zum 14ten Jahr erzogen würden, unter der Aufsicht des Geistlichen.

Der Baron von Bismark nahm mich bei meiner Rückkehr zwar mit vieler Güte wieder auf; allein der dortige Aufenthalt wurde mir doch von der Zeit an, wo ich in größeren Cirkeln mit Gelehrten und vielen anderen gebildeten Männern in Berlin gelebt hatte, zu langweilig. In physischer Hinsicht war es der beste Aufenthalt in meinem ganzen Leben, auch in moralischer Hinsicht durch den Umgang mit Bismark, der mich als Freund behandelte, gewiß angenehm; allein ich war ein sehr lebendiger, feuriger und wißbegieriger junger Mensch von 26 Jahren, der nun einmal in einer größeren Welt zu leben wünschte.

Ich richtete deßhalb mein Augenmerk auf Dessau, wo der berühmte Professor Basedow damals ein neues Erziehungs-Institut, unter dem Namen Philanthropin errichtet hatte, welches großes Aufsehen in der gelehrten Welt erregte.

Der damalige Director desselben war der rühmlich bekannt gewordene Professor Wolke, mein Landsmann, aus der Stadt Jever gebürtig. Dieser lud mich ein nach Dessau zu kommen, um Geographie und Geschichte in dem neuen Institute zu lehren. Da ich mich nun von Jugend auf, namentlich in Halle und auch bei dem Hrn. v. Bismark mit diesen Zweigen des Unterrichts befaßt, und mich ziemlich darin geübt hatte, so nahm ich diese Aufforderung gern an. Auch schrieb ich zu der Zeit meine erste Schrift, nämlich eine

Abhandlung „über das Verhältniß des Erziehers zu seinen Zöglingen." Diese gefiel in Dessau und wurde in den philanthropischen Unterhaltungen, einem Journale, welches das Institut damals herausgab, abgedruckt. Sie wurde auch in der gelehrten Welt gut aufgenommen.

Ich verließ nun im Frühjahr 1779 meine vierjährige glückliche Lage, als Hofmeister bei den Söhnen des Barons v. Bismark, dessen Achtung und Freundschaft ich mitnahm, so wie meine vier braven Zöglinge mir dieselbe ebenfalls fortgesetzt haben. Sie sind in der Folge sämmtlich Officiere bei der königlich preußischen Cavallerie geworden, doch ist der zweite von ihnen späterhin zur Infanterie übergegangen. Dieser war 1813 und 1814 als königlich preußischer Generallieutenant Kommandant in Leipzig, wo er sich durch seine Klugheit, Vorsicht und Menschenfreundlichkeit eben so beliebt als verdient machte. Er war ein sehr wohldenkender edelmüthiger Mann, wie sein Vater und alle seine Brüder dieß Prädikat mit Recht verdienten. Sie haben mich alle viere in Gießen besucht, so wie ich von Dessau aus den Vater noch einmal in Schönhausen aufsuchte, und einige glückliche Wochen bei demselben verlebte. Wenn das Verhältniß zwischen dem Erzieher und seinen Zöglingen nach vielen Jahren, wo sie einander nicht mehr bedürfen, so freundlich ist und bleibt, dann war es gut.

Mein achtjähriger Aufenthalt in Dessau.

Im Frühjahr 1779 trat ich in Dessau eine neue Laufbahn an. Es sey mir erlaubt, hier eine kleine Schilderung des Orts, so wie des Hofes und des Instituts, wo ich mein öffentliches Leben beginnen sollte, vorauszuschicken.

Die Stadt liegt in einer ebenen und sandigen Gegend, welche jedoch nicht unfruchtbar ist, eine Stunde von der Elbe entfernt. Sie wird durch die kleine, nahe an der Stadt vorbeifließende Mulde (welche dort einen schönen Lachsfang darbietet) bewässert, und durch die unmittelbar daran stossenden Holzungen, so wie durch schöne Alleen von Fruchtbäumen an den Heerstraßen, auch durch die beiden sehr geschmackvoll erbauten Lustschlösser Louisium und Georgium, welche nahe bei der Stadt liegen, ungemein verschönert; indem der dabei befindliche herrliche englische Garten und die schönen Gebäude das Auge des Wanderers freundlich ansprechen.

Dessau ist im Ganzen zwar nicht schön gebaut, hat aber doch einige schöne und breite Straßen, worunter die Franz-Straße sich durch ihre ansehnliche Länge und Breite, so wie durch ihre großen Häuser und öffentlichen Gebäude, sehr auszeichnet. Die Stadt zählt gegen 1000 Häuser und 12000 Einwohner, worunter mehr als 1000 Juden sich befinden.

Von den Stadtthoren sind ein Paar ebenfalls von dem unvergeßlichen Fürsten Leopold Friedrich Franz (der sein Land, während seiner lang-

jährigen Regierung so sehr verschönerte) geschmackvoll neu erbaut, so wie die herzogliche Reitbahn und das Jagdzeughaus, nebst vielen anderen öffentlichen Gebäuden, von diesem kenntnißreichen und Geschmack besitzenden Fürsten neu errichtet, oder doch verschönert wurden.

Sodann befindet sich in der Stadt Dessau außer dem alten Residenzschlosse noch ein kleines Schlößchen, nebst vielen ansehnlichen Palais, zwei Kirchen und eine gelehrte Hauptschule oder Gymnasium, so wie ein Waisenhaus, ein Armen- und Arbeitshaus, ein Hospital und ein jüdisches Institut (genannt die Franzenschule), so wie das Amalienstift (wo ehemals das Philanthropin war). Hierzu kommen noch ein Paar Fabriken und ein, später schön und sinnig angelegter Kirchhof vor der Stadt. Im Jahr 1779 indessen, wie ich dort ankam, erregte bloß das neu errichtete Philanthropin die größte Aufmerksamkeit.

Auch war der Hof, welcher in Dessau residirte, durch seine einfache aber sehr geschmackvolle Einrichtung äußerst merkwürdig. Wenig Adel und reguläres Militär war im Dienst; dagegen ein hinlängliches anständiges Hof-Personal, von Adeligen und Bürgerlichen gemischt, und eine gebildete Staatsdienerschaft; von welchen täglich und namentlich an Sonn- und Festtagen mehrere Räthe, Geistliche, so wie Professoren vom Philanthropin, nebst den Eltern der Philanthropisten, wenn sie ihre Kinder besuchten, zur fürstlichen Tafel eingeladen wurden. Berühmte durchreisende Fremde, Gelehrte und Künstler, wenn sie dem

Fürsten vorgestellt waren, und ihn einigermaßen interessirten, wurden ebenfalls zur Tafel gezogen. Männer fast von allen Ständen (waren Kopf und Herz ausgebildet, und mit feiner Sitte und Verdienst gepaart), wurden an dem dortigen Hofe für tafelfähig gehalten, und der edle Fürst pflegte oft zu sagen, er habe die brillanteste fürstliche Tafel, weil nicht bloß Rang und Stand, noch Titel und Stern allein dort glänzten, sondern Geist, Kenntnisse und Verdienst mit Geschmack und Feinheit verbunden. Dadurch wurde die tödtliche Langeweile (die Tochter der Etiquette) verscheucht, die sonst gewöhnlich an den Höfen herrscht.

Der Fürst (nachmals Herzog) Leopold Friedrich Franz war (1779—87) ein Herr in seinen besten Jahren, ein schöner großer Mann von schlankem Wuchs, der durch die viele Bewegung auf der Jagd, (namentlich durch die Parforce-Jagd, die zu der Zeit dort eine der größten in Deutschland war) sich sehr abgehärtet hatte, daher derselbe auch ein so hohes Alter von einigen 80 Jahren erreichte. Sein schönes und dabei sanftes Auge, sah doch sehr weit und scharf, und die Milde seines menschenfreundlichen Herzens erfreute Jeden, mit welchem der hochherzige Fürst sich unterhielt. Durch vielfältige Reisen und durch einen langen Aufenthalt in England und Italien hatte er sich sehr ausgebildet, vorzüglich aber seinen Geschmack in den schönen Künsten, namentlich in der Musik, in der Baukunst, in der Malerei und in der Bildhauerei, so wie in der schö-

nen Gartenkunst u. dergl. m., so sehr geläutert, daß er diese eben so sehr liebte, als richtig zu beurtheilen und zweckmäßig anzuwenden wußte. Davon geben seine Lustschlösser und Villen, Wörliz, Luisium, Georgium, der Stilizzer Berg, der Flora-Tempel u. a. m. in der Nähe und Ferne von Dessau die sprechendsten Beweise.

Uebrigens sind die sämmtlichen großen Heerstraßen im ganzen Lande mit Bäumen (meist Obstbäumen) so besetzt, daß dadurch dasselbe die Gestalt eines Gartens gewinnt. Die vielen Domainen wurden ebenfalls trefflich verwaltet und viele glückliche Versuche zur Veredlung der Schaafzucht, der Vieh- und Pferdezucht, so wie mit der Verbesserung des Ackerbaues und der Landwirthschaft überhaupt, mit dem besten Erfolg angestellt.

Merkwürdig war es, daß dieser freimüthige deutsche Fürst von dem Kaiser Napoleon so sehr geschätzt und ausgezeichnet wurde, und zwar eben der Freimüthigkeit wegen, womit derselbe dem französischen Kaiser gleich bei dessen Ankunft in seinem Schlosse (nach der Schlacht bei Jena) auf die Frage: Warum dienen Ihre Soldaten in der preußischen Armee? — antwortete: Weil ich ein deutscher Fürst und ein naher Verwandter des königlich preußischen Hauses bin.

Napoleon blieb mehrere Tage in Dessau, gewann den edlen Fürsten lieb, und erließ dem Lande die ganze bereits ausgeschriebene Contribution, nebst allen Lieferungen an die französische Armee. Auch erzeigte er dem Fürsten sehr viel

Ehre, als derselbe nach dem Frieden zu Tilsit von dem Kaiser nach Paris eingeladen war, und sich dort einige Wochen aufhielt.

Die Fürstin war eine königlich preußische Prinzessin, von der Linie Brandenburg-Schwedt; eine hohe geistreiche und entschlossene Dame, welche ihrer Leutseligkeit wegen allgemein verehrt wurde. Lavater, welchen sie in der Schweiz hatte kennen lernen, galt bei ihr sehr viel; er kam auch selbst nach Dessau zum Besuch, und predigte dort, aber nicht mit allgemeinem Beifall.

Der Erbprinz Friederich, das einzige damals noch lebende Kind aus dieser Ehe, war 1779, als ich nach Dessau kam, ohngefähr 11 Jahr alt, groß und robust von Körper für sein Alter, und es schien als ob auf seine physische Erziehung eine weit größere Sorgfalt verwandt worden sey, als auf die Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten und deren Ausbildung. Der Prinz ging, bald nach meinem Eintritt in das Philanthropin, mit in die erste Klasse des historisch-geographischen Unterrichts, welchen ich den älteren Zöglingen des Instituts täglich ertheilte; allein er war nicht hinlänglich vorbereitet, um mit den übrigen gleichen Schritt zu halten, so wenig als der Prinz Leopold von der Lippe, der sich mit seinem Hofmeister zu der Zeit in Dessau aufhielt, und der ebenfalls meinen Vorlesungen beiwohnte. Der Hofmeister des Prinzen von Dessau hieß Behrisch, und war ein guter feiner Mann, aber mehr ein schöner Geist als ein glücklicher Erzieher. Indes-

sen erhielt er dem Prinzen doch das, was man sana mens in corpore sano nennt.

Zu seinem 15ten Jahre bekam der Prinz seinen eigenen Hof-Etat auf dem sogenannten kleinen Schloß in Dessau unter der Ober-Hofmeisterschaft des Herrn von Bärenhorst. Mehrere Lehrer wurden stundenweise zum Unterricht zugezogen.

Das Philanthropin zu Dessau.

Dieses wurde als ein neues Unterrichts- und Erziehungs-Institut bekanntlich im Jahr 1774 von dem Professor Basedow gestiftet. Dieser berühmte Mann hatte vorzüglich zum Zweck, eine vernünftigere und leichtere Lehrmethode in den Elementar-Schulen sowohl, als in den lateinischen Schulen und Gymnasien zu begründen, um dadurch dem lästigen Schulzwange abzuhelfen, und der sogenannten Schulnoth ein Ende zu machen. Auch die häusliche, physische und moralische Erziehung sollte durch seine Vorschläge verbessert werden. Der Zeitpunkt dazu war gut gewählt. Europa, und namentlich Deutschland, war seit 1763 in tiefem Frieden, und genoß eines wachsenden Wohlstandes. Auch war das Publikum durch Friederichs und Josephs II. liberale Regierungen für Aufklärung und Cultur empfänglicher geworden als vorher. Die Jesuiten wurden verbannt, allenthalben regte sich der Geist zu helleren Ideen, und suchte diese vorzüglich auch durch

einen besseren Schulunterricht zu verbreiten. Im Oesterreichischen war der Abt Felbiger ein geräuschloser aber wohlthätiger Schul-Reformator, und im Preußischen stiftete die erste musterhafte Landschule auf seinem Landgut Rekahn, bei Alt-Brandenburg, der würdige Hr. v. Rochow, welchem Beispiele ähnliche in Halberstadt, Detmold, Hannover ꝛc. folgten. Der berühmte und verdienstvolle Johann Amos Commenius hatte zwar in der Mitte des 17ten Jahrhunderts (er lebte von 1590 — 1671) schon etwas Aehnliches versucht durch seinen allgemein beliebten Orbis pictus (unterstützt von 53 anderen Büchern und Schriften, welche er herausgab) — um eine neue Bahn für die Verbesserung des Schulunterrichts zu eröffnen; allein sie wurde von der damaligen vorurtheilsvollen Geistlichkeit und von den hartnäckigen Philologen entweder gar nicht beachtet, oder doch aus Faulheit, Eigensinn und Liebe zum alten Schlendrian schlecht befolgt und bald wieder verlassen. Und dieß ist ja leider auch jetzt noch der Fall mit allen neueren verbesserten Lehrmethoden, mögen sie von Basedow, Pestalozzi oder Anderen ausgegangen seyn, indem man immer bei dem Alten bleibt, namentlich in unseren lateinischen Schulen, mit dem Unterricht in den alten Sprachen, wo die minutissima der Grammatik den 8-jährigen Knaben wie den 18jährigen Jünglingen eingetrichtert werden, um sie im 20sten Jahre, wo sie die Universität beziehen, rein wieder zu vergessen. Dagegen werden die neueren Sprachen, die Naturgeschichte, Naturkunde, die Kalligraphie,

das Kopfrechnen und die Mathematik, — welche für das ganze Leben eines gebildeten Menschen so nöthig und nützlich sind, — wenn auch nicht ganz übergangen, doch nur kümmerlich getrieben. Wann wird man von diesen heillosen Vorurtheilen zurückkommen? — Auch von Pestalozzi's neuen Methoden hätte man Vieles, — wenn auch nicht Alles, — wohl für unsere Elementarschulen benutzen können, aber es ist nur selten bisher geschehen.

Zu gleicher Zeit, nämlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, war von Rousseau die Losung zu einer vernünftigeren Erziehungs-Methode ausgegangen, welche bis dahin eben so unsinnig, als die Erziehung selbst barbarisch war. Auswendig lernen lassen und körperliche Strafen vollziehen, waren zu diesen Zeiten die beiden Prinzipien, worauf man Erziehung und Unterricht stützte (so wie auch jetzt noch bei den Jesuiten), um einen blinden Gehorsam zu erzwingen und das Aufkommen eines freien Geistes zu tödten. Despotismus, im Kleinen wie im Großen, beseelte die Chefs der Schulen wie der Staatsbehörden, um desto bequemer herrschen zu können, wenn der blinde Gehorsam der Jugend, des Volks, des Militärs und der subalternen Staatsdiener, fest begründet war.

Diese Geistesfesseln wollte Johann Bernard Basedow in Betreff des Schulwesens zerbrechen, und dazu war er auch kräftig genug. Basedow hatte bei einem robusten Körper einen vielumfassenden Geist, einen durchdringenden Verstand und

einen festen Willen, mit Muth und Entschlossenheit, Ausdauer und Arbeitsamkeit verbunden. Dieß waren die vorzüglichen Eigenschaften des Mannes, welcher als Reformator des Schulwesens wohl die Haupt-Erfordernisse dazu besaß, aber in Betreff der Form viele Blößen gab, und in dieser Hinsicht einer großen Nachsicht bedurfte. Seine Zeitgenossen aber weit entfernt von dieser Nachsicht, verlangten auch noch weit mehr von ihm; er sollte zugleich ein geschmeidiger Weltmann seyn (wie Campe), er sollte mit den Vorurtheilen seiner Zeit säuberlich verfahren und mit jedem Schwächling im Erziehungswesen Geduld haben. Das konnte Basedow nicht: er mußte durchgreifen. Er griff die längst verjährten Vorurtheile der damaligen Schul-Monarchen mit Kraft an, und machte sich dadurch das ganze Heer von Schulmännern, Schul-Inspectoren (meist geistlichen Behörden), von Jesuiten u. s. w. zu offenbaren Feinden. Seine Gehülfen und Mit-Arbeiter waren bei weitem nicht so kräftig, als dieser in seiner Art wahrhaft große Mann. Daher denn sein neu gestiftetes Philanthropin bald wieder untergehen mußte; so viel Unterstützung und Beifall es Anfangs auch wirklich hatte. Es fehlte diesem Institut durchaus an einem tüchtigen Director (wie etwa der Abt Resewitz war), so wie an einem hinlänglich bedeutenden und bleibenden Fonds (wie ihn die sächsischen Fürsten-Schulen haben). Dieser hätte gleich bei der Stiftung des Philanthropins von Deutschlands Für-

sten festgesetzt und unterhalten werden müssen; dann wäre dieß Institut festgegründet gewesen.

Basedow war Alles durch eigene Kraft geworden, was er war. Von niederer Herkunft hatte er sich doch zum Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften an der Ritter-Akademie zu Sorde in Dänemark empor gearbeitet. Von da wurde er nach Altona an das dortige große Gymnasium versetzt, und sodann 1774 nach Dessau hinberufen, um die Erziehung des damaligen Erbprinzen im Allgemeinen zu leiten, und zugleich zur Realisirung seiner neuen Unterrichts- und Erziehungs-Methode einen Versuch zu machen.

Der aufgeklärte und menschenfreundliche Fürst von Dessau gab ein treffliches Local (Schloß und Garten in Dessau) zu diesem neuen Erziehungs-Institute her, nebst einer nicht unbeträchtlichen Summe zur Einrichtung und Erhaltung desselben. Allein dieß reichte doch bei weitem nicht hin, um dieser Anstalt die nöthige Festigkeit und sichere Dauer für die Zukunft zu verschaffen. Auch forderte man von Basedow zu viel, indem man von diesem genialen Mann verlangte, er solle alles das, was sein fruchtbarer Geist schuf, auch selbst ausführen.

Basedow konnte aber nicht selbst Director seines eigenen Instituts seyn; das konnte der ruhige und besonnene Campe weit besser. Der Gesetzgeber kann nicht immer selbst Richter seyn, und der große Montesquieu würde wahrscheinlich ein schlechter Justiz-Minister gewesen seyn. Dieß begriffen aber seine schwachen Tadler nicht; die,

welche ein halbes Jahrhundert hinter Basedow zurück standen! — Auf die Ankündigung eines neuen Elementar-Werks erhielt Basedow zwar gegen 30,000 fl. Pränumerations-Gelder, allein die Kosten des Selbstverlags absorbirten davon den größten Theil, da die Zeichnungen und Kupferstiche dazu von dem berühmten Chodowiecki und Berger in Berlin verfertigt und stark honorirt wurden, so wie die Uebersetzungskosten, in die lateinische und französische Sprache, das Uebrige meist wegnahmen. Auch war Basedow kein Oekonom, wie dieß überhaupt die wenigsten Gelehrten zu seyn pflegen.

Einige große Mängel drückten dieß neue Erziehungs-Institut von seiner Entstehung an (1774), bis zu dessen Untergang (1794) fortwährend, und ihnen konnte aus Mangel an einem hinlänglichen Fonds nicht abgeholfen werden. Vorzüglich fehlte ein durchaus tüchtiger Director; sodann lieferte die Administration der Oekonomie (die bei 100 Individuen, welche ernährt werden mußten, sehr bedeutend war) fast jährlich ein Deficit. Hiezu kam der häufige Wechsel der Lehrer, die nur kärglich bezahlt wurden, auf kein eigenes Etablissement rechnen konnten und meist unverheirathet bleiben mußten. Alle diese Mängel wurden noch fühlbarer durch die Uneinigkeit der Professoren in dieser aristocratischen Colonie, die von einem schwachen Director, wie z. B. Wolke, nicht gehörig zusammen gehalten werden konnte; und so mußte sie ihrem Untergange entgegen gehen.

Es schien zwar anfangs, als wenn der von

dem Fürsten von Anhalt-Dessau, mit Basedow's Zustimmung, als Director dieses Instituts nach Dessau berufene berühmte Erziehungsrath Campe der rechte Mann für die Direction gewesen seyn würde; wenn die Verwaltung der Oeconomie ganz von dem Directorium wäre getrennt worden. Diese ging aber so unglücklich unter Campe's Direction, daß der treffliche Mann von der Last derselben beinahe erdrückt wurde. Da seine Gattin auch nicht dafür gemacht war, so verlor er den Muth und entfernte sich heimlich nach Hamburg. Zwar reiste der hochherzige Fürst ihm selbst nach und suchte ihn durch alle mögliche Vorstellungen und Versprechungen zur Rückkehr nach Dessau zu bestimmen; allein Campe blieb unbeweglich und er that Recht daran.

Nach ihm kam Wolke zum Directorium. Dieß war ein braver Mann und ein guter Lehrer und Erzieher für kleine Knaben bis zum 12ten Jahre; allein der Direction dieses großen Instituts war er keineswegs gewachsen, und seine, obgleich verständige Gattin konnte einer solchen Oeconomie gar nicht vorstehen, so gebildet sie auch in anderer Hinsicht war.

Es wurde nun dem Director Wolke ein Collegium von 6 Professoren — unter dem Namen der Conferenz — zur Seite gesetzt, ohne welche derselbe nichts Wichtiges thun durfte.

Der berühmte Prof. Trapp, welcher zuerst mit zu der Conferenz erwählt war, blieb nur einige Zeit in Dessau und wurde darauf als Professor der Philosophie nach Halle berufen. Die

übrigen Mitglieder waren damals: Neuendorf (früher Conrector in Halberstadt, ein braver Schulmann), Dutoit (ein Schweizer aus Nidau, ein enthusiastischer Jugendfreund und Lehrer der französischen Sprache). Ihm folgte Prof. Feder, Lehrer der lateinischen Sprache. Sodann von Busse, Lehrer der Mathematik und Physik, der gelehrteste und einsichtsvollste von Allen, welcher sich auch in der gelehrten Welt durch einige treffliche mathematische Schriften in der Folge berühmt gemacht hat. Er wurde nach der Aufhebung des Philanthropins Professor und Commissions-Rath an der Berg-Academie zu Freyberg in Sachsen, und hat die Freundschaft, welche wir in Dessau anknüpften, bis auf den heutigen Tag mit mir fortgesetzt. Der sechste von diesen Professoren war ein gewisser Jasparson aus Dänemark, der zwei Grafen von Ahlefeld in das Institut gebracht hatte und dort mehrere Jahre blieb, nachher aber nach Dänemark zurückging. Hierzu kam noch im Jahr 1782 der berühmte Professor Salzmann aus Erfurt, als Liturg und Religionslehrer, der aber 1787 schon wieder abging und ein eigenes Philanthropin in Schnepfenthal stiftete.

Diese Männer waren keineswegs immer unter sich einig und sie wurden durch das schwache Directorium des Professor Wolke gar nicht zusammengehalten, da dieser von ihnen weit übersehen wurde.

Außerdem waren noch folgende ordentliche Lehrer dort angestellt, die ich nach ihrer damals bestehenden Ordnung hier nenne. Zuerst kam ein

gewisser Sander aus Holstein, ein feiner junger Mann und ein geschickter Lehrer für kleinere Kinder. Auf ihn folgte ich (seit 1779), für die Geographie, neue Geschichte und Statistik bestimmt. Sodann kam Pidou, ein Schweizer aus Lausanne, durch den berühmten Dr. Tissot, seinen Onkel, empfohlen. Er wurde ebenfalls für die französische Sprache angestellt, ein sehr geschickter und durchaus vortrefflicher Mann, der aber bald wieder abging und im Canton Waadt zu den höchsten Ehrenstellen im Staat emporstieg. Ich habe von ihm auf meiner Reise in der Schweiz (im Jahr 1812 und 13) in Lausanne und Vevay, wo er damals Landamman war, viele Freundschaft genossen. Später ward Spazier dort als Lehrer angestellt, in der Folge berühmt als Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt" und mehrerer gelehrten Schriften. Es war ein trefflicher und edler Mann, welchen auch ich bis zu seinem Tode zu meinen innigsten Freunden zählen durfte.

Auch der nachherige beliebte Dichter Matthisson stand dort einige Jahre als Lehrer.

Ein gewisser Götz war als ein guter Lateiner dem Institut auf einige Jahre ebenfalls nützlich. Mit einem braven Lehrer, Richter, aus Siebenbürgen, war dies derselbe Fall, so wie mit dem Elementarlehrer Schulze aus Berlin, welcher auch in der Folge dort eine Elementarschule angelegt und mehrere Bücher in diesem Fache herausgegeben hat. Die beiden Gebrüder Vogel waren Unterlehrer und Aufseher über die jungen

Leute in den Erholungsstunden; beide sehr brave Männer, wovon der Aelteste in der Folge Polizeidirector in Dessau wurde.

Soviel von dem Lehrerpersonale an diesem Institute bis zum Jahr 1787, wo ich Dessau verließ.

Da ich dies Alles in meinem 79sten Jahre niederschreibe, zwar nicht blos aus dem Gedächtniß, sondern mit Zuziehung vieler von mir aufbewahrten Notizen, die ich von Dessau mitbrachte, so kann dennoch wohl manches Merkwürdige ausgelassen seyn, welches um so mehr zu entschuldigen seyn wird, da ich gar nicht den Zweck habe, eine vollständige Schilderung des Philanthropins zu liefern. Dagegen hoffe ich, wissentlich nichts Unrichtiges niedergeschrieben zu haben. Noch weniger wollte ich irgend Jemandes Andenken dabei verunglimpfen.

In Ansehung der Lehrgegenstände und der Lehrmethode bemerke ich nur im Allgemeinen Folgendes: Zuvörderst wurde die Religionskenntniß von dem Prof. Salzmann in deutscher Sprache so vorgetragen, daß jede christliche Religionsparthei mit völliger Zufriedenheit daran Antheil nehmen konnte. In Fällen, wo die erwachsenen Zöglinge confirmirt werden sollten, überwies man sie an die ordentlichen Geistlichen ihres Cultus in der Stadt Dessau selbst.

Außerdem wurde der Gottesdienst in dem schönen philanthropischen Betsaal, jeden Sonntag von 11 bis 12 feierlich gehalten. Dies geschah früher abwechselnd von einigen Lehrern, und ich

erinnere mich noch jetzt mancher glücklichen Stunde, wo ich eingreifende Reden bei diesen Gottesverehrungen hielt. Das ganze Lehrer- und Schülerpersonale des Instituts, nebst mehreren Honoratioren, wohnten denselben bei, wozu oft auch der Hof und selbst der Fürst, so wie die durchreisenden Fremden sich zu gesellen pflegten. Auch war hier jeden Morgen von 7 bis 8 eine kurze Gottesverehrung mit Gesang und Gebet.

Der Elementar-Unterricht in Sprachen war mit dem Erlernen von Sachkenntnissen verbunden, so daß die Knaben zugleich mit den Gegenständen, deren Benennung in französischer und lateinischer Sprache lernten. Dies prägte sich ihnen weit leichter und besser ein, als wenn sie blos Vocabeln hätten auswendig lernen müssen, welche schwer eingehen und leicht wieder vergessen werden, weil die Vocabeln isolirt im Gedächtniß dastehen, ohne sich an wirkliche Gegenstände zu knüpfen.

Basedow hatte zu dem Ende die zu seinem Elementarwerke gehörenden Kupfer in großen Tableaus ausmalen lassen, und so dienten sie im Institut dem Elementarunterricht zur Grundlage. Der Lehrer, welcher der Sprache, worin er dociren sollte, vollkommen bis zum geläufigen Sprechen (französisch, lateinisch oder deutsch) mächtig seyn mußte, erklärte diese Gemälde den Schülern in mehreren Stunden, und diese lernten dabei die Wörter nicht nur, sondern auch ihre Anwendung und Zusammenstellung vollkommen; sie sprachen in den ersten Wochen schon mit in der frem-

den Sprache und erhielten dadurch bald eine Fertigkeit im Sprechen über die ihnen erklärten Gegenstände. Uebrigens wurde auch bei Tische, so wie in den Lehrstunden, immer französisch oder lateinisch gesprochen. In den höheren Klassen wurden klassische Autoren gelesen und mündlich so wie schriftlich übersetzt, mit Anwendung der Grammatik bei den Ausarbeitungen; wiewohl Letzteres noch umständlicher hätte geschehen können. Geographie, Geschichte und Statistik wurden deutsch vorgetragen. Dabei wurden in den Arbeitsstunden historische und statistische Tabellen gemacht und Landkarten mit Fleiß gezeichnet.

Mathematik und Physik lehrte der Professor Busse (wie schon erwähnt) sehr gut, und die Buchhaltungskunst trug ein besonders hierzu bestellter Lehrer den Jünglingen vor, welche Kaufleute werden sollten.

So konnten dort die Cavaliere, der künftige Offizier, der Kaufmann und der künftige Geschäftsmann vollständig vorbereitet werden, bis zum Besuch der höheren Klassen eines Gymnasiums, oder bis zum Comptoir ꝛc. Denn das Philanthropin war eigentlich keine gelehrte Schule im strengen Sinn des Worts; wenn gleich mehrere Jünglinge aus demselben hervorgingen, die mit dem besten Erfolg die Universität bezogen und nachher in der gelehrten Welt als Professoren und Schriftsteller sich auszeichneten, z. B. Benzenberg (aus Westphalen), Gilbert (in der Folge Professor der Physik in Leipzig), August Müller (als Dichter bekannt durch seinen Adalbert den

Wilden ꝛc.). Weit Mehrere haben sich im Staat als Geschäftsmänner in der Folge ausgezeichnet.

Es waren Zöglinge dort aus den meisten europäischen Ländern, nemlich aus Lissabon, aus Frankreich, aus der Schweiz, aus Holland und Deutschland (die Meisten), aus Wien, aus Lemberg (in Gallicien), aus Polen, Rußland (sehr viele), Dänemark und aus Preußen.

Vom achten bis zum achtzehnten Jahre sah man dort Eleven, die das Gepräge der Gesundheit, des frohen Muthes und der inneren Zufriedenheit auf der Stirn trugen. Diese kleine aristokratisch-demokratische Republik war für die Zöglinge sowohl als für die Lehrer eben so angenehm als nützlich, und würde auch länger als 20 Jahre bestanden haben, wenn, wie schon mehrmals bemerkt, ein sicherer Fonds und ein tüchtiger Director vorhanden gewesen wären. Da beides aber durchaus fehlte, so rissen Unzufriedenheit und Zänkereien unter den Lehrern ein, wodurch die besten Köpfe nach und nach veranlaßt wurden das Institut zu verlassen und eine andere Unterkunft zu suchen, woran es ihnen denn auch nicht fehlte.

Die Lebensweise der Philanthropisten und ihrer Lehrer war der physischen Erziehung ganz angemessen, und wahrlich sehr zweckmäßig für beide. Die Zöglinge waren durchaus unter beständiger Aufsicht und es konnten gar keine Excesse, noch Thorheiten oder grobe Unordnungen daselbst vorkommen. Der väterliche Ton der Lehrer gegen ihre Zöglinge und das unbedingte Vertrauen der jungen Leute (welche alle von ihnen Du genannt

wurden) zu ihren Vorgesetzten war so rein kindlich, daß ich nie ein besseres gegenseitiges Verhältniß zwischen Lehrern und Zöglingen gesehen habe. Daraus ging ein freiwilliger unbedingter Gehorsam hervor. Strafen fanden sehr selten statt, und nur an der Ehre — und zwar so, daß das Ehrgefühl dadurch noch mehr geweckt wurde — auch zuweilen ein kleiner Abzug am Taschengelde, der dann zum gemeinschaftlichen Vergnügen verwendet wurde. Körperliche Strafen kamen der Regel nach gar nicht vor, und es ward nur alsdann eine Ausnahme gemacht, wenn grobe Beleidigungen gegen Mitschüler verübt waren, oder auch wenn ein offenbarer Widerstand gegen Lehrer sich zeigte (beides ist während meines mehrjährigen dortigen Aufenthalts nur zweimal vorgekommen); alsdann aber wurde die Strafe öffentlich mit einer Feierlichkeit vollzogen, welche tiefen Eindruck machte, wenn sie auch an sich höchst gelinde war.

Zur Erhaltung der guten Ordnung waren die Zöglinge in acht Abtheilungen gebracht, jede zu acht Individuen, mit einem Lehrer an der Spitze. Diese bewohnten zwei bis drei Zimmer in dem fürstlichen Gebäude und in einem großen Privathause daneben. Morgens um 6 Uhr wurde aufgestanden, sowohl im Winter als im Sommer; und jeder Zögling, vom kleinsten bis zum größten, kleidete sich ohne alle Bedienung selbst an in dem allgemeinen für diese acht bestimmten großen Schlafzimmer, wobei die größte Ordnung, Schamhaftigkeit und Reinlichkeit herrschte. Letztere wurde auch durch das nöthige Dienstpersonal aufrecht erhalten.

An Weißzeug und gehörigen Kleidungsstücken aller Art fehlte es nicht. Eine hellblaue Uniform mit schwarz sammtenen Kragen und gelben Unterkleidern trugen Lehrer und Zöglinge von einerlei Tuch. Darüber wurden, wie über andere Nebenausgaben, halbjährig Rechnungen an die Eltern eingeschickt. Um 7 Uhr führte jeder Lehrer seine Abtheilung von Zöglingen zum Gebet und von dort zum Frühstück. Dieses bestand in warmer oder in kalter Milch und Semmel.

Die Pension betrug jährlich 400 Rthlr. Doch waren auch Solche dort, welche nur die Hälfte bezahlten, so wie Famuli als Bedienten für die Lehrer, die freigehalten wurden, und an dem Unterricht unentgeldlich Antheil nahmen. Sclavische und despotische Behandlung kam gar nicht vor in dieser freundlichen Colonie, wo nur Alter und Erfahrung, Weisheit, Tugend und Kenntniß einen Vorzug gab.

Auch wurde Ehrliebe und Streben nach Verdienst bei den Zöglingen noch dadurch angereizt, daß gleich nach Beendigung des sonntäglichen Gottesdienstes goldene Nägel auf der großen Verdiensttafel der Schüler öffentlich eingeschlagen wurden, welche im Laufe der Woche durch gedruckte, von den Lehrern ausgetheilte Billette für ausgezeichneten Fleiß und lobenswürdiges Betragen von den einzelnen Schülern waren erworben worden. Fünfzig ganze Billette — denn man hatte auch halbe und viertel — erwarben einen goldenen Nagel, deren 50 eingeschlagen den Verdienstorden zur Folge haben sollten. Letzterer wurde zu mei-

ner Zeit nur einem Zögling zugesprochen, war aber damals noch nicht ausgeprägt.

Alles was man auch gegen diesen Sporn der Ehrbegierde gesagt hat, war doch bei weitem nicht so bedeutend, als das viele Gute, welches dadurch in diesem Institut bewirkt wurde; denn durch diese Billette des Fleißes wurden andere Hülfsmittel zum Anspornen desselben entbehrlich gemacht, und meist alle Strafen wegen Unfleiß vollig dadurch verbannt, weil sie auch wieder entzogen werden konnten.

Die wissenschaftlichen Unterrichtsstunden dauerten von 8 bis 11. Dann war Tanzstunde für eine Abtheilung, für die andere Zeichnen, für die dritte Gymnastik, abwechselnd. Letztere bestand im Laufen, Springen und Voltigiren, ferner Sandsäcke mit einem steifen Arm tragen (um die Arme zu stärken). Hiezu kam: Reiten auf der fürstlichen Reitbahn (gratis), Musikunterricht u. s. w.

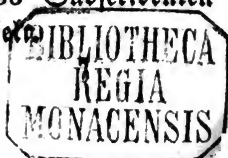
Wöchentlich wurde an jedem Freitag ein Concert von 5 bis 8 Uhr in dem großen Saal des Philanthropins von den Mitgliedern der trefflichen fürstlichen Capelle aufgeführt, woran die musikalischen Mitglieder des Instituts Antheil nahmen. Der Musikdirector Rust, ein eben so ausgezeichneter Virtuose auf der Violine als auf dem Piano, dirigirte diese Concerte, und das ganze Institut wohnte denselben bei.

Welche angenehme Stunden habe ich durch diese musikalische Unterhaltungen verlebt! — so wie in dem Hause dieses liebenswürdigen Musikdirectors selbst, dessen ganze Familie musikalisch war.

Am fürstlichen Hofe war jeden Sonntag Concert, und diesem durften die Mitglieder des Philanthropins ebenfalls beiwohnen.

Comödien wurden auf drei Liebhabertheatern gespielt, wovon eins in dem fürstl. Schlosse war, ein anderes in der Stadt, und ein drittes in dem Philanthropin selbst. Ich habe auf allen dreien oft mitgespielt, und die Rolle der alten Väter übernommen, auch oft in den Operetten den Tenor gesungen. Mehrere der angesehensten Honoratioren, selbst am Hofe angestellte Personen übernahmen oftmals Rollen, und erhöheten dadurch das Interesse des Ganzen.

Da die Lehrmethode im Philanthropin vorzüglich darauf abzielte, den Lernenden Alles möglichst leicht und anschaulich zu machen, so wurde dies auch von mir bei dem geographischen Unterricht besonders berücksichtigt; und dies gab die Veranlassung zu der Zeichnung der Producten-Karte von Europa, welche ich 1782 in Dessau zum erstenmal herausgab. Zwar hatten die Engländer und Franzosen, so wie einzelne deutsche Herausgeber von mineralogischen Karten schon ähnliche Versuche in dieser Art gemacht; nemlich die Mineralien auf ihren Karten durch Zeichnung und Farben darzustellen; allein alle Hauptprodukte auf einer Karte von Europa zu bezeichnen und anschaulich zu machen, dies war eine neue Idee, die vor mir noch nicht ausgeführt war. Deshalb fand die Ankündigung dieses Blattes einen so großen Beifall, daß ich gleich 3000 Subscribenten und Pränumeranten darauf erhielt.



Indessen griff die Ausarbeitung des Werks — neben meinen drei täglichen Lehrstunden und gewöhnlichen Aufsichtsstunden — gleich Anfangs meine Gesundheit so sehr an, daß ich im Herbst 1781 einen vierwöchentlichen Urlaub nehmen mußte, um bei meinem alten Gönner, dem Baron von Bismark in Schönhausen mich wieder zu erholen. Dieser treffliche Mann nahm mich herzlich und freundschaftlich auf und seine Söhne waren froh über meinen Besuch. Zwei davon waren bereits bei einem benachbarten Cavallerie-Regiment angestellt. Ich lernte bei dieser Gelegenheit auch den Herrn von Rochow in Rekahn kennen, der dort eine so musterhafte Landschule angelegt hatte, als ich sie nie sah, noch in der Folge je wieder gefunden habe. Auch meine alten Gönner und Freunde, der Regierungs-Präsident von Rohr in Stendal, der Director Breymann, an der Ritteracademie zu Brandenburg, und der Dichter Blum in Rathenau erfreuten mich mit Güte und Freundschaft. Ich war zu der Zeit so kränklich und hypochondrisch, daß alle meine Freunde über meinen Anblick erschracken.

Diese kleine Erholungsreise hatte doch einigermaßen meinen Zustand verbessert; wie ich aber nach Dessau zurückkam und meine gewohnten Geschäfte wieder übernahm, verschlimmerte sich meine Kränklichkeit so sehr, daß ich die Nothwendigkeit einsah, meine Stelle am Philanthropin ganz aufzugeben, zumal da die Herausgabe meiner bereits öffentlich angekündigten Producten-Karte meine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nahm.

Es war zu der Zeit kein Geograph in Dessau, welcher ein solches Werk hätte beurtheilen können; ich schickte daher den Entwurf desselben dem damaligen ersten Geographen und Landkarten-Kenner in Deutschland, Büsching in Berlin, zur Einsicht. Dieser urtheilte sehr günstig darüber und rieth dringend zu der Herausgabe des Werks. Da derselbe aber mein Oheim war, so schien das Lob dieses wahrheitsliebenden Kenners dem Directorio des Philanthropins dennoch partheiisch zu seyn. Letzteres sandte deshalb mit meiner Zustimmung meine Arbeit an den damaligen berühmten Professor Ebeling in Hamburg, um ein Parere darüber auszustellen, welches so ausfiel: „Heil dem „Verfasser eines solchen Werks, es wird ihm Ehre „und Gewinn bringen."

Indessen war es noch nicht ausgeführt. Niemand traute mir Muth und Kraft genug zu, um die schöne Idee zu realisiren. Ich war ein junger Mensch von 27 Jahren, unbekannt in der gelehrten Welt, und zu der Zeit so kränklich, als ich nach der Zeit gesund und robust geworden bin. Ich war ohne alles Vermögen, konnte von meiner Familie gar keine Unterstützung erwarten und hatte nicht so viel Credit bei den Buchhändlern, daß mir irgend Jemand 100 fl. für meine ganze Arbeit gegeben hätte, womit ich doch Jahr und Tage zugebracht, und worauf ich meine, wenn gleich geringe, Ersparniß gänzlich verwendet hatte.

Auch mußte die Karte (auf Büschings und Ebelings Rath) vergrößert und neu entworfen werden, wozu viele Instrumente und Vorrichtun-

gen nothwendig waren, die ich nicht anschaffen konnte. Da verließ mich Alles, nur mein Muth nicht, doch dieser war ausdauernd und wurde reichlich belohnt.

Das Philanthropin hatte selbst eine Buchhandlung, wollte aber den Verlag des Werks eben so wenig übernehmen, als mir erlauben es auf irgend eine andere Art erscheinen zu lassen, weil man befürchtete, das Unternehmen würde mißglücken und dem Ruf des Instituts schaden. Deshalb trennte ich mich von demselben, so gewagt es immer war, auf ein angekündigtes Werk eine Lehrstelle, die mich nährte, aufzugeben.

Ich bezog nun eine andere Wohnung in der Nähe des Instituts und behielt nur eine einzige Lehrstunde in der Statistik bei, die man damals gar nicht anders besetzen konnte.

Meine Lage war in der That mißlich. Für die genannte Lehrstunde wurde mir ein kleines Honorar zu Theil, wovon ich eingezogen und höchst spärlich lebte, wie ein Anachoret. Dem edlen Fürsten hatte man auch eine unrichtige Ansicht von meiner ganzen Angelegenheit gegeben, so daß Derselbe, ebenso wie das Philanthropin, mich meinem Schicksal überließ, da ich damals noch nicht in seinem besonderen Dienste gestanden hatte.

Auch kam die Pränumeration sehr langsam ein und mußte ganz auf die Herausgabe meines Werkes verwendet werden, welches ich selbst auf meine Kosten verlegte, da Niemand es mir abnehmen wollte.

In dieser schwierigen Lage standen zwei treff-

liche Männer in Dessau mir zur Seite, die mir thätig zu Hülfe kamen. Diese waren: der noch lebende Professor und Commissionsrath v. Busse in Freyberg (damals Professor der Mathematik an dem Philanthropin zu Dessau) und ein Privatgelehrter, ein gewisser Magister Ouvrier, der in Dessau als Schriftsteller privatisirte. Ersterer unterstützte mich mit seinen mathematischen Kenntnissen bei der Entwerfung des stereographischen Netzes zu meiner neuen Karte von Europa, welche über dem Horizont von Dessau entworfen wurde. Ohne die großen Kenntnisse und die werkthätige Hülfe dieses trefflichen Mannes wäre mir dies unmöglich gewesen, wenigstens gewiß nicht so gut gelungen, daß der große Astronom und Kartenkenner Bode in Berlin, dem ich die Arbeit zur Einsicht zusandte, wenig oder nichts daran zu verbessern wußte, vielmehr diese Karte für die richtigste von unserm Erdtheil erklärte.

Auf der andern Seite war mir der Magister Ouvrier bei der Ausarbeitung meines zu dieser Karte gehörigen Buchs mit Rath und That behülflich (wovon unten mehr), nicht in Betreff der Sachen, sondern in Hinsicht auf Form, Styl u. s. w.

Die Vorsehung belohnte meine Standhaftigkeit und mühsame Ausdauer ebenfalls; denn nach Ablauf von einigen Monaten kam auch die Pränumeration auf mein angekündigtes Werk zu Hunderten so reichlich ein, daß ich Alles überflüssig bestreiten konnte, was der Verlag desselben erforderte.

Nie hatte ich so viel Geld beisammen gese-

hen. Jetzt setzte ich meine Sparsamkeit zwar fort und mein anachoretisches Leben, spannte aber Alles an, um ein Werk zu liefern, durch dessen innere Güte und äußeren Glanz mein Name in der gelehrten Welt einen ehrenvollen Platz erhalten sollte. Dies wurde mir durch des Himmels Segen zu Theil, welcher sichtbar über meinem Unternehmen waltete.

Es ist unglaublich wie viel der Mensch vermag, wenn die Noth, die Mutter der Industrie, ihn dazu zwingt, welche besondere, ihm selbst ganz unbekannte Kräfte er entwickelt, wenn er Muth und festen Willen besitzt, das widrige Schicksal zu besiegen. Tu ne cede malis, sed contra audentior ito, — dies war mein Wahlspruch und der Erfolg hat die Wahrheit des Satzes bestätigt: daß dem Kühnen Alles gelingt, wenn er Kopf und Kenntnisse mit Ausdauer und festem Willen verbindet.

Daß ich übrigens gut vorbereitet war zu einer solchen Arbeit, dies beweist die Einleitung zu der ersten Ausgabe meines Buchs über Europens Producte. Dort habe ich eine kritische Darstellung von den sämmtlichen Landkarten geliefert, die ich bei meinem Werke benutzte, welches selten von den mechanischen Landkarten-Herausgebern zu geschehen pflegt. Freilich mußte ich mir viele Hülfsmittel dazu aus Berlin, Leipzig und Halle mit der Post kommen lassen, und erhielt viele Bücher von Büsching in Berlin, von Adelung in Leipzig, sowie von Sprengel und Forster in Halle geliehen. Die mir noch fehlenden

Bücher lieferte mir der Buchhändler Crusius in Leipzig.

Das Zeichnen der Karte selbst ging nun trefflich von Statten, nachdem das Netz vollendet war. Da es eine wirkliche Originalkarte seyn sollte, über dem Horizont von Dessau entworfen, so mußte sie mathematisch richtig seyn. Seit 1740 (wo Mathias Hase, Professor in Wittenberg, seine treffliche Karte von Europa herausgab) war in Deutschland keine Karte von unserem Erdtheil neu entworfen worden. Die nachfolgenden waren immer nur Copien mit untergelegtem Netz von Hase, nur daß die Grenzlinien, da, wo es die Nothwendigkeit gebot, abgeändert wurden. Hiezu kam noch das Originelle, daß auf meinem Blatte die einzelnen Hauptproducte jedes Landes durch Zeichen dargestellt wurden, die man unten auf der Karte erklärt fand, welches die Aufmerksamkeit auf sich zog, sowohl durch die Neuheit der Idee, als auch durch die Gemeinnützigkeit in der Anwendung, welche nach meiner Angabe in der Einleitung meines zu der Karte gehörigen Buchs davon gemacht werden konnte.

In dieser Hinsicht fand der berühmte Professor Ebeling meine ihm zugeschickte Zeichnung vollständig und richtig, sowie die Darstellung der statistischen Daten auf dem Rande der Karte ihrem Zweck entsprachen.

Da meine vormaligen Schüler im Philanthropin viele Landkarten unter meiner Leitung schon Jahr und Tage lang vorher gezeichnet, und sich eine große Fertigkeit darin erworben hatten,

so kamen einige von ihnen (namentlich Ferdinand von Winterfeld, August Müller (aus Wien) und von Mengden aus Liefland *)) Abends einzeln zu mir und zeichneten während der Nacht dasjenige auf meiner Karte mit Tusche aus, was ich am Tage vorher mit der Bleifeder vorgezeichnet hatte. Ihre mir dabei bewiesene Liebe und Freundschaft werde ich nie vergessen. **)

*) Dieser Baron von Mengden hatte in den ersten Monaten seines Lebens auf eine höchst traurige Art seine Mutter verloren, welche sich selbst zum Opfer brachte, um ihn zu retten. Die unendlich rührende Beschreibung davon trug er — von der Hand seines Vaters aufgesetzt — beständig bei sich in seiner Brieftasche.

Die junge durch diesen ersten Sohn unendlich beglückte Mutter hatte ihn nemlich, als einen Säugling, in ihren Pelz gewickelt auf dem Schooß, wie sie bei einer Winterreise den zugefrornen Embach=Fluß entlang auf einem Schlitten nach Dorpat fuhr. Die Pferde brachen ein und der Bediente, welcher hinten auf der Pritsche saß, sprang schnell herab auf das feste Eis am Ufer, um vielleicht Mutter und Kind zu retten. Da Erstere aber die nahe Gefahr sah, reichte sie nur ihren Säugling dem Bedienten, indem sie rief: „Rettet Diesen, für ihn sterbe ich gern.“ In dem Augenblick verschwand der Schlitten mit ihr unter dem Eise.

**) Ueberhaupt waren die Zöglinge des Philanthropins, die mit Güte und Liebe zu Menschenfreunden erzogen wurden, meist sehr gute Kinder. Einstmals hatte ich eine beträchtliche Anzahl dieser Zöglinge nach einem benachbarten Landhause spazieren geführt. Bei unserer Rückkehr, wie es schon Abend war, vernahmen wir ein Gewimmer in der Ferne. Wir erreichten bald die Stelle, woher es kam, und fanden eine Mutter mit zwei kleinen Kindern, welche laut und kläglich weinten. Die Ursache war folgende: Als Colonisten waren sie aus dem Schwarzwalde in das preußische Gebiet gerufen und sollten an der preußischen Grenze 20 Rthlr. Reisegeld erhalten. Vier Stunden von derselben, in Dessau, war ihr weniges Geld völlig aufgezehrt.

Es kam nun darauf an, diese meine Productenkarte schön gestochen ins Leben treten zu lassen. Dazu hatte mir der Professor Ebeling einen Künstler in Hamburg, Namens Pingeling, vorgeschlagen, welcher den Stich für 20 Louisd'or übernehmen wollte. Dies schien mir damals zu wenig zu seyn, weil ich zu der Zeit schon einen großen Haufen Pränumerationsgelder unberührt vor mir liegen hatte. Ich bot ihm deshalb das Doppelte, wenn er einen vorzüglich schönen Stich lieferte, und er schrieb mir: „Es hat mir noch Keiner ein solch „Gebot gethan, Sie sollen sich nicht geirrt haben." Pingeling hielt Wort; er ließ die Platte in England von dem besten Kupfer verfertigen, von der Dicke eines kleinen Fingers, aber so weich und biegsam, wie Pergament. Darin konnte er schön und tief stechen. Diese Platte lieferte mir meh-

---

Der Mann, ein Kupferschläger, schickte nun Frau und Kinder auf das nächste Dorf und suchte sich einige Groschen von guten Menschen in der Stadt Dessau zu erbitten. Da aber das Betteln dort scharf verboten war, so wurde er arretirt, nachdem er sich dagegen tapfer vertheidigt hatte, und kam in das Gefängniß. Frau und Kinder hungerten nun auf dem Dorfe, und kamen eben aus Dessau trostlos zurück, wo sie vergeblich versucht hatten, den Mann und Vater loszubitten. Dies erzählten sie uns unter vielen Thränen. „Kinder, was wollen wir thun?" frug ich jetzt, und alle riefen: „Geben, was wir bei uns haben." Alles Taschengeld flog jetzt in meinen Hut, worin meine Börse schon lag. Damit war aller Geldnoth reichlich abgeholfen. Am andern Morgen setzte ich eine Suplik auf, an den edelmüthigen Fürsten gerichtet, und diese wurde von uns Allen unterschrieben. Der Kupferschläger kam sogleich in Freiheit, dankte uns mit inniger Rührung und eilte froh zu Frau und Kindern zurück.

rere tausend Abdrücke, wobei der Stich der letzten Exemplare beinahe eben so deutlich erscheint als in den ersten tausend. Die berühmten Professoren und Künstler Oeser und Geyser in Leipzig verfertigten die Vignette dazu, und das große schöne Landkartenpapier, welches ich in Deutschland nicht erhalten konnte, verschaffte mir theils mein Freund Euler (Erzieher des jetzigen Königs der Niederlande) aus dem Haag, theils ließ ich es aus Basel kommen, wobei gar kein Geld von mir geschont wurde.

Die Illumination besorgte zum Theil die damalige Braut meines Freundes, des Ober-Consistorialraths Körner in Dresden (die Mutter des berühmten Dichters) und deren Schwester, Demoiselle Stock, in Leipzig.

Sonach arbeiteten denn viele geschickte Hände an diesem Werke, welches einen so kümmerlichen Anfang genommen hatte. Diese konnte ich jetzt um so eher in Anspruch nehmen, da die vielen Pränumerationsgelder immer reichlicher flossen und ich dadurch dem Unternehmen Kraft und Umfang geben konnte. Meine Thätigkeit war dabei unermüdet, und da das Werk, nemlich Buch und Karte, im ersten Jahr zweimal und in drei Jahren zum drittenmal aufgelegt, auch die Karte fortdauernd noch besonders abgedruckt und verkauft wurde, so kann ich wohl behaupten, daß viele tausend Exemplare abgesetzt worden sind, zumal sie in Wien nachgestochen wurde und in England und Frankreich ebenfalls nachgebildet worden ist.

Das Buch schrieb ich Anfangs aus Lange-

weile, weil die Karte fünf Monate im Stich war. Unter der Feder wuchs es und wurde mir lieb. Auch gehört es immer noch zu meinen besten Werken, da dasselbe ein neues System in die Geographie brachte, wodurch Sachen (aus der Naturgeschichte, Landöconomie, Bergbau, Technologie und Handel) in die Erdbeschreibung aufgenommen wurden, statt des ganz unnützen, bisher darin vorherrschenden, Wortkrams, welcher den Geist tödtet.

Jetzt war ich auf eine ehrenvolle Art in die gelehrte Welt eingeführt, indem die Recensionen sämmtlich den Ruf des Werks vermehrten und dessen Gemeinnützigkeit priesen. Der ganze Verlag war mein Eigenthum. Ich hatte nun nach Abzug aller Kosten (die durch meinen verschwenderischen Selbstverlag waren vervierfacht worden) doch noch einen so großen Ueberschuß, daß ich theils meinen damals noch lebenden Eltern davon zufließen lassen konnte, theils aber auch meine Reiselust im Jahr 1783 zu befriedigen im Stande war. Nur schade, daß ich Alles dabei zu groß anfing und daß ich den Werth des Geldes gar nicht kannte; denn nach Verlauf eines Jahres war beinahe Alles auf eine sehr honette und ehrenvolle Art richtig absorbirt und ich hatte wenig mehr übrig von meinem ganzen Gewinn. *)

*) Im Jahr 1783, wo meine Productenkarte von Europa noch stark abgesetzt wurde, kam eines Tages ein Landmann zu mir mit der Anfrage: „Wohnt hier der Kartenmacher?" Wie dies lachend bejahet wurde, so verlangte der Bauer, daß ich ihm eine Karte verfertigen möchte, die ihn auf dem geradesten Wege von Dessau nach Basel führe, wofür er 6 gGr. bezahlen wolle. Er fügte hinzu, daß er dort zu

Ich lebte nun als Privatgelehrter Jahr und Tage in Dessau, und gab dort mehrere Schriften

---

seinem Fürsten gehen müsse, um sein Haus und Hof wieder zu erhalten, welches ihm von der Landesregierung zu Zerbst ungerechter Weise wegen restirender herrschaftlicher Gefälle sey genommen worden; so daß er jetzt mit Frau und Kindern betteln müsse. (Es war dies in dem benachbarten Fürstenthum Zerbst nichts Neues, welches übel verwaltet wurde, weil der damalige Fürst — der letzte — sich gewöhnlich auswärts, und zu der Zeit gerade in Basel aufhielt.) Sein Vorgeben war sehr gut beurkundet; durch Zeugnisse von der ganzen Gemeinde seines Dorfs bescheinigt und von den sämmtlichen Individuen, inclusive den Ortsgeistlichen unterschrieben, auch von der Ortsbehörde bestätigt.

Der Mensch trug seine Bitte so einfach und rührend vor, daß ich mich seiner anzunehmen beschloß, welches in Zerbst keiner zu thun wagte, zumal da man ihn dort schon mit der Karre bedroht hatte, wenn er im mindesten sich beschweren würde. Der damalige Fürst von Zerbst (ein Bruder der Kaiserin Catharina II.) war zwar etwas wunderlich, aber doch sehr gerecht und menschenfreundlich, wenn er Wahrheit erfuhr. Das ganze Reisegeld dieses armen Bauern bestand aus einem Thaler. Die zuerst gebotenen 6 gGr. steigerte er bis zur Hälfte dieses Thalers für die geforderte Karte.

Gewohnt, mich eines jeden Unterdrückten kräftig anzunehmen (oft zu meinem Nachtheil), schlug ich folgenden Weg ein, um diesem Unglücklichen zu helfen. Ich setzte einen zwei Finger breiten Streifen Papier in der Länge von zwei Ellen zusammen, und schrieb auf denselben die Namen der Städte, welche der Landmann von Dessau bis Basel passiren mußte, mit großen Fractur-Buchstaben, und gehörig von einander getrennt. Denn der Bauer konnte nichts anderes lesen, als die großen Buchstaben aus der Fibel. Diese Liste wurde aufgerollt und in einem Behältniß von Pappe ihm mitgegeben, wo er sie unversehrt erhielt. Sodann gab ich ihm für jede Stadt, die er passiren mußte, einen Brief mit an irgend einen dort wohnenden bedeutenden Mann, Gelehrten oder Buchhändler, zur Empfehlung und Beförderung seines Fortkommens. Diese

heraus, nämlich über die Grenzen des Nordamerikanischen Freistaats, beim Friedensschluß 1783. Ferner ein größeres Werk: „Ueber die Größe und Bevölkerung der europäischen Staaten."

Letzteres wurde von einer großen, nach einer neuen Idee von mir erfundenen Größen- oder Verhältniß-Karte der europäischen Staaten begleitet, welche ebenfalls viel Glück machte.

Briefe verschafften ihm Reisegeld und dienten ihm statt eines Passes. In Basel angekommen, gab er einen Brief von mir an den Kammerdiener Weber, der bei dem Fürsten, seinem Herrn, viel vermochte, sogleich ab. Dieser verschaffte ihm Zutritt bei dem Fürsten und der Fürstin. Beide beschenkten ihn reichlich und ließen ihn frei zehren in Basel, bis ein Bericht von Zerbst eingeholt war. Nach sechs Wochen kam der Bauer von Basel zurück, war neu gekleidet, und zeigte mir zwei Goldstücke, die er sich vergebens bemühte mir aufzudringen, auch hatte er noch einiges Silbergeld. Er hatte die Abschrift eines fürstlichen Decrets bei sich, nach welchem ihm sein Haus und Hof nebst allem Geräth von der Regierung zu Zerbst sofort solle restituirt, alle Reste von Gefällen niedergeschlagen, und aller Schaden ihm auf das Genaueste ersetzt werden solle.

Zu bedauern war es, daß dieser gerechte und wohlthätige Fürst in mancher Hinsicht so bizarre Ideen hatte. So war er z. B. viele Jahre Capitän in österreichischen Diensten bei der Garnison zu Luxemburg, weil er sich dort am sichersten glaubte gegen die Nachstellungen König Friedrich II., von welchem der Fürst sonderbarerweise wähnte, er würde ihn in seiner Residenz zu Zerbst mit militärischer Gewalt aufheben lassen und auf eine preußische Festung setzen. Friedrich hatte nie daran gedacht, wohl aber von ihm gesagt: er sey in den Hundstagen geboren. Eben dieser Fürst schickte 1774 zweihundert Mann Truppen in englischen Sold nach Nordamerika, und ließ sie alle vorher heirathen, um nach 20 Jahren die Zahl der abgegangenen Individuen wieder ersetzt zu sehen. Die Weiber blieben zurück.

Diese neue Karte übertrug ich später in das Französische und Englische. In deutscher Sprache erschien dieß Werk indeß zuerst 1785 bei Weygand in Leipzig und sieben Jahre später (unter dem Titel: Ueber die Cultur-Verhältnisse der europäischen Staaten, Leipzig bei Weygand 1792) mit vielen Tabellen und einer vergrößerten reichhaltigen Verhältniß-Karte. Auch kommt in dem letzteren Werke eine Geschichte der Landkarten vor, von den ältesten Zeiten an bis auf die unsrigen; welche für den Verfasser eben so mühsam zu entwerfen war, als sie dem unterrichteten Leser eine nützliche Uebersicht des Landkarten-Studiums gewährt.

Als eines Tages der russisch-kaiserliche Generallieutenant, Graf von Anhalt, General-Adjutant der Kaiserin Katharina II., meinen statistischen Vorlesungen im Philanthropin beiwohnte, und ich gerade die Statistik von Rußland abhandelte, so mußte ich ihm versprechen, diese Vorlesung drucken zu lassen. Sie erschien bald darauf unter dem Titel: Ueber den blühenden Zustand des russischen Reichs (Berlin, bei Spener) 1784.

Darauf gab der bekannte Schelde-Krieg 1783, welcher zwischen Oesterreich und Holland losbrach, Veranlassung, daß ich von Belgien eine neue und richtigere Karte, als man damals hatte, lieferte, indem ich aus der schönen aber seltenen Kabinetskarte des Generallieutenants von Ferraris, welche derselbe auf 25 Bogen von den österreichischen Niederlanden herausgegeben hatte, einen getreuen Auszug auf einem Blatt lieferte. Dieß

Werk wurde von Göschen in Leipzig 1785 verlegt, und gibt dieß schön gestochene Blatt nicht nur einen trefflichen Ueberblick der belgischen Provinzen, sondern wurde auch von einer vollständigen Beschreibung derselben begleitet. Zu gleicher Zeit gab ich bei Crusius in Leipzig den ersten Jahrgang des gemeinnützigen Kaufmanns-Almanach (1784) heraus, wovon der zweite Jahrgang 1786 erschien, begleitet von mehreren historisch-statistischen Abhandlungen aus dem Handels-Gebiet.

Auch ein besonderes historisches Werk über den Handel der österreichischen Niederlande, von den ältesten Zeiten an, erschien zu der Zeit von mir. Vorzüglich aber wandte ich vielen Fleiß auf die dritte ganz umgearbeitete Ausgabe (die 2te war unverändert abgedruckt worden) meines ersten Werks: Europens Produkte, welche zugleich die portugiesischen und spanischen Colonien in Ost- und West-Indien enthielt. Sie erschien, Hamburg bei Bohn, 1784.

In der Folge habe ich dieses Werk zum 4ten Mal auflegen lassen, und zwar ebenfalls ganz umgearbeitet und sehr erweitert. Diese 4te Ausgabe erschien bei Cotta in Tübingen 1803. Von den beiden letzten jedoch leider immer nur der erste Theil; da unübersteigliche Hindernisse mich von der Vollendung dieser neuen Ausgaben abhielten. Ich habe dieß oft bedauert, aber nie abändern können, weil andere dringende Arbeiten, von meinem Amt und vom Schicksal herbeigeführt, meine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nahmen. In-

dessen habe ich doch den Ton angegeben, wie man solche geographisch-statistische Gegenstände behandeln soll, um sie gemeinnütziger zu machen, und dadurch das wirkliche Leben und Weben im Staat kennen zu lernen; denn dieß ist der wahre Zweck der Geographie und Statistik.

Bei diesen Arbeiten fühlte ich nun bald, daß der Statistiker nicht nur Politiker und Historiker seyn muß, sondern auch kameralistischer Kenntnisse bedürfe, ohne welche derselbe immer nur eine dürftige Rolle spielen wird; da er sonst Sachen hinschreiben muß, die er selbst weder genau kennt, noch in ihrem ganzen Zusammenhange beurtheilen kann. Dieß trieb mich an, das Cameral-Studium zugleich mit der Statistik zu verbinden.

In diesem Zeitpunkt, wo ich gar kein Amt hatte, sondern nur von meinen Schriftsteller-Arbeiten lebte (1782—1785), widmete ich mich ganz und mit dem größten Eifer dem Studium der Statistik und der Cameral-Wissenschaften, und zwar mit einer ganzen jugendlichen Kraft, die durch nichts gehemmt wurde. Dieß trug gute Früchte für mein ganzes Leben.

Es ist aber nicht leicht, in so vielen Wissenschaften Auto-Didactos zu seyn, wie dieß bei mir der Fall war. Man lernt die Wissenschaften (worüber man nie Collegia gehört hatte) freilich durch Lesen und eigenes Nachdenken gründlicher kennen, aber auch weit langsamer und mühsamer, als durch den mündlichen Vortrag geschickter Lehrer auf Universitäten. Denn die viva vox des Lehrers muntert den Zuhörer kräftig auf, und

das Vordenken des Docenten erleichtert das Nachdenken des Schülers ungemein. Wie viel Bücher mußte ich aber durchstudiren, um das zu lernen, was in einem einzigen Collegio vorgetragen und gelernt werden kann. So war aber mein Leben von Jugend auf von dem Schicksal abhängig, welches mich immer so kräftig ergriff und in solche Lagen versetzte, daß ich meine Thätigkeit auf andere Gegenstände richten mußte, als diejenigen waren, welche früher in meinem Plan lagen. Daher mußte ich mich vielseitig ausbilden, und hätte es unstreitig weiter bringen können, wenn ich consequent von Anfang an mein nachmaliges geographisch-statistisches und cameralistisches Studium hätte treiben und von Jugend auf mich auf einem Gymnasium gehörig dazu hätte vorbereiten können, auch meine Universitäts-Jahre nicht hätte der Theologie opfern müssen.

Wenn der berühmte Thomas Abt, in seinem trefflichen Buche vom Verdienst, ganz richtig bemerkt, daß es schon ein Verdienst sey, selbst genau zu erkennen, wozu man geschickt und von der Natur bestimmt und gleichsam berufen sey, so darf ich mir dieses kleine Verdienst wohl einigermaßen zueignen, da ich von jeher einen unwiderstehlichen Trieb fühlte, geographisch-statistische Gegenstände aufzufassen und wieder darzustellen. Deßhalb wählte ich auch den Catheder und die Schriftsteller-Laufbahn zu meinem Loose; wiewohl beides unstreitig das mühsamste Geschäft des Lebens begreift, welches auch meistens den Lohn nur in sich selbst trägt, und selten auf andere Art

vergütet wird. Wie viele mühvolle Tage und durchwachte Nächte habe ich verlebt, um meinen Heißhunger nach so mancherlei Kenntnissen zu befriedigen; wie viele mir dargebotene Freuden des Lebens habe ich ausgeschlagen und entbehrt, um in der gelehrten Welt meine Bahn gehörig verfolgen zu können. Und doch wurde mir das Auffassen nicht schwer, und das Festhalten, vermöge meines guten, ja starken Namen- und Zahlen-Gedächtnisses, sehr leicht. Auch fehlte mir das donum docendi nicht, und die Kunst gut darzustellen machte ich mir bald zu eigen, ohne welche Niemand den Catheder besteigen, noch die Schriftsteller-Feder ergreifen sollte.

Ich komme nun zu dem letzten Zeitraume meines achtjährigen Aufenthaltes in Dessau, und bemerke vorläufig noch Folgendes:

Schon im Jahr 1783 erhielt ich durch den obengenannten Grafen von Anhalt, General-Adjutanten der Kaiserin Katharina II. und Director des Cadetten-Corps, das Ehren-Diplom als Mitglied der russich-kaiserlichen freien öconomischen Gesellschaft, und ein Jahr darauf, den Ruf als Assessor bei der kaiserlichen Academie der Wissenschaften in St. Petersburg bestimmt für das geographische Fach. Der damalige beständige Sekretär der Academie, der berühmte Professor Euler (junior) führte darüber die Correspondenz mit mir, und schickte mir im Namen der Academie eine Sammlung vorzüglich schöner Seekarten, welche Katharina II. von den Küsten der Ostsee und von dem

schwarzen Meere mit großen Kosten hatte aufnehmen und prächtig stechen lassen.

Ich würde diese Stelle angenommen haben, wenn nicht theils der Gehalt von 800 Silber-Rubeln, bei der Theurung in St. Petersburg mir zu gering erschienen, theils aber mein damaliger Aufenthalt in Dessau durch die nähere Verbindung mit dem dortigen Hofe mir nicht zu angenehm geworden wäre, um den Ort in diesem Zeitpunkt zu verlassen. Euler selbst schrieb mir zuletzt: „Si qua sede sedes" etc. — Dennoch ernannte mich diese Academie später bei meinem Jubiläum 1829 zu ihrem ordentlichen Ehren-Mitgliede, und es heißt in dem Diplom darüber: „cum frustra olim ad Societatem evocasset, Socium nunc honoris causa salutandum."

Dieselben Gründe verhinderten es, daß ich einem anderen Rufe Folge gab, der durch den chursächsischen Staatsminister, Frhrn. von Würmb an mich erging, für eine außerordentliche Professur nach Leipzig. Die berühmten Männer Adelung, Weiße und Platner, so wie von Dohm munterten mich sehr dazu auf, und wirklich hätte Leipzig für den statistischen Schriftsteller mehr Hülfsquellen dargeboten als Dessau, und in der Folge Gießen.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich denn auch die Universitäts-Kabalen zum ersten Mal kennen, die mich damals ziemlich abschreckten, und billig auf immer hätten abhalten sollen, den Catheder für das ganze Leben zu erwählen. Der Professor Platner (damaliger Rector der Universität) zeigte

sich bei dieser Gelegenheit als ein sehr edler Mann. Nicht so der Hofrath und Professor Wenk, welcher fürchtete, daß sein Collegium über die Statistik zu Grabe getragen würde, wenn ein junger thätiger Mann diese Wissenschaft in Leipzig vortrüge.

Im Jahr 1785 erhielt ich von dem damaligen Coadjutor von Dalberg (nachmaligen Fürsten Primas königl. Hoh.) das Diplom, als Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Erfurt; welche Höchstderselbe damals gestiftet hatte. Diese schmeichelhafte Auszeichnung munterte mich zur eifrigen Fortsetzung meiner schriftstellerischen Arbeiten sehr auf.

In demselben Jahre 1785 ertheilte mir die Universität Göttingen das Diplom der philosophischen Doctorwürde auf die ehrenvollste Art, und hatte die Güte, dieß Diplom bei meinem Jubiläum (den 6. März 1829), auf eine höchst schmeichelhafte Weise für mich, durch ein neues Diplom zu erneuern.

Im Jahr 1780 schon machte ich mit dem damaligen Professor Neuendorf (ersten Lehrer an dem Philanthropin in Dessau) eine Reise zu Pferde nach dem Brocken (Blocksberge) und besuchte auf dem Hinwege meine Freunde, den geistlichen Inspector Hermes zu Quedlinburg und den Rector Fischer in Halberstadt, auch als Dichter bekannt durch seinen Olavides *), so wie als ge-

*) Olavides (Don Pablo, Graf von Pilo) 1740 zu Lima

schickter Schulmann verdient an dem dortigen Gymnasium.

---

in Süd-Amerika geboren, stammte von einer vornehmen und reichen Familie ab, und kam frühzeitig zu seinen Verwandten nach Spanien, um dort seine Studien zu machen. Er wurde nach Vollendung derselben wegen seiner Talente bei dem damaligen Staatssekretär, dem Grafen von Aranda, welcher bald darauf als Gesandter nach Paris ging, von dem Könige angestellt. Hier lernte Olavides die französischen Sitten und die freisinnigen Grundsätze der Pariser Gelehrten kennen und liebgewinnen. König Carl III. machte ihn nach seiner Rückkehr von Paris zum Intendanten von Sevilla und erhob ihn bald darauf zum Grafen. Olavides faßte nun die große Idee (in den Jahren 1767 bis 1779) das unurbare, aber fruchtbare Thal zwischen dem unwirthbaren Waldgebirge Sierra Morena (Montes Muriani) im südlichen Spanien, durch fleißige deutsche protestantische Colonisten anbauen zu lassen, die ein gewisser Thürriegel auf Kosten des Olavides in Deutschland anwarb, und unter vielen Versprechungen nach Spanien führte. Dieß gelang, da der König ihnen die nöthigen Wohnungen in den vorgeschriebenen Dörfern aufbauen und Landwirthschafts-Geräthe nebst dem erforderlichen Vieh ꝛc. auf Kosten des Hofes austheilen ließ. Die weit aussehenden Pläne des Olavides, der keine Mühe noch Kosten sparte, gelangen auf das Vollkommenste. Das schöne Thal wurde angebaut, mit hinlänglichen Colonisten-Häusern und selbst mit drei Städten besetzt, wovon Carolina als der Hauptort in der Mitte liegt.

Dieß erregte den Neid der Großen und der Geistlichkeit zu sehr, um nicht alles anzuwenden, den thätigen Olavides zu stürzen. Sie klagten ihn bei der Inquisition an, wegen seiner freisinnigen Grundsätze und Einführung so vieler Ketzer (oder protestantischen Colonisten) nach der Sierra Morena. Dieß alles war mit Zustimmung und Unterstützung des Königs geschehen, und dennoch ließ der schwache Carl III. den edlen Olavides im Jahr 1778 fallen, und durch die Inquisition zu achtjähriger Büßung in einem Kloster verurtheilen, auch sein Vermögen confisciren; ein apostolisches Verfahren, welches in Spanien und Portugall eine Lieblingssache der Re-

Wir ritten von Halberstadt aus über Wernigerode und Schierke, und bestiegen von dort den Brocken, wo wir bei unserer Ankunft, den 30. Juni, noch tapfer einheitzen lassen mußten, so kalt war es wegen der regnerischen Witterung. Am folgenden Tage klärte sich indessen das Wetter auf, und wir sahen die Elbe und Magdeburg (6—8 Meilen von dort) mit unbewaffneten Augen. Auch konnte man den Weissenstein bei Cassel mit einem Tubus erkennen. Die höchst unebene Fläche des Brocken, welche gegen 100 Morgen betragen soll, schien mir gar nicht einladend für den Wanderer, der sich bei trübem Wetter und Nebel, der Vertiefungen und Erhöhungen wegen, leicht zwischen diesen, zerstreut in den mo-

---

gierung zu seyn pflegte und in dem vorliegenden Fall den schnödesten Undank beurkundete gegen einen Mann, der sich um Spanien so sehr verdient gemacht hatte. Drei Jahre fast mußte der edle und menschenfreundliche Olavides die Qualen einer schnöden und verächtlichen Behandlung von den stupiden und menschenfeindlichen Mönchen dieses Klosters erdulden. Dann wurde er durch den Muth mehrerer jungen Männer aus den ersten Familien des Reichs glücklich entführt, nachdem die Klostermauern überstiegen und die Mönche militärisch für ihre Barbarei waren bezahlt worden.

Sobald Olavides über die Grenze gebracht war, begab er sich nach Venedig, wo er viele Jahre in Ruhe verlebte. Später erhielt er von Carl IV. die Erlaubniß, nach Madrid zurückzukommen, wo er 1803 in einem hohen Alter starb. Das Gedicht des Rector Fischer auf diesen verdienstvollen Mann ist eben so gediegen als correct, und enthält eine vollständige Schilderung des Characters, der Schicksale und Thaten dieses großen und thätigen Staatsmannes. Es verdient noch jetzt gelesen zu werden, als Beweis, daß die damalige apostolische Geistlichkeit auf der pyrenäischen Halbinsel eben so verfuhr wie die jetzige.

rastigen Gründen umherliegenden Felsblöcken verirren kann. Das damalige Torfstechen auf dem Gipfel des Brocken ist in der Folge eingestellt worden. Zu der Zeit wurde der Torf in das am Fuße des Berges liegende Städtchen Ilsenburg gebracht, und zu den dortigen Eisenwerken benutzt. Merkwürdig war mir der, mit der steigenden Höhe des Brockens immer mehr abnehmende Wuchs der Tanne, welche am Fuß des Berges eine Höhe von 60—80 Fuß erreichte, aber am Gipfel nur eine Länge von ½ bis höchstens 1 Fuß hatte. Und doch war ein solcher kleiner Tannenbaum 60—70 Jahr alt und ganz ausgewachsen in allen seinen einzelnen Theilen, aber völlig en miniature.

Die Bode, am Fuß des Brockens, gibt die besten Forellen, welche ich je gegessen habe, — der Fluß selbst ist spiegelhell und klar. Das Dorf Schierke dagegen erscheint wegen seiner Eisenwerke, — womit die sämmtlichen Einwohner sich beschäftigen, — schwarz und schmutzig. Desto angenehmer fällt das reinliche Städtchen Blankenburg an der Bode mit seinem hochliegenden Schlosse in die Augen. Der dortige Marmorbruch ist zwar unerheblich, mir aber wurde derselbe dadurch merkwürdig, daß zu der Zeit zwei Brüder, welche damals über 70 Jahr alt seyn mochten, mehr als 50 Jahre lang ununterbrochen an demselben gearbeitet hatten; gleichwohl hatten sie das Ansehen, als ob sie erst 50 Jahr alt wären. Sie lebten unverheirathet und in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, in einem einsamen Häus-

chen auf dem Gebirge, und widmeten sich ganz allein diesem Marmorbruch. Man glaubte zwei ehrwürdige Patriarchen aus dem alten Testament zu sehen, auf deren Gesicht die Sorgen und Mühen des Lebens, — die sie gar nicht kannten, — eben so wenig Furchen gezogen hatten als die Leidenschaften, wovon diese Naturmenschen ganz frei waren, die als Kinder aus einer Unschuldswelt keine Idee davon hatten. Auf den Alpen in der Schweiz habe ich später auch wohl ähnliche männliche Gestalten wieder gefunden, aber nie schöner und ehrwürdiger als diese beiden Anachoreten.

Von dort besuchten wir die Baumannshöhle, zwei Stunden von Blankenburg, nahe bei Elbingerode. Sie wurde von einem Bergmann, Namens Baumann, beim Nachsuchen nach Erzen 1772 entdeckt, der zwei Tage darin herum kroch, ehe er den einzigen äußerst niedrigen Ausgang aus dieser finsteren Höhle wieder finden konnte, worauf er einige Tage nachher aus Entkräftung starb.

Ein Kalkgebirge bildet hier sechs an einanderhängende große Höhlen, welche nur durch schmale, mehr oder weniger hohe Felsenwände getrennt sind. Die Erste ist einige 50 Fuß hoch, und imponirt am meisten, auch dadurch, daß man die Felsenwand durch Hülfe einer Leiter von einigen 20 Sprossen übersteigen muß, um in die zweite etwas kleinere Höhle zu gelangen. Die vielen aus Tropfstein bestehenden faserigen Kalkfelsen, Stalaktiten, verursachen allerlei Gebilde,

welche die Phantasie der Schaulustigen mit dem Namen Taufstein, Kanzel, Orgel rc. belegt hat. Eine starke Säule von Tropfstein ist in der rechten Ecke der dritten Höhle besonders merkwürdig; da sie mehr als einen Fuß im Durchmesser enthält, und einen so starken Klang wie ein tönendes Erz gibt, wenn man mit dem Stock daran schlägt. In der anderen Ecke dieser Höhle hat sich vor 100 Jahren eine ähnliche viel dickere Säule befunden, diese zerschlug Kaiser Peter I. mit seinem spanischen Rohr, wie er sie stark ertönen lassen wollte, als er auf seiner Reise durch Deutschland den Harz besuchte.

Die Städte Elbingerode, Wernigerode, Halberstadt und Quedlinburg berührten wir auf unserer Rückreise. In Wernigerode fällt das gräfliche Schloß durch seine außerordentlich hohe Lage sehr in die Augen. Die dortige herrschaftliche Bibliothek ist durch ihre vielen Bibeln merkwürdig.

Halberstadt war zu der Zeit ein angenehmer Aufenthalt, durch die Anwesenheit so vieler gelehrten Männer, die dort lebten, worunter der Dichter Gleim mich besonders interessirte. Seine Meinung, daß es unrecht sey Thiere zu tödten und zu essen, verfocht er tapfer gegen mich; doch aß man in seinem Hause ganz vortrefflich, sowohl Fleisch von Wildpret als auch von zahmen Thieren. In Quedlinburg stand damals der schon von mir erwähnte Consistorialrath Hermes an Boysens Stelle. Er war ein sehr gelehrter, äusserst sanfter und liebenswürdiger Mann, der die

großen Verfolgungen, welche er im Meklènburgischen, wie er noch als erster Geistlicher in Wahrendorf stand, wegen seiner sogenannten Heterodoxie erduldete, (so daß er deßhalb resigniren mußte) wahrlich nicht verdiente. Seine theologischen Schriften athmen den ächten Geist des Christenthums.

In demselben Jahre machte ich eine Reise nach Barby, einem kleinen Städtchen an der Elbe, drei Stunden von Dessau, welches unter chursächsischer Landesregierung stand. Dort war zu der Zeit das Directorium der Herrnhuter oder Brüdergemeinden, welches aus zehn bis zwölf Mitgliedern bestand, die mit ihren langen schwarzen Talaren und großen Perücken sehr ehrwürdig erschienen, den Bischof Spangenberg an ihrer Spitze. Damals war das dortige Herrnhuter-Pädagogium der Hauptgegenstand, den ich kennen lernen wollte, da dasselbe sehr würdige Lehrer, so wie geschickte Zöglinge aus England besaß, die in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften vorzüglich gut bewandert waren. Auch hatte es treffliche mathematische Instrumente aus England erhalten.

In der Folge wurde ich mit dieser kleinen Colonie näher bekannt, und erhielt einsmals im Winter eine Einladung dahin. Bei meiner Ankunft sagte mir der Wirth (auch ein Herrnhuter), daß man von dem Schlosse aus, wo das Directorium residirte, schon nach mir geschickt habe. Ich begab mich sogleich dahin, und ward von einem Mitgliede des Directoriums, einem ehrwür-

digen, klugen und wohlbeleibten, alten Manne, sehr freundlich aufgenommen. Er bot mir sofort eine Erquickung an. Diese verbat ich mir, weil ich eine geistliche vermuthete; allein er holte statt dessen eine kleine Bouteille Malaga. Als diese getrunken war, sagte er: „Das Gefäß ist „leer, der Geist ist entflohen, ein Bild des To„des! — Das Gefäß ärgert mich!" Nach einigen Zwischenreden, wobei ich immer glaubte, nun würde die geistliche Erquickung erfolgen, bemerkte der freundliche Greis, daß ich doch viel gelitten haben müsse auf der Reise, da ich zu Pferde gekommen sey, und gegen den Nordwind angekämpft habe. Auf meine Bejahung nahm er die leere Bouteille weg, und sagte mir leise ins Ohr: „Ich hole noch eine, ich habe heute auch viel gearbeitet!" — Diese wurde denn ebenfalls von uns beiden vor der Abendtafel geleert.

Bei der Tafel zeichnete sich eines der Mitglieder des Directoriums, den man Bruder Lorenz nannte, durch Freimüthigkeit und helle Ansichten über den damals kaum beendigten Nordamerikanischen Freiheitskrieg vor allen Andern vorzüglich aus. Mein Verlangen, diesen Mann näher kennen zu lernen, suchte ich daher zu befriedigen und ließ mich noch an demselben Abend in sein Zimmer führen, da der Bediente mir versicherte, daß er Abends nach Tische gern Besuch hätte. Ich fand einen ganz jungen Mann, im weissen Nacht-Camisol, mit einem geschorenen Kopf, da er Talar und Perücke abgelegt hatte. Bei meiner Verwunderung über seine Jugend lächelte Bruder

Lorenz und sagte: „Ich war vor einigen Jahren noch königl. preußischer Officier, und hatte blutige Händel mit meinem Chef, welche mich zum Abschied zwangen und nöthigten, meine Zuflucht in dieser Gemeinde zu nehmen, in welcher Kenntnisse, allgemeine Bildung und Uebung in der Feder, so wie in fremden Sprachen, verbunden mit Redlichkeit, Fleiß und Arbeitsamkeit, mich zu dem gegenwärtig von mir bekleideten Posten emporsteigen ließen."

Er bestellte eine Bowle Punsch, und verplauderte mit mir einen Theil der Nacht, wodurch ich mit manchen Gegenständen vertraut wurde, die mir bis dahin unbekannt gewesen waren. Dieß konnte mich aber doch nicht bewegen, seine Lage beneidenswerth zu finden, wenn Lorenz gleich behauptete, es sey kein kleines Vergnügen, mit einem Federstrich über eine halbe Million Menschen unbedingt zu gebieten. Dieß geschah ohne alle äußere Gewalt, ohne Kanonen und Soldaten, bloß durch das Herz Jesu, welches bei allen ihren Gesetzen und Befehlen, unter verschiedenen Formeln, als Symbol und Motiv zum Grunde gelegt wurde. Unter Andern haben die Herrnhuter bei ihrer Administration auch die Einrichtung, daß sie die Reichen mit den Armen verheirathen, und so das Vermögen ihrer Gemeinde-Mitglieder zu vertheilen suchen. Dazu diente ihnen theils das Loos, theils das Zureden des Directoriums, welches es so einzurichten wußte, daß sie dem Heirathslustigen nur 2 Subjecte vorschlugen und präsentirten, worunter er Eins wählen

mußte. Schlug er aber beide, auch bei wiederholten anderweitigen Vorschlägen der Obern, ohne wichtige Gründe aus, so trug man ihm nach einiger Zeit eine Mission nach Grönland, oder nach West-Indien ꝛc., oder auch nach Sarepta im astracanischen Gouvernement auf (wo sie ihre menschenfreundlichen und segensreichen Missionen haben). Da konnten sie nun nicht ausweichen, oder sie mußten ganz aus der Brudergemeinde austreten. Ueberhaupt haben die Herrnhuter so viele Anordnungen und Einrichtungen, welche die natürliche Freiheit des Menschen beschränken, daß ein freisinniger und aufgeklärter Mann selten sich dabei wohl befinden kann, wenn er nicht zu den höchsten Posten befördert wird, von Jugend auf dazu erzogen, oder in späteren Jahren durch die Noth dazu gezwungen wurde. Zwar ist aller Zwang dabei milder und sanfter, als er bei den Kloster-Orden zu seyn pflegt, dennoch ist eine gehörig geregelte gesetzliche Freiheit im Denken und Reden, so wie im Leben des civilisirten Menschen überhaupt, das höchste Gut des Mannes, und so wird wohl kein Vernünftiger, Gebildeter, diese ohne Noth aufgeben. — Ich wohnte auch ihrem Liebesmahl bei, in der Charwoche und an dem Auferstehungsfeste am ersten Ostertage. Beide gefielen mir wohl, und Letzteres sprach mich sehr an. Die ganze Gemeinde zog Morgens früh auf den schönen Kirchhof, und erwartete den Aufgang der Sonne, wo denn bei den ersten Strahlen derselben Trompeten und Posaunen mit dem Absingen des Liedes: „Christus ist erstanden“ ꝛc. ein-

fielen. Sodann wurden die Personalien der sämmtlichen in dem Jahr verstorbenen und hier begrabenen Mitglieder abgelesen, wobei manche stille Thräne ihrem Andenken floß. Nachher wurde noch ein Vers gesungen, und die Anwesenden vertheilten sich in die vier großen Lauben an den Ecken des Kirchhofes, und genoßen dort, unter traulichen, erbaulichen und freundlichen Gesprächen, ein frugales Frühstück. Sie betrachteten ihren Kirchhof als einen freundlichen Friedhof, der einst Alle aufnehmen soll, und mit welchem man sich im Leben schon befreunden müße.

Obgleich ich nach meinem Abgange von dem Philanthropin, (1782), um meinem Schriftsteller-Berufe mich ungestört widmen zu können, wobei ich nur noch eine Zeit lang täglich eine Vorlesung in dem philanthropischen Institut für die älteren Zöglinge hielt, in recht angenehmer Unabhängigkeit lebte, so will ich es doch keinem jungen Manne rathen, sich absichtlich in eine solche Unabhängigkeit zu versetzen, wenn er nicht sehr wohlhabend und sehr gesetzt ist. Beides war ich nun damals nicht; daher geschah es, daß ich zuweilen, wenn das Honorar für ein fertiges Buch ausgezahlt wurde, die Louisd'ors haufenweise vor mir liegen hatte; denn ich erhielt zu der Zeit 2 bis 3 Louisd'or für den Druckbogen. Dagegen hatte ich oft Monate lang gar kein Geld, da ich die Kunst zu sparen nicht verstand, und so blieb mir, bei einem großen Erwerb, doch immer nichts

übrig. Auch ist es für junge Leute, wenn sie amtsfähig sind, immer sehr zweckmäßig, wenn sie durch bestimmte Geschäfte gebunden und an Zeit, Ordnung und Subordination gewöhnt werden.

Aus dieser ungewissen Lage half mir der vortreffliche damals regierende Fürst Leopold Friedrich Franz von Dessau dadurch, daß derselbe mir als Instruktor im geographisch-statistischen Fache bei seinem 15jährigen Prinzen den Platz gab, mit einem fixen Gehalt und anderen annehmlichen Bedingungen und Vortheilen.

Der Erbprinz erhielt nämlich zu der Zeit seinen eigenen Etat auf dem sogenannten kleinen Schloß in Dessau, wobei ein Ober-Hofmeister und Personen angestellt waren, die eine Tafel von 6 Couverts ausmachten. Ich hatte dabei nur eine fixe Lehrstunde täglich in der Geographie und Statistik zu halten. Der Prinz war seinem Alter nach in Kenntnissen zwar sehr zurück, hatte aber einen sehr guten und gesunden Verstand in Sachen, die er wissen wollte; konnte Alles wohl behalten und begreifen, was Interesse für ihn hatte. Dabei war er aber ein abgesagter Feind von aller Pedanterei, Wortkram und von Büchern, die ihm in der früheren Jugend wohl mochten verleidet worden seyn.

Als ich daher in der allerersten Stunde, wo der Fürst und der Ober-Hofmeister gegenwärtig waren, gar kein Buch mitbrachte, so machte dieß schon einen angenehmen Eindruck auf den Prinzen. Vielmehr trat ich mit ihm an eine große Landkarte von Europa, die an der Wand hieng,

und machte die Reise nach Paris mit demselben auf der Karte, die er ein Jahr vorher mit dem Fürsten seinem Vater wirklich gemacht hatte, und wovon er mir oft Manches erzählte. Dabei wurde nun der Prinz, der in den vorhergehenden Stunden kein Wort gesprochen hatte, ganz lebendig; es gab eine schöne lehrreiche Conversation, denn was er nicht wußte, das fügte ich hinzu, und der Prinz wurde so beredt, und zeigte so manche Kenntnisse von dieser Reise, daß der hocherfreute Vater, der dabei gegenwärtig war, mir 10 Ldr. für diese erste Stunde als ein Geschenk auszahlen ließ.

So verlebte ich denn noch ein Paar glückliche Jahre in Dessau, und stand mit dem damaligen Erbprinzen in einem sehr angenehmen Verhältniß, da ich sein ganzes Vertrauen mir erworben hatte. Prinz Friedrich war von Character sehr grade, aufrichtig und redlich, wahrheitsliebend und fest in dem, was er versprochen hatte. Freilich hatte er bei seiner starken physischen Constitution ungemein viel Temperament; allein dieß war nicht zu ändern. Naturam si furca expellas, tamen usque recurret.

Daß ein freundliches Verhältniß zwischen uns herrschte, zeigte sich denn auch bei meinem Abschiede aus Dessau sowohl, als in der Folge noch sichtbar genug; theils durch mehrere Briefe, die ich von ihm in Gießen erhielt, theils durch den Besuch, welchen der Prinz mir mit seinem Begleiter, dem vortrefflichen Hrn. von Erdmannsdorf, machte, wie er um die Prinzessin Wilhel-

mine von Hessen-Homburg warb, und durch Gießen reiste.

Zu den Annehmlichkeiten und Vortheilen in Dessau gehörten auch die vielen Bekanntschaften mit auswärtigen bedeutenden Personen, welche ich dort zu machen Gelegenheit hatte. Diese strömten in Dessau zusammen, und hielten sich daselbst bald auf kürzere bald auf längere Zeit am Hofe oder in der Stadt auf. Dieß rührte vorzüglich auch von dem dortigen Philanthropin her, damals eine neue blühende Anstalt, welche die Aufmerksamkeit des ganzen aufgeklärten Publikums auf sich zog. Eltern aus den entferntesten Ländern Europens brachten ihre Söhne dahin zur Erziehung; Staatsmänner mancher Art besuchten dieß Institut und prüften dasselbe in Betreff der neuen Unterrichts-Methode und der ganzen Einrichtung. Hierzu kamen noch neugierige Reisende aus allen Ständen, welche fast wöchentlich dort zusammen trafen, weil Dessau an der großen Heerstraße zwischen Leipzig, Berlin und Hamburg liegt.

Auch Fürsten und regierende Herren waren nicht selten unter dieser Zahl. So habe ich z. B. das Glück gehabt, Sr. Durchlaucht den Markgrafen Carl Friedrich von Baden und Höchstdessen Erbprinzen 1780 unter meinen Zuhörern im Philanthropin zu sehen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig und mehrere braunschweigische und preußische Prinzen, sowie der Landgraf Carl von Hessen, der Vicekönig von Norwegen u. a. m. beehrten uns mit ihren Besuchen in unseren Lehrstunden, sowie der Fürst von Anhalt Dessau selbst,

als Protector des Instituts, oft in demselben erschien. Da man dies selten oder nie vorher wußte, so war es nicht leicht, Lehrer am Philanthropin zu seyn, wenigstens mußte derselbe in jeder Stunde einen unvermutheten Besuch von Fremden erwarten.

Die leider zu früh untergegangene Buchhandlung der Gelehrten und die damit verbundene Verlagskasse brachten ebenfalls ein paar Jahre lang Leben und Thätigkeit in die Stadt, sowie der kürzere oder längere Aufenthalt manches Gelehrten selbst. Von diesen nenne ich hier nur Einige von denen, die ich dort selbst kennen lernte. Nemlich den berühmten Raynal (Verfasser der Histoire philos. et politique des deux Indes), ferner Bernouilli, v. Schlaberndorf, Mendelssohn, Nicolai, Abt Resewiz und Prof. Eberhard. Unter den übrigen Fremden von Auszeichnung, nebst den Eltern der Zöglinge, die das Institut besuchten, und in deren Interesse es lag, die Einrichtung und die Methode, die darin herrschte, kennen zu lernen, bemerke ich nur den Grafen von Anhalt (aus Dessau gebürtig, aber in St. Petersburg angestellt als Generaladjutant der Kaiserin Catharina II.), ferner Maclean aus Danzig, Leuchsenring, v. Archenholz, die Gräfin v. Münster, deren Sohn der nachmalige königl. hannöverische Minister in London, damals ein Zögling des Philanthropins war, sodann den russischen Graf v. Sacken, die Barone v. Roenne, Igelström und v. Markoff, wovon der Jüngere mehrere Jahre in diesem Institut verlebte, und nach-

her im Militär seines Vaterlandes zum General hinauf diente.

Da gewöhnlich Einem oder dem Andern von uns die Pflicht oblag, die herbeiströmenden Fremden in dem Institut herum zu führen, wenn der Director nicht Zeit hatte, so traf dies mich ebenfalls öfter, als ich es wünschte. Indessen machte ich dabei viele interessante Bekanntschaften. Dahin zähle ich unter Anderen den älteren und jüngeren Forster, Beide Weltumsegler, mit dem Capitän Cook, deren ich oben schon erwähnte. Der ältere Forster besuchte Dessau öfters, da er in dem nahe gelegenen Halle lebte; der jüngere kam während meines dortigen Aufenthalts nur einmal dahin, wie er als Professor der Naturgeschichte in Wilna seine Gattin (Therese Heyne, Tochter des Hofraths Heyne in Göttingen) nach Polen abholte. Forster blieb nicht lange mehr in dem öden Wilna, sondern machte sich durch die Unterstützung des russischen Hofes von der damaligen polnischen Republik los, ging nach Göttingen zurück, und von dort nach Mainz als Universitäts-Bibliothekar und Professor der Naturgeschichte; wiewohl er nie Vorlesungen hielt, als wozu er kein Geschick zu haben glaubte. Gleichwohl war dieser jüngere Forster zu seiner Zeit einer der berühmtesten Schriftsteller in Deutschland, der eben so gut mündlich als schriftlich sich ausdrückte. Ich habe diesen Gelehrten in der Folge von Gießen aus mehrmals in Mainz besucht, und einen eben so liebenswürdigen als geistreichen und kenntnißvollen Mann an demselben gefunden. Forster

ging als Abgeordneter der Mainzer Bürgerschaft nach Paris zur Nationalversammlung, fand sich dort in seinen politischen Erwartungen sehr getäuscht und unglücklich, und machte seinem Leben durch Scheidewasser ein Ende. Vorher hatte er noch eine Zusammenkunft mit seiner vormaligen Gattin an der Gränze von Frankreich in dem Canton Neufchatel. Wie konnte Therese diesen so achtbaren und früher von ihr geliebten Mann, der nun sicher auf neutralem Boden war, wieder nach dem mord- und blutgierigen Paris zurückkehren lassen, wo sein Grab bereits geöffnet war! (Sein Mitdeputirter Fuchs aus Mainz wurde einige Zeit vorher dort guillotinirt.)

Eine andere liebliche Erscheinung in Dessau war die berühmte Frau von der Rek, Schwester der letzten Herzogin von Kurland, eine äußerst gebildete, feine und liebenswürdige Dame, welche sich auf ihrer Durchreise nach Ellrich mehrere Tage in Dessau aufhielt. Sie reiste zu dem Dichter v. Gökking, der damals als königl. preußischer Finanzrath in Ellrich, einem kleinen Städtchen am Harz, stand. Als Freund von Gökking war ich ihr empfohlen und hatte freien Zutritt bei dieser vortrefflichen Frau, die mich mit Güte überhäufte. Gökking war früher schon in Dessau gewesen mit seiner Gattin, wo ich seine Bekanntschaft machte. Dem ernsten Manne sah man den Dichter gar nicht an, eher den strengen Geschäftsmann. Er gab damals das Journal von und für Deutschland allein heraus, und wollte mich zum Gehülfen anwerben, da ich (1784) als Pri-

vatgelehrter in Dessau lebte. Ich konnte indessen sein großmüthiges vortheilhaftes Anerbieten nicht annehmen. Nachher verband er sich bekanntlich mit dem Domherrn von Bibra in Fulda zur fortgesetzten Herausgabe dieses seiner Zeit sehr bedeutenden Journals. *)

*) Der Herzog Carl von Württemberg, welcher auch in der gelehrten Welt durch seine Vorliebe für die vielen Ausgaben der Bibel, welche er ankaufte, berühmt geworden ist, kam auf seiner zu eben diesem Zweck unternommenen Reise nach Dänemark auch durch Ellrich. Da es im November war (1784) und dieses kleine Städtchen am Fuß des Harzgebirges liegt, wohin damals die schlechtesten Wege führten, so war dieser Abstecher von der Heerstraße (von Weimar nach Ellrich) wirklich ein Opfer, welches der strenge, sonst nicht immer nachgiebige Herzog seiner geistreichen Gemahlin (Franzisca, Reichsgräfin von Hohenheim) brachte, zum Dank, daß sie diese beschwerliche Herbst- und Winterreise mit ihm machte. Sie wünschte dafür einige berühmte Männer kennen zu lernen, und namentlich den von ihr so sehr geschätzten Dichter Gökking in Ellrich. Deßhalb reiste der Herzog über Ellrich, wohin sonst die große Heerstraße nicht führte. Leider gelang dies aber schlecht.

In dem besten aber dennoch kümmerlich eingerichteten Wirthshause des kleinen Städtchens eingekehrt, wurde ein Thron und ein Thronhimmel von einem alten Himmelbette errichtet; auch der Wirth instruirt, an demselben Abend noch allen Honoratioren in Ellrich, also auch dem Finanzrath Gökking, die Ankunft des Herzogs von Württemberg bekannt zu machen, mit dem Beifügen, daß es gnädigst erlaubt seyn würde, Höchstdemselben aufzuwarten; Er werde auch wohl sie Alle zur Tafel einladen lassen.

Alle erschienen, nur Gökking nicht, auf welchen es doch allein abgesehen war. Zu stolz, um ihn ohne seine vorherige devote Erscheinung einladen zu lassen, wurde der Wirth den zweiten Abend wieder hingeschickt, mit dem Auftrage, Gökking zu bestimmen, den folgenden Tag zur Aufwartung zu kommen. Gökking fand dies zwar etwas befremdend, doch gab er das Versprechen dazu, aus Mit-

Unter den vielen Fremden, die ich dort sah, sind mir zwei Individuen vorzüglich merkwürdig geblieben, nemlich der holländische Admiral Daedels und der Kaufmann Gildemester aus Lissabon gebürtig, der, in Amsterdam etablirt, und von dort nach Dessau kam, um seinen Bruder (Zögling im Philanthropin) zu besuchen.

Von dem Ersteren scheint mir folgende Anekdote der Aufbewahrung werth zu seyn:

Admiral Daedels commandirte 1780 die holländische Flotte gegen die englische in der Schlacht bei der Doggersbank, wo bekanntlich der Sieg unentschieden blieb. Beide Flotten zogen sich zurück, nachdem sie sehr gelitten hatten, namentlich die holländische. Das Admiralschiff der letzteren

---

leid für den armen Wirth, der ihn flehentlich bat, doch nicht auszubleiben.

Um 10 Uhr war G. im Vorzimmer und ließ sich durch den fürstlichen Kammerdiener melden, der ihm die Antwort brachte, daß er bald vorkommen würde. Da aber mehr als eine halbe Stunde verfloß, ohne daß Notiz von ihm genommen wurde, so bemerkte G. dem Kammerdiener: „Er könne dringender Geschäfte wegen nicht länger warten, wenn er nicht bald vorgelassen werde; auch habe er bei dem Herzoge nichts zu suchen.“ Nun ward er eingeführt. Den Herzog und seine Gemahlin fand er auf dem soit disant Thron sitzend, unter dem Betthimmel. Als G. zu ihnen hintrat und sich dreimal bückte, so frug der Herzog stolz: „Ist Er der Gökking, der die Verse macht?“ Gökking antwortete: „Ja, ich bin der königl. preußische Finanzrath Gökking, der sich aber nicht Er nennen läßt.“

Bei diesen Worten kehrte er sich rasch um, ging sogleich wieder zur Thür hinaus und begab sich nach Hause.

Der Herzog war darüber ganz erstaunt; die Herzogin, welche ihren ganzen Zweck verfehlt sah, vergoß Thränen, und der niedergeschmetterte Wirth erhielt Befehl, sogleich Postpferde zur schleunigen Abreise bestellen zu lassen.

wurde am Schlepptau nach dem Texel hingezogen, und war dabei in beständiger Gefahr von den brittischen Schiffen, welche dasselbe verfolgten, erreicht und genommen zu werden. Der Admiral v. Daedels hatte indessen fest beschlossen, sein Schiff (mit seiner eigenen Person und seinem einzigen Sohn, einen sechsjährigen Knaben, den er nachher als Zögling in das Philanthropin brachte) in die Luft zu sprengen, wenn dasselbe nicht gerettet werden könnte. Wem sollte er aber das heillose Geschäft übertragen, die Pulverkammer auf einen gegebenen Wink anzuzünden? — Niemand würde es ausgeführt haben. Er stellte also seinen eigenen kleinen sechsjährigen Sohn mit einer brennenden Lunte in den unteren Schiffsraum an ein Pulverfaß mit dem gemessenen Befehl, die Lunte nicht eher an das Pulver zu bringen, als bis der Vater ihm zurufen würde, daß es jetzt Zeit sey. Die Luken (Klappen) von allen drei Decken (ponts) des Schiffs waren offen, so daß der Admiral, der oben auf dem Verdeck commandirte, den Knaben, der an pünktlichen Gehorsam gewöhnt war, immer im Auge behielt. Dieser sah nun immer herauf zu dem Vater, indem er in kindlicher freudiger Ungeduld rief: „Vater, soll ich? — soll ich?" — Die Antwort war immer: „Nein mein Sohn, ich will es Dir sagen, wenn es Zeit ist."

Und in dieser verzweifelten Lage, die dem Vater das Herz zerreißen mochte, brachte er mehrere Stunden zu, bis das Schiff glücklich den Texel erreicht hatte und dort einlief. Dann eilte er hinunter zu dem Knaben, nahm demselben die

Lunte ab, und schloß ihn mit Thränen in seine Arme. Dieser weinte ebenfalls, aber aus dem Grunde, daß er das Vergnügen des Anzündens hatte entbehren müssen.

Hätte der Admiral Dacdel uns nicht selbst diese Anekdote in Dessau erzählt, so würde sie uns nicht wohl glaubhaft gewesen seyn. Er war ein sehr wahrheitsliebender, besonnener, ernster und wohldenkender Mann.

Der Kaufmann Gildemester wurde mir durch sein Benehmen merkwürdig, wie er den Tod seines Bruders, der im Philanthropin gestorben war, von uns erfuhr. Letzterer war meines Wissens der zweite Zögling, der innerhalb 20 Jahren in diesem Erziehungs-Institute starb. Es hatte derselbe durch einen unglücklichen Fall die Hirnschale zum Theil zersplittert, wurde mehrmals trepanirt und verschied einige Tage darauf.

Dieser junge Gildemester war ein dreizehnjähriger ganz vorzüglicher Jüngling, von vielen Fähigkeiten und mit dem besten Herzen. Seine körperliche Constitution und Stärke war der Festigkeit seines Characters gleich, und beide erregten Bewunderung. Er hielt die großen Schmerzen bei'm wiederholten Trepaniren mit unglaublicher Geduld und Gelassenheit aus, und tröstete die Umstehenden, welche weinten und ihn beklagten.

Das Directorium des Instituts meldete den unglücklichen Zufall sofort an seinen Bruder, den oben erwähnten Kaufmann Gildemester in Amsterdam, noch ehe dies Trepaniren statt fand. Dieser eilte sogleich nach Dessau und kam dort

mit Extrapost an, wie sein Bruder den Tag vorher begraben war.

Als er diese Todespost erfuhr (noch ehe er aus dem Wagen gestiegen war), paralisirte ihn beinahe der heftige Schmerz. Er ließ den Wagen sogleich umwenden und fuhr, ohne in Dessau ausgestiegen zu seyn, wieder zum Thore hinaus.

Wir eilten ihm nach bis auf die erste Station, wo er die Pferde wechseln mußte. In stummen, unnennbaren Gram versunken, ließ er sich während des Umspannens die näheren Umstände der Krankheit und des Todes seines verblichenen Bruders erzählen, legte eine beträchtliche Rolle mit Ducaten auf den Tisch zu einem Denkmal von Marmor, welches wir dem Verstorbenen setzen sollten und fuhr ohne Weiteres nach Holland zurück.

Den Tod des Knaben hatte der menschenfreundliche Fürst selbst der geistreichen Mutter des Verstorbenen gemeldet, deren Gemahl seit langen Jahren zu Lissabon als holländischer Consul stand. Die edle Frau antwortete in den rührendsten Ausdrücken des tiefsten Schmerzes, aber mit einer Resignation, die uns Alle mit Bewunderung erfüllte. Sie sagte, daß dies der zweite fast erwachsene Sohn sey, den sie auf eine unglückliche Weise verlöre, da sein älterer Bruder ein Jahr vorher bei einer kurzen Seefahrt im mittelländischen Meere von Corsaren sey geraubt worden, ohne daß sie bis daher die geringste Kunde von demselben erhalten habe. Sie bemerkte zugleich, auf dem Kopf des in Dessau gestorbenen Knaben habe eine Tontine von vielen tausend Dollars gestan-

den, die nun ebenfalls verloren sey. Gleichwohl setzte die tief gebeugte Mutter dem Prof. Olivier in Dessau, bei welchem der junge Gildemester gewohnt, und der ihn wie seinen eigenen Sohn erzogen und gepflegt hatte, eine jährliche Pension aus, die er bis an das Ende seines Lebens bezog.

Ich komme nun auf meine gelehrten Beschäftigungen in Dessau zurück. Mein Hauptstudium daselbst war allerdings zu der Zeit Geographie und Statistik; wie ich indessen mein erstes Buch: Europens Producte (1782) schrieb, so fiel es mir bald klar in die Augen (wie ich schon früher erwähnte), daß die Statistik nicht historisch betrieben werden müsse, sondern verbunden mit Kenntnissen der Politik (Staatslehre), so wie der Staatsverwaltung, der Kameralistik u. s. w. Wie kann sonst der Statistiker in das Leben des Staats eingehen; wie den Werth der von ihm aufgestellten Data beurtheilen und rechtfertigen, so wie die Ursachen des Entstehens und des Zu- und Abnehmens derselben nachweisen, wenn ihm die Bestandtheile dieser Gegenstände unbekannt sind, und theils die Machination, in Betreff der Production, Fabrikation und des Umsatzes im Handel und Wandel ihm fremd blieben, theils aber auch er das höhere Volksleben und den Geist der Nation, ihren Charakter und Anlagen, ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche, ihre Bedürfnisse und deren geistige und physische Befriedigungsmittel weder kennt noch zu beurtheilen versteht?

Ich las deshalb die wichtigsten Bücher aus dem Gebiet der Politik, der Cameralistik u. s. w., so viel als Zeit und Umstände es nur immer mir erlaubten, und studirte Alles, was auf Gewerbe, auf Handel und Wandel, so wie auf das Volksleben überhaupt unmittelbaren Bezug hatte, mit großem Fleiß. In praktischer Hinsicht kam mir dabei die Landöconomie meines Vaters, die ich bis in mein achtzehntes Jahr mitgetrieben hatte, auch etwas zu statten, unendlich mehr aber der Besuch der fürstlichen Domänen (auf welchen im Anhalt-Dessauischen damals die englische Landwirthschaft eingeführt war), die einen großen Vorrath von vorzüglichen Ackerbaugeräthen besaßen, so wie Schaafzucht von Merino's, Krapp-Bau, Krapp-Mühlen u. dergl. m.

Hierzu kam denn noch der häufige Besuch mancher mir zugänglichen Werkstätten in Dessau und Leipzig, sowie, in Betreff des Handels, der Besuch der Leipziger Messen und der dortigen Negotianten selbst.

Im Großen nutzte mir dabei Raynal's vortreffliches Werk: Histoire philos. et polit. des deux Indes etc., welches damals eben erst erschienen war. Raynal gab mir ein großes Vorbild, dem ich eifrig nachzustreben suchte, wenn ich gleich wohl wußte, daß es von mir nie ganz zu erreichen sey. Mein Muth wurde aber noch ungemein erhöht, wie ich ein Jahr darauf den berühmten Verfasser persönlich kennen lernte, indem er 1785 auf seiner Reise nach Berlin ein paar Tage lang in Dessau am Hofe verweilte, auch mich in der

Folge noch von Berlin aus mit mehreren Briefen beehrte, welche einen jungen Schriftsteller sehr aufmuntern mußten.

Unter diesen Umständen — und da mein längerer Aufenthalt in Dessau, bei dem bevorstehenden Abzuge des Prinzen nach Potsdam, mir nur eine Aussicht in das praktische Kameralwesen eröffnet haben würde, welches mir nicht zusagte — mußte ich mir eine Professur in den vorgenannten Fächern auf irgend einer Universität in Deutschland wünschen. In Leipzig hatte ich die Gelegenheit dazu 1783 versäumt. *)

Im königl. Preußischen wäre es mir unstreitig gelungen eine Professur zu erhalten, wenn ich statt eines Jahre lang geführten Briefwechsels mit dem Minister v. Zedlitz (Curator der Universitäten) und dessen Secretär Dr. Biester, grade nach Berlin gereist wäre, oder mich an den Minister v. Herzberg gewendet hätte, der mir später, 1787, wirklich einen Platz in Berlin anbot, als ich meine jetzige Professur in Gießen schon angenommen hatte. Mein Freund und Gönner, Herr v. Dohm, **) würde mich in Berlin treff-

*) In Leipzig wurde bald nachher die mir angetragene Stelle durch Professor Leske besetzt, der 1787 aber nach Marburg berufen wurde, und auf seiner Hinreise durch den Umsturz des Wagens den Tod fand, ehe er noch sein Amt in Marburg antreten konnte.

**) Vom Jahr 1782 und 83 an kam ich mit dem königl. preußischen Geh. Rath v. Dohm zu Berlin in Verbindung, welches für mich eben so angenehm als nützlich war. Dohm, kenntnißreich, geistreich und einsichtsvoll, erwarb sich als Staatsmann und als Schriftsteller große Verdienste. Sein Buch über die bürgerliche Verbesserung der Ju-

lich unterstützt haben; ich hielt es aber unter meiner Würde, meine Zusage in Darmstadt zurückzunehmen, und die Verbindung mit Gießen wieder aufzukündigen. Ein Jahr vorher hatte der Professor v. Lamprecht in Halle mit eben dieser ihm übertragenen Professur in Gießen ein solches Gaukelspiel getrieben. Dies schien mir sehr unrecht zu seyn, und ich konnte mich nicht entschließen, ein Gleiches zu thun.

Der seelige G. J. R. Heyne in Göttingen, bekanntlich damals viel vermögend in Hannover, und mein großer Gönner bot mir fast zu gleicher Zeit eine außerordentliche Professur in Göttingen an mit 400 Rthlr. Gehalt; ich lehnte dies aber ebenfalls ab, bis mir eine ordentliche Lehrstelle gegeben werden könne, und dies blieb auch nicht lange aus. Denn in demselben Jahre noch (1787) wurde der Hofrath und Professor Johann Bekmann von Göttingen nach Marburg berufen, wie Leske todt war, und zwar mit 2000 Rthlr. Gehalt. Während dieser Negotiation schrieb mir Heyne, ob ich mit 800 Rthlr. Gehalt eine ordentliche Professur in Göttingen an Bekmann's

---

den, so wie seine übrigen Schriften, besonders seine Denkwürdigkeiten werden immer ihren anerkannten Werth behalten. Seine diplomatische Laufbahn in der bekannten Lütticher Angelegenheit (1794 und 95), so wie 1799 auf dem Rastadter Congresse war merkwürdig und ehrenvoll.

Sein edelmüthiger Character machte den trefflichen Mann sehr schätzbar, und ich verdankte ihm während meines Aufenthalts zu Dessau sehr viel. Unsere langjährige Correspondenz war unter den vielen, die ich führte und noch besitze, eine der interessantesten für mich.

Stelle annehmen wolle, wenn er wirklich abzöge? Dies sagte ich zu: Bekmann aber blieb in Göttingen und ich in Gießen.

Wie mir der verstorbene Geheimerath Koch in Gießen, im Namen des Ministeriums in Darmstadt, im Anfange Sept. 1786, die vacante Professur der Staats- und Kameralwissenschaften antrug, nachdem er von dem Dr. Barth in Halle erfahren hatte, daß ich eine solche Stelle wünschte; so wollte man mich in Dessau nicht gern sogleich fahren lassen, da ich dem Prinzen noch eine Zeitlang nützlich seyn konnte, — daher wurde ich bewogen den Winter von 1786 auf 87 hindurch die Sache durch Negotiiren hinzuhalten, ohne sie jedoch aus den Händen zu lassen. Dadurch wurde der Wunsch des Dessauischen Hofes erfüllt (dem ich so viel verdankte), zugleich aber auch der mir angebotene Gehalt in Gießen um die Hälfte erhöht.

So ging ich denn von dem freundlichen Dessau nach Gießen, und verließ meinen geliebten Prinzen und meine vielen dortigen Freunde mit einem traurigen aber dankbaren Herzen. Ich hatte daselbst acht der schönsten Jahre meines Lebens, größtentheils sehr glücklich, verlebt, hatte mir mancherlei Kenntnisse erworben und viele Erfahrungen gesammelt, kurz ich war zum Mann heran gereift, der 34 Jahr alt, in der Blüthe seines Lebens stand. Auch war mein Eintritt in die gelehrte Welt als Schriftsteller in Dessau sehr glücklich ausgefallen. Acht Bücher, und vier größere und eben so viel kleinere Landkarten waren von mir dort herausgegeben, welche sämmtlich ihrer

neuen Erfindung und glücklichen Ausführung wegen wohl aufgenommen wurden.

So vorbereitet kam ich nach Gießen hin, wo ich 44 Jahr lebte, und dort sieben auswärtige Berufungen ausschlug. Dies geschah meist aus Dankbarkeit und Liebe zu meiner Landesherrschaft in Darmstadt, die mich vom ersten Anfange an so huldreich aufnahm und mit Gnadenbezeugungen überhäufte.

Zweiter Abschnitt.

Abreise von Dessau nach Gießen. Aufenthalt daselbst von 1787 bis zur französischen Invasion 1796.

An einem schönen Frühlingsmorgen im Anfange März 1787 fuhr ich aus Dessau mit zwei Reisegefährten, welche mich bis Gera begleiteten, und von dort aus nach Franken gingen.

Nie machte ich eine vergnügtere Reise. Gesund an Leib und Seele, muthvoll und kräftig, ging ich einer neuen Laufbahn getrost entgegen, nachdem ich meine bisherige, in Dessau, ehrenvoll geendigt hatte.

Da ich in der gelehrten Welt durch mehrere gütig beurtheilte Schriften und Karten schon bekannt war, so fand ich überall gute Aufnahme, und mein fröhlicher, lebenslustiger Sinn brachte allenthalben das Vergnügen mit.

Vor meiner Abreise von Dessau hatte ich noch den berühmten Oeconomen von Holzhausen, Domänenpächter im Fürstenthum besucht, und dessen treffliche Ackerbau-Instrumente, sowie seine neue Krapp-Mühle und prächtige Schäfereien von spanischen Schaafen, genau und sorgfältig betrachtet.

Von dort ging die Reise nach Leipzig, wo ich zwei Tage mit meinen obengenannten Freunden und Gönnern verlebte, und von diesen mir so lieb gewordenen Männern (z. B. Platner, Hauptmann von Blankenburg, Adelung, Weiße, Geh. Kriegsrath Müller, Prof. Ehrhard, Superintendent Rosenmüller, Prof. Reiske u. a. m.) mit traurigem Herzen Abschied nahm, und mit dem leider richtigen Vorgefühl, daß dies eine Trennung für immer sey. Den Einen nur, Hofrath Platner, sah ich 1791 in Pyrmont wieder.

Die Reise ging über Gera nach Jena. Gera war damals fast ganz neu gebaut, da die Stadt einige Jahre vorher völlig abgebrannt war.

In Jena besuchte ich den Prof. Schütz, mit welchem ich schon von Dessau aus bekannt war, da ich zu den ersten Mitarbeitern der von ihm errichteten allgemeinen Literatur-Zeitung gehörte. Schütz war auch in Halle mein Lehrer gewesen. Die Freundschaft dieses Veterans der deutschen Literatur ist mir geblieben bis auf den heutigen Tag.

Mein Freund, der Prof. Fabri, führte mich zu dem berühmten Prof. Heinrich, einem feinen und liebenswürdigen Mann, sodann zu dem alten Juristen, Prof. Walch, (einem Verwandten meines Vaters) und zu dem Hofrath und Prof. Dr. Sucow, welcher die Kameral-Wissenschaften in Jena lehrte. Dieser muntere Greis zeigte mir das große und schöne Modell, welches er auf Verlangen des Landgrafen von Hessen-Darmstadt Ludwig IX. zu dem großen Exerzierhause in Darmstadt verfertigte, und dafür eine ansehnliche Be-

lohnung erhielt. Das große und treffliche Gebäude wurde nach diesem Modell gebaut, ist noch jetzt eine Zierde von Darmstadt, und macht seinem Erfinder Ehre: denn es enthält 319 Fuß in der Länge, bei einer Breite von 157 Fuß und einer Höhe von 83 Fuß, und ist fast ganz ohne Säulen.

In Weimar verlebte ich einige frohe Tage bei dem verstorbenen Legationsrath Bertuch, meinem Gönner und Freunde von Dessau und Leipzig her. Bertuch war bekanntlich nicht nur ein beliebter Schriftsteller, sondern auch ein wahrer Welt- und Geschäftsmann, der das Leben zu benutzen und zu genießen wußte. Da ich Mitarbeiter an den Journalen war, die Bertuch herausgab, so blieb ich fortdauernd mit diesem weltklugen Manne in Verbindung.

Mein erster Besuch bei Wieland kündigte mir nicht den großen Gelehrten und Dichter an, den ich in ihm verehrte, sondern einen fast schüchternen Mann; indessen flößte sein feiner Ton und seine edle Sprache mir bald Vertrauen und Hochachtung ein. Ich gratulirte ihm zu seinem grade damals erhaltenen Schwiegersohn, dem in der Folge so sehr berühmt gewordenen Prof. Reinhold, den ich an demselben Tage hatte kennen lernen. Wieland erzählte mir, daß Reinhold in seinem Hause gewohnt habe, und ihm für seinen deutschen Mercur u. s. w. an die Hand gegangen sey. Da er nun bemerkt, daß er seiner ältesten Tochter lieb und unentbehrlich geworden sey, so habe er ihn zum Schwiegersohn erkoren.

Prof. Musäus, den treuherzigen Verfasser

der allgemein beliebten Volksmährchen der Deutschen, lernte ich als einen einfachen und biederen Mann hochschätzen. Er war als Schulmann in Weimar zwar nicht in glänzenden Glücksumständen, doch lebte er mit seiner trefflichen Gattin froh und heiter. Seine Laune war sehr ergötzend, und weit sanfterer Art als die scharfe Lauge des berühmten G. R. Bode, Verfassers der besten Uebersetzung, die wir von Tristram Shandi besitzen.

Den Professor Jagemann hatte ich schon 1773 in Berlin kennen lernen, wo er mit mir zugleich bei meinem Oheim Büsching logirte. Dieser sehr kenntnißreiche, fleißige und biedere Mann wurde für mich in der Folge dadurch noch bedeutender, daß er die Vor-Uebersetzung des Governo della Toscana auf mein Ersuchen übernahm, dessen Uebertragung ins Deutsche, mit einem Commentar versehen, der Kaiser Leopold II. mir 1790 bei der Kaiserkrönung in Frankfurt auftrug. *) Indessen hatte Jagemann mehr für die Richtigkeit des Materiellen, als für die Schönheit der Darstellung gesorgt, weshalb er mir selbst rieth, sie auszufeilen und gleichsam zu retouchiren.

In Weimar sprach mich Alles an, auch die Comödie, wiewohl sie noch lange nicht so vollkommen war als späterhin. Göthe war mit dem Herzoge grade auf Reisen. Dagegen lernte ich

*) Ich hatte zwar in meiner Jugend von meinem Vater auch italienisch gelernt, in der Folge aber diese Sprache nicht so sehr cultivirt, daß ich mir getraut hätte, ohne alle Beihülfe Leopold's Governo zu übersetzen. Doch unterstützte mich Jagemann nur bei dem 1sten Theile, den 2ten und 3ten habe ich allein übersetzt.

den Geh. Rath Schmidt kennen, dessen schöne, gebildete und liebenswürdige Tochter Aller Augen auf sich zog. Ich sah sie ein Jahr später in Frankfurt wieder, wie sie an einen jungen Britten verheirathet wurde.

Von Weimar eilte ich nach Erfurt, wo ich dem Coadjutor von Dalberg (Statthalter daselbst) für die Aufnahme in seine neue Academie der Wissenschaften danken wollte, zu deren Mitglied ich einige Monate vorher erhoben war. Da derselbe aber nach Mainz gereist war, so nahm mich statt Seiner der Präsident dieser Academie, Herr v. Dachenröden, ungemein gütig auf, und gab mir ein schönes Fest in seinem Hause.

Ich lernte dort mehrere Mitglieder dieser neuen Academie kennen, mit denen ich in der Folge in Correspondenz blieb.

In Gotha holte mich der würdige Rath Becker (Verfasser der deutschen National-Zeitung und Herausgeber des deutschen Anzeigers), gleich nach meiner Ankunft, aus dem schönen Gasthofe zu den drei Mohren, vor dem Thore, selbst ab, und behielt mich mehrere Tage bei sich.

Becker hatte einige Jahre früher in Dessau gelebt, und dort seine National-Zeitung zu schreiben angefangen. Er hatte sich durch eine Preisschrift bei der Berliner Academie der Wissenschaften berühmt gemacht, welche er in französischer Sprache schrieb, über die Frage: ob es für den Staat zuträglicher sey, das Volk aufzuklären oder nicht? — eine Frage, die zu der Zeit noch zweifelhaft zu seyn schien. Sie wurde von Becker

siegreich bejahet. Dieß durfte man von einem Manne mit Recht erwarten, der eben so scharfsinnig als kenntnißreich war, dabei einen festen und edlen Character besaß, und freimüthig aussprach, daß er freiheitsliebend sey und alle Despotie verabscheue. Daher schlug er auch alle ihm angebotene Stellen aus, verschmähete allen äußeren Schimmer, und die Annahme des einfachen Titels eines Raths war Alles, wozu seine Freunde ihn bereden konnten. *)

*) Mit Rührung gedenke ich hier seiner trefflichen Gattin, die in späteren Jahren bei Napoleon seine Befreiung von der harten Gefangenschaft auswirkte, in welcher Becker Jahr und Tage lang zu Magdeburg von den Franzosen gehalten wurde.

Becker war nämlich auf Befehl des Generals, Fürsten von Eckmühl, dahin geführt worden, und saß lange in einem unterirdischen Kerker, weil man eine große Theilnahme an dem damaligen Tugendbunde unter seinen Papieren und Briefen zu entdecken glaubte. Alle Fürbitten von großen und kleinen Gönnern und Freunden bewirkten seine Befreiung nicht.

Als Napoleon indeß zum letzten Mal zur Armee nach Sachsen reisete, und vor der Stadt Gotha bei den drei Mohren umspannen ließ, ohne auszusteigen, so begaben der Herzog und seine Gemahlin sich dahin, um den Kaiser zu bekomplimentiren.

An Diese schloß sich Madame Becker (mit höchster Erlaubniß) an. Nach den ersten Komplimenten trat sie hervor, und bat den Kaiser in französischer Sprache (so gut sie konnte) um die Losgebung ihres Mannes. Wie sie aber das ernsthafte Gesicht des Kaisers in diesem Augenblick sah, fiel sie ohnmächtig zu Boden. Napoleon erschrack darüber, und als Franzose wurde er dadurch erweicht. „Ah la pauvre femme!“ schrie er, „aidez! — assistez! — „dites lui que son mari sera libre. — Berthier! — (dieser „saß bei ihm) rappellez moi cela à Erfurt. En huit jours „il reviendra chez elle, mais qu' elle lui dise, de ne plus „s'occuper d'affaires politiques.“ Der Kaiser hielt Wort,

Becker führte mich auch bei dem damaligen trefflichen Minister von Frankenberg ein, der so viele Jahre lang diese Würde zum Segen des Herzogthums Gotha bekleidete.

Von da begleitete mich derselbe in das dortige Cassino, wo ich unter Anderen auch den bekannten Schriftsteller Reichard fand, der sich durch seine „Anweisung für Reisende" ein wirkliches Verdienst erworben hat.

Den ehrwürdigen General-Superintendenten Löffler, meinen alten treuen Universitätsfreund, fand ich leider nicht in Gotha anwesend, wo er übrigens wegen seiner Gelehrsamkeit, Freisinnigkeit und strengen Rechtschaffenheit sehr geschätzt war. Man hat nach seinem Tode seine Orthodoxie in Zweifel ziehen, und ihn deßwegen herabsetzen wollen. O! die Thoren und trägen Herzens!

Der berühmte Astronom von Zach war zu der Zeit ebenfalls nicht in Gotha gegenwärtig. Ich hatte sehr gewünscht, ihn persönlich kennen zu lernen, da ich schon schriftlich mit ihm bekannt war.

Von Gotha ging meine Reise nach Schnepfenthal, wo der Professor Salzmann sein neues Erziehungs-Institut errichtete. Als College von mir am dessauischen Philanthropin, hatte immer eine herzliche Freundschaft zwischen uns stattgefunden, und so wurde ich denn auch auf das freundschaftlichste aufgenommen.

Die Anlage dieses Instituts, mitten im Holze,

---

in acht Tagen war Becker bei seiner Gattin, und Alles wurde niedergeschlagen, was gegen ihn vorgekommen war.

zwischen Gotha und Eisenach, sprach mich sehr an. Ich bewunderte den Muth und die Beharrlichkeit dieses bescheidenen und einfachen Mannes, ein solches Institut, welches so viele Gebäude und Geräthe erfordert, auf eigene Kosten, ganz entfernt von allen menschlichen Wohnungen, an einen öden Platz mitten im Walde anzulegen, und zwar mit sehr geringen Hülfsmitteln. Allein Salzmann trug einen Creditbrief an der Stirn. Der Geldbesitzer schoß dem edlen Mann unbedenklich Geld vor, und sein Philanthropin blühete empor und erhielt sich bis auf unsere Zeiten. Dort vereinigten sich Liebe und Freundschaft; Ruhe und Einigkeit wohnte daselbst, so wie Fleiß und Thätigkeit, mit Geist und Herz gepaart, die ganze kleine Colonie beseelte. Seine Familie war eben so liebenswürdig als der sanfte Mann selbst.

Von dort reisete ich ununterbrochen über Eisenach, Hersfeld, Alsfeld und Grünberg nach Gießen. Ich fand die treffliche Chaussee auf der Gränze zwischen Hessen und Sachsen, namentlich auf der sächsischen Seite, sehr merkwürdig durch ihre Breite und Solidität, besonders in Betreff der vielen steinernen Brücken. Jede Meile dieser Chaussee soll dort mehr als 100,000 Rthlr. gekostet haben.

Im Kurhessischen waren die Dörfer zu der Zeit ziemlich leer an jungen Männern, weil das sämmtliche Militär nach Bückeburg abmarschirt war, um dieß Ländchen zu occupiren. Dieß war von den braven hessischen Truppen bald bewirkt, nur die einzige Festung Wilhelmstein im Stein-

huder Meere konnte man nicht erobern, weil der wackere Capitän Wind sie mit seinen Kanonier-Böten tapfer vertheidigte, und Strand-Batterien auf dem sumpfigen Ufer nicht errichtet werden konnten. Für entferntere Batterien aber war die Festung zu weit in der Mitte des Steinhuder Meeres belegen, um sie erreichen zu können. Indessen mußte das eroberte Ländchen schnell wieder von den Hessen geräumt werden, da 6000 Mann Preußen von Kaiser und Reich aufgefordert waren, die fremden Gäste daraus zu vertreiben. Diese unglückliche Expedition kostete ein ungeheures Geld, und die Entschädigungs-Kosten mußten, als Strafe, von Kurhessen bezahlt werden.

Stadt und Universität Gießen vom Jahr 1787 an.

Gießen, die Haupt-Provinzial-Stadt in Oberhessen, liegt unter dem 26° 18′ 58″ östlicher Länge von Ferro, und dem 50° 35′ 10″ nördlicher Breite, an der Lahn, in welche sich nahe bei der Stadt das kleine Flüßchen Wieseck ergießt. Die Lage des Orts ist tief, da derselbe von drei Seiten mit Anhöhen umgeben ist, und nur nach der Westseite hin, wo die Lahn fließt, eine kurze Ebene sich darbietet, welche bald aber von den Anhöhen der Haardt begrenzt wird. Auf der Haardt befinden sich zwei ansehnliche Ruinen ehemaliger Burgen, Gleyberg und Vetzberg genannt, die, wenn gleich nur eine Stunde

von Gießen entfernt, auf königl. preußischem Gebiete liegen. Auf der entgegengesetzten östlichen Seite liegt auf einem Berge die ehemalige Commende des deutschen Ordens, Schiffenberg, eine starke halbe Stunde von der Stadt entfernt. Im Nordwesten erhebt sich der Dünsberg, drei Stunden von Gießen, welcher 1472 Fuß hoch ist, mit Waldung bedeckt, und in der ganzen Gegend um so mehr hervorragt, da er isolirt da steht.

So viel aber auch die Natur bei Gießen gethan zu haben scheint für die Verschönerung der Gegend, so wenig wurde dieß bisher durch die Kunst benutzt.

Auch bot die Stadt selbst im Jahr 1787 keinen angenehmen Anblick dar. Von einem 40 Fuß hohen Erdwall umgeben, und mit einem breiten sumpfigen Graben umringt, hatte dieselbe an ihren vier Thoren lange und dicke Gewölbe, die mit großen Thorflügeln, starken Zugbrücken und einigen Außenwerken versehen, der Stadt das Ansehen einer Festung gaben, welches sie in alten Zeiten auch war, wo man sie unter Wasser setzen konnte. 1787 zählte Gießen, bei zum Theil engen Straßen, nur gegen 800 Häuser, wovon einige zwar ziemlich ansehnliche Gebäude, die meisten aber klein und schlecht gebaut waren. Hierzu kam noch ein elendes Pflaster und ein stinkender Bach (Kanal), welcher meist verdeckt, mitten durch die Stadt zieht.

Daß dies alles gegen die schöne und reinliche Stadt Dessau ungemein abstach, und dem fremden Ankömmling unangenehm auffallen mußte,

läßt sich erwarten. Indeß sind die eben genannten Mängel im Lauf von einigen 40 Jahren größtentheils verbessert worden. Die Wälle, welche den Durchzug der Luft verhinderten, wurden abgetragen, die Stadtgräben zugedämmt und in Gärten verwandelt, die hohen Gewölbe an den Thoren, so wie die Thore selbst verschwanden, und gegenwärtig ist Gießen ein ganz offener Ort, dessen vier Eingänge zwar mit Wachthäusern versehen sind, aber bis jetzt noch keine anständige Thore erhalten haben. In und außerhalb der Stadt sind nach Norden und Süden gerade und breite Straßen angelegt, mit neuen Gebäuden besetzt.

Zu diesen gehört vorzüglich auch die Kaserne, auf dem sogenannten Selterser Berge, welche anfangs für das Militär erbaut, nach der Zeit aber der Universität geschenkt wurde, die ihre Bibliothek, ihr Klinikum und ihr chemisches Laboratorium dahin verlegt hat.

Das Straßenpflaster ist größtentheils verbessert, auch eine ziemlich gute Straßen-Beleuchtung (zum Theil durch mein Mitwirken als damaliger Deputirter der Universität bei der dortigen Polizei) im Jahr 1802 eingerichtet. Zwei alte Kirchen sind abgebrochen, und eine neue schöne Kirche erbaut worden. Noch manches Andere ist für die Verschönerung und Reinlichkeit der Stadt geschehen; indessen bleibt doch in polizeilicher Hinsicht für dieselbe noch manches zu wünschen übrig, um sie zu einem eben so gesunden als angenehmen Aufenthalt zu machen, in so weit es die Lage und Umgebung erlauben, und man es von

der Hauptstadt der Provinz Oberhessen, die zugleich eine Universität besitzt, billig erwarten sollte.

Bei meiner Ankunft in Gießen zählte die Stadt etwas über 5000 Einwohner, gegenwärtig enthält sie 7000 Individuen, einschließlich des Universitäts-Personals. Letzteres belief sich 1787 etwa nur auf 300 Studiosen, stieg aber 1789 und 1790 schon bis auf 500. Nach der Zeit nahm die Frequenz während der französischen Invasion merklich wieder ab, und so ist sie abwechselnd zwischen 300 bis 500 mehr oder weniger stehen geblieben.

Ein nachtheiliger Umstand war es, daß unser ehmaliges Staatsministerium mit der herzogl. nassauischen Regierung in politische Mißhelligkeiten gerieth, weil dadurch das für unsere Academie so unangenehme Ereigniß hervorging, daß Nassau die Universität zu Göttingen zu ihrer Landes-Universität erklärte, mithin alle Nassauer Studiosen (zu der Zeit über 50) die Universität zu Gießen verlassen mußten. Dieser Verlust war um so empfindlicher, als Marburg, Heidelberg und Bonn uns ganz nahe liegen, und die Landes-Kinder in ihren Schooß aufnehmen.

In den Jahren 1787 bis 1789 studirten mehrere französische Cavaliere in Gießen, die durch den französischen Consul Barozzi in Frankfurt hergeführt wurden, dessen Sohn hier ebenfalls seine Studien machte. Auch die Grafen von Bentheim aus Rheda, so wie ein Paar Edelleute aus Graubündten, kamen mit ihren Hof-

meistern hierher. Mit dem Jahr 1790 blieben die Studiosen aus Helvetien und selbst aus Frankfurt ganz weg, weil die französische Revolution schon in vollem Gange war. Auch äußerten sich die übeln Folgen derselben in Deutschland durch den gehässigsten Partheigeist, welcher ein gegenseitiges Mißtrauen und selbst Feindseligkeiten erzeugte, die aus den verschiedenen Meinungen über politische Streitfragen hervorgingen.

Mir war es sehr angenehm, daß der hiesige Buchhändler Krieger für mich in einem angesehenen Hause, bei dem damaligen Obristlieutenant (nachmaligen General) von Schmalkalder, ein gutes Logis gemiethet hatte. Dieser, ein braver und einsichtsvoller Mann, machte zu der Zeit das erste Haus in Gießen, und stand im größten Ansehen, selbst bei der Universität; wiewohl er selbst keineswegs ein Gelehrter war.

Bei der Academie hingegen vermochte der Geheimerath und Kanzler Koch fast Alles, und wurde von dem ganzen Universitäts-Personale gefürchtet; wiewohl sein Einfluß beim Hofe zu Darmstadt schon etwas abgenommen hatte. Doch war er als Professor Primarius der Juristen-Facultät und als Kanzler mit Recht sehr geachtet, auch unstreitig der gelehrteste und berühmteste Rechtsgelehrte, so wie der beste Docent, welchen Gießen zu dieser Zeit besaß, der sich auch als solcher ein großes Vermögen erworben hatte.

Unter den übrigen Professoren war Jaup (nachmaliger Geheimerrath) ein ganz vorzüglicher Mann an Kopf und Herz. Mit einem hellen,

viel umfassenden Verstande, großer Gelehrsamkeit im Staatsrecht und in der deutschen Reichsgeschichte, verband derselbe eine scharfe Beurtheilungskraft und ein edles menschenfreundliches Herz, welches die größte und uneigennützigste Dienstgefälligkeit gegen Andere sich zur Pflicht machte. Mit ihm verlor die Universität (im Jahr 1806) ihren besten Lehrer, und ich meinen treuesten Freund. Der sel. Jaup hat indessen nichts drucken lassen, als ein Paar treffliche Abhandlungen in dem Journal für Staatskunde und Politik, welches ich mit ihm (1792) herausgab.

Ueberhaupt gab es der berühmten Schriftsteller zu der Zeit in Gießen sehr wenige. Außer dem Geheimenrath Koch, (der in der Jurisprudenz viel geschrieben hat, namentlich Dissertationen im Criminalrecht u. s. w.) waren noch die Geheimenräthe und Professoren Baumer und Böhm, Schulze und Hezel damals in der gelehrten Welt rühmlichst bekannt; Ersterer als Mediciner, Physiker und Chemiker, Letzterer als Mathematiker zu seiner Zeit bedeutend, und der Superintendent Schulze als Orientalist nicht unbekannt; so wie auch der Geheime Regierungsrath und Professor Hezel, als Orientalist und Sprachkenner überhaupt, sehr geschätzt wurde.

Dieser gelehrte und fleißige Mann folgte im Jahr 1800 einem vortheilhaften Rufe nach Dorpat, wo derselbe vor einigen Jahren als Professor der Theologie starb. Einige Jahre vorher hatte er noch den Unfall, daß er in St. Petersburg einer Verbindung mit den Schwarzen

und Radicalen fälschlich beschuldigt wurde. Er wurde ohne Weiteres abgesetzt, und sollte mit Beibehaltung seines Gehalts in drei Wochen das Reich räumen. Der brave Mann bewieß aber auf der Stelle seine Unschuld, blieb in Dorpat und bekam eine Zulage; seine Lehrstelle erhielt er aber nicht wieder.

In dieser Epoche war das hiesige Regierungs- und Justiz-Collegium, so wie das Consistorium mit einander verbunden. Diese drei Behörden standen sämmtlich unter dem Regierungs-Director und Consistorial-Präsidenten von Grolman. Er wurde durch seine Verbindungen mit dem Dr. Stark in Darmstadt und dessen Prozeß mit den Berliner Gelehrten Gedicke und Biester, so wie durch sein Journal Eudämonia, auch auswärts bekannt. Dieser Mann von Gewicht, an welchen ich durch den würdigen Professor und Superintendenten Dr. Rosenmüller in Leipzig empfohlen war, wurde anfangs mein großer Gönner; als ich aber in der Folge in seinen Plan, mit dem Dr. Stark in Darmstadt gegen die Angriffe der Berliner Gelehrten (welche ihn des Jesuitismus beschuldigten), öffentlich aufzutreten, nicht eingehen konnte, so wurde er mein entschiedener Feind.

Uebrigens war das erste Jahr meines hiesigen Aufenthalts für mich sehr angenehm, da ich, als munterer Gesellschafter, allenthalben gut aufgenommen wurde. In den Cirkeln herrschte zwar kein sehr abgeschliffener Ton, aber doch Artigkeit und Jovialität. Es war hier ein lustiges Völk-

chen, das sich mehr an den Freuden der Tafel, des Weins, des Spiels und des Tanzes zu ergötzen pflegte, als an den feineren Vergnügungen der schönen Künste u. s. w.

Den 26. März 1787 hielt ich meine lateinische Antritts-Rede in der Aula der Universität — (sie handelte von dem Zusammenhange der Politik mit der Statistik, und umgekehrt) — wobei ich meinen Huldigungseid leistete, und wodurch ich mein Amt als ordentlicher Professor der Universität und Mitglied der philosophischen Facultät antrat. *) Ich sollte die Land-Wissenschaft und Statistik vortragen, mußte aber, als der einzige Docent in dem Gebiet des Staats- und Cameralfaches, bald auch die übrigen dahin gehörigen Wissenschaften übernehmen. Mein Vorgänger, der berühmte Regierungsrath und Professor Schlettwein, hatte die meisten davon mit Beifall gelehrt, sein Platz war aber länger als zwei Jahre unbesetzt geblieben, daher fand ich nur drei Cameralisten vor, die sich aber bald auf

*) Merkwürdig ist es, daß die damaligen Vorsteher der Universität mir am Abend meines Antrittschmauses meine Natural-Besoldung (600 fl. im Anschlage) für 450 fl. abkauften, nach den damaligen niedrigen Fruchtpreisen. Am folgenden Tage gab ich eine schriftliche Erklärung ein, daß ich durch diese von mir inter pocula gegebene Einwilligung mich nur für Ein Jahr gebunden halte, weil ich als ein Fremder die hiesigen Preise und Verhältnisse gar nicht gekannt habe. Diese Schrift ward aber unterdrückt, und ich sollte auf immer an den Accord gebunden seyn. Dieß verursachte einen Prozeß, den ich erst nach 10 Jahren gewann, wo denn die Universität verurtheilt ward: mir die ganze in meinem Decret bestimmte Natural-Besoldung zu verabfolgen, und Schadenersatz zu leisten.

dreißig Zuhörer und darüber vermehrten, da auch manche Juristen sich dazu gesellten *).

Die Anzahl der Professoren und Lehrer auf der hiesigen Universität war damals beinahe um die Hälfte geringer als jetzt. Dieselbe besaß 1787 nur drei Professoren in der theologischen Facultät, vier in der juristischen und drei in der medicinischen, so wie fünf in der philosophischen Facultät; also in allem 15 ordentliche Professoren. Jetzt, im Jahr 1831 dagegen, zählt die protestantisch-theologische Facultät fünf, und die (neue) katholische drei, die juristische Facultät

*) Von dem Professor Schlettwein, meinem Vorgänger im Amte, bemerke ich hier folgendes: Er war ein strenger enthusiastischer Physiocrat, der früher im Markgrafthum Baden als Amtmann auf dem Lande gestanden und dort das physiokratische System so buchstäblich eingeführt hatte, daß ein Aufruhr darüber entstand. Schlettwein mußte flüchten. Selbst sein Landesherr, der Markgraf von Baden, Carl Friedrich, welcher das physiokratische System so sehr schätzte — (worüber er auch eine lesenswerthe Schrift in französischer Sprache geschrieben und herausgegeben hat) — konnte den Mann in seinem Lande nicht schützen. Er empfahl denselben an den damaligen viel vermögenden Staats-Minister Carl von Moser in Darmstadt, der ihn als Professor und Regierungsrath nach Gießen an die Universität setzte, auch eine eigene sogenannte ökonomische Facultät zur Aufnahme der Cameral-Wissenschaften stiftete. Letztere ging aber bei meiner Ankunft wieder ein, und wurde in der Folge eine Section für die Cameral-Wissenschaften daraus formirt, welche noch jetzt besteht.

Schlettwein ging von hier nach Mecklenburg, wo er ein Gut geerbt hatte durch seine Gattin. Er hob auf demselben alle Frohndienste auf, zerfiel darüber mit seiner Umgebung, trennte sich von seiner Frau, und begab sich nach Greifswalde, wo er als Privatdocent auftrat, und einige Jahre darauf starb. — Es war ein trefflicher gelehrter Mann.

vier, die medicinische Facultät fünf, und die philosophische Facultät zehn ordentliche Professoren; wozu noch mehrere außerordentliche Professoren und Privatdocenten kommen.

Es sind auf unserer Academie viele treffliche Gelehrte gebildet worden, ohne andere Universitäten besucht zu haben, wovon ich hier nur einige anführen will, nämlich den ersten Professor der Theologie, den sel. Geheimen Rath Dr. Schmidt, ferner den, leider zu früh verstorbenen Staats-Minister von Grolman, früher Professor und Kanzler in Gießen, sodann den hiesigen Professor der Theologie Dr. Dieffenbach, den verstorbenen Leibmedicus Dr. Thom in Darmstadt (der früher Professor in Gießen war), die Gebrüder Welker, gegenwärtig Professoren in Freiburg und in Bonn; so wie den k. preußischen Regierungs-Rath Butte, früher Prof. in Landshut u. a. m.

Von Staatsmännern, welche hier gebildet wurden, und in ihrem Vaterlande sowohl niedere als auch die höchsten Aemter bekleideten, und zum Theil noch jetzt einnehmen, ist die Zahl ungemein groß.

Ein Universitäts-Bann findet hier zwar nicht Statt, doch müssen die Inländer zwei Jahre auf der hiesigen, drei Jahre aber überhaupt auf Academien zugebracht haben, ehe sie zu dem Facultäts-Examen zugelassen werden, ohne welches sie um kein Staatsamt nachsuchen dürfen.

Sodann ist auch in neueren Zeiten viel auf die hiesige Lehranstalt verwendet worden, nicht blos durch Gehalts-Erhöhungen der Professoren, —

(deren Besoldung ehemals sehr gering war) — so wie durch Vermehrung der Anzahl derselben, sondern auch durch die Stiftung neuer Lehr- und Bildungs-Anstalten, z. B. des schönen neu geschaffenen botanischen Gartens mit zwei Gewächshäusern, welchen ich so glücklich war der Universität von dem Edelmuth des Großherzogs Ludwig I. zu verschaffen. Ferner des trefflich eingerichteten Accouchier-Hauses, so wie der neuen, zur Universitäts-Bibliothek, zum Clinicum und zum chemischen Laboratorium eingerichteten vormaligen Kaserne; des neuen, mit der Universität verbundenen Forst-Instituts, — welches einige zwanzig Zöglinge zählt, — des philologischen Seminars, der vielen neugestifteten Stipendien und Freitische u. dgl. m. Auch ist der Universitäts-Fond von einigen 40,000 fl., die er jährlich einnahm, bis auf mehrere 70,000 fl. jährlichen Einkommens erhöht worden.

Noch muß ich bemerken, daß unser hiesiges Pädagogium (Gymnasium) zu der Zeit unter der Aufsicht der philosophischen Facultät stand, und nicht sehr blühend war. Später ward ein besonderes Collegium darüber gesetzt, welches den Namen Pädagog-Commission führt, in welcher ich das älteste Mitglied war. Diese Anstalt ist 1810 durch einen neuen Schulplan besser eingerichtet worden, wobei jedoch Manches noch zu wünschen übrig bleibt.

Im Herbste 1787 machte ich, mit einigen Freunden, eine Reise über Hanau, Frankfurt und Mainz, und von dort über Worms und Heidelberg zurück. Hanau erschien uns als eine artige aber stille Fabrikstadt, mit schönen Umgebungen, durch die Anlagen von Wilhelmsbad u. a. m. Frankfurt dagegen imponirt dem Fremden theils durch die Größe und Schönheit der Stadt selbst, theils aber auch durch ihre reizende Lage in dem angenehmen Mainthal. Die nächsten Umgebungen Frankfurts haben unter der Regierung des Fürsten Primas noch ungemein gewonnen, so wie denn auch neue Häuser und selbst ganze neu angebaute Straßen entstanden, welche durch Schönheit und Solidität hervorstechen.

Es möchten wohl wenige Städte in Deutschland dem Lustwandler so schöne Spaziergänge darbieten, wie diejenigen, welche Frankfurt vor seinen Thoren besitzt, und zwar meistens durch die Kunst geschaffen, da nur auf der einen Seite des Mainflusses die Natur durch schöne Ansichten mitwirkte. Mehr aber ist dieser Fluß in industrieller und commerzieller Hinsicht für Frankfurt von unschätzbarem Werth, und wird auch gehörig dazu benutzt.

Aber außer dem großen Commerz-Wesen hat Frankfurt auch für das bürgerliche Leben viel Reizendes, und es ist namentlich für die schönen und bildenden Künste, nicht nur durch Anordnungen für Musik und Theater, sondern auch durch andere bedeutende und treffliche Anstalten gesorgt. Eben dieß ist in Hinsicht auf Religions- und

Schulwesen der Fall, so wie auf Wohlthätigkeits-Anstalten, als wodurch Frankfurt sich auszeichnet.

Die möglichste Sicherheit, verbunden mit der größten gesetzlichen Freiheit, machen den Aufenthalt in dieser Stadt für Einheimische und Fremde höchst angenehm, und es findet sich nicht leicht ein Ort im deutschen Vaterlande, der den gebildeten Reisenden mehr anspricht als Frankfurt *).

Die Dampfschiffahrt zwischen Frankfurt und Mainz war zu dieser Zeit noch nicht als möglich gedacht; gegenwärtig macht sie die Wasserfahrt zwischen den beiden Städten eben so kurz als angenehm. Uebrigens ist die Ansicht von Mainz weit schöner, wenn man von Hochheim kommt und die Rheinbrücke passirt, wenn die untergehende Sonne den hellen Spiegel der großen Wasserfläche von der Mainspitze bis nach Biberich hin, mit ihren glänzenden Strahlen erhellt.

Mainz war im Jahr 1787 in seinem größten Flor. Ein glänzender churfürstlicher Hof, ein reiches Domkapitel, ein prachtliebender Adel, eine wohleingerichtete und zum Theil mit berühmten Männern besetzte Universität, worauf 600

---

*) Hier darf ich noch bemerken, daß damals in Frankfurt zwei Ochsen (von Schweizer Raçe) öffentlich gezeigt wurden, welche aus der Menagerie zu Baireuth nach Paris transportirt wurden. Der größte wog (auf der Heu-Waage in Frankfurt vor uns stehend) 36 Centner, der kleinere aber 32 Centner. Letzterer starb auf der Weiterreise nach Paris.

Aehnliche große Ochsen sah ich 1812 den 11. Nov. auf dem Jahrmarkte zu Bern, welche 26 bis 28 Centner lebendig wogen. Sie kamen den Ochsen in Buenos Ayres gleich.

Jünglinge studirten, gaben der Stadt viel Leben, Wohlstand und Reiz.

Ich lernte dort den Prof. Dr. Sömmering zuerst kennen, der mein genauer Freund geworden, und bis an das Ende seiner Tage geblieben ist. Sömmering war, als Naturforscher, Anatom und Augenarzt damals schon berühmt, ein höchst aufgeklärter und wohldenkender Mann, von der heitersten Laune.

Georg Forster, den ich schon von Dessau aus kannte, war ebenfalls in Mainz als Professor der Naturgeschichte und als Bibliothekar der großen Universitäts-Bibliothek angestellt. Beide Aemter hatte er aber blos honoris causa; denn er hat die Bibliothek niemals geöffnet, noch je auf dieser Universität eine einzige Vorlesung gehalten. Ersteres war für den geistreichen Mann zu mechanisch, und Letzteres genirte ihn zu sehr und war ihm zuwider. Desto mehr glänzte er als Schriftsteller, und war in dieser Hinsicht eine wahre Zierde für die Universität *).

Auch lernte ich dort den verdienstvollen Professor der Jurisprudenz, Peter von Frank, kennen, der nachher zum ersten Reichs-Referendar in Wien erhoben wurde. Ferner den Professor Blau (in der Folge Präfect am Niederrhein), so wie den bekannten Pandectisten Hartleben (dessen Sohn im Polizeifache nachher berühmt wurde), und die beiden Gebrüder Molitor, (ersterer Prof.

*) S. Ansichten am Nieder-Rhein, so wie die treffliche Uebersetzung der Lettres sur l'Italie par Dupaty, und viele andere Schriften mehr.

Juris, letzterer Mediciner). Alle erwiesen mir viele Güte und Freundschaft.

Von Mainz aus ging die Reise nach Worms und Mannheim, sodann über Heidelberg nach Darmstadt. Unstreitig gehört diese Gegend zu den schönsten und fruchtbarsten in ganz Deutschland. Auch findet man wohl selten solche schöngebaute und volkreiche Dörfer, als zwischen Mannheim und Heidelberg, wo die Fruchtbarkeit des Landes, und die möglichste Industrie der Einwohner, Wohlstand verbreitet. Nicht minder reizend ist die schöne Bergstraße.

Die Residenz Darmstadt war 1787 lange nicht so groß und zur Hälfte nicht so volkreich, wie jetzt (1831). Sie zählte zu der Zeit nur 7000 Seelen, jetzt, mit dem Militär, mehrere zwanzigtausend Köpfe. Die Hofhaltung war sehr klein, weil nur der damalige Erbprinz dort residirte. Auch war die Garnison nur gering. An dem Erbprinzen (nachmaligen Landgrafen und zuletzt Großherzog Ludwig I.) fand ich einen sehr aufgeklärten und instruirten, auch zugleich einen höchst bescheidenen, liebenswürdigen und menschenfreundlichen Fürsten.

Ausgezeichnet durch Würde und Anmuth war die damalige Frau Erbprinzessin, nachmalige Landgräfin und Großherzogin Luise von Hessen. Sie verband mit allen körperlichen Vorzügen die geistreichste Unterhaltung und die lieblichste Grazie. Dem Andenken dieser huldreichen Fürstin weihe ich heute noch die Gefühle der ehrfurchtsvollsten Dankbarkeit, da sie mich so oft mit Gnadenbe-

zeugungen überhäufte. Auch ihre Umgebungen athmeten denselben Geist; namentlich das vielseitig gebildete Fräulein von Bodé, deren Wohlwollen in der Folge in wahre Freundschaft gegen mich und meine Gattin überging.

Die männliche Umgebung des Erbprinzen an dem damaligen Hofe in Darmstadt war nicht minder anziehend für mich. Darunter ragte der Prinz Georg von Hessen, Bruder der Frau Erbprinzessin, damals vor Allen hervor, sowohl durch seine männliche Schönheit als durch seinen hohen Geist, geschmückt mit den feinsten Manieren, edlen Gesinnungen und vielen schätzbaren Kenntnissen. Mehrere Briefe von der Hand dieses hochherzigen Prinzen beurkunden und beweisen, daß meine erste Aufnahme in Darmstadt so günstig war, daß sie mich auf immer an das hessen-darmstädtische Fürstenhaus fesselte.

Eben so gnädig und wohlwollend zeigte sich der jüngst verstorbene Prinz Christian (Bruder des höchstseligen Großherzogs) gleich bei der ersten Bekanntschaft gegen mich. Er war nicht minder hochherzig, und hatte ein menschenfreundliches Herz, wie alle Prinzen des Hauses.

Der Cabinets-Secretär Schleiermacher, welcher damals schon mehrere Jahre um den Erbprinzen war, zeigte sich nicht nur als ein äußerst wissenschaftlich gebildeter Mann und feiner Kunst-Kenner, sondern auch als ein sehr wohldenkender und edelgesinnter Cabinets-Secretär, der seinen Fürsten über alles liebte, und in seiner Stellung für den ganzen Staat sehr wohlthätig war. Er

hat durch seine Vorsicht und Klugheit unzählig viel Gutes gestiftet und das Gegentheil oft verhütet. Auch mir hat derselbe viele Beweise seiner Gewogenheit gegeben. Gelehrte Verdienste wußte er als Kenner zu würdigen. Das prächtige Museum im Schlosse zu Darmstadt ist gleichsam seine Schöpfung, sowohl in Betreff der Anschaffung als der Anordnung der Gegenstände. Sein zweiter Sohn bekleidet seinen ehemaligen Posten als Cabinets-Secretär, und tritt in die Fußstapfen seines verdienstvollen Vaters.

Zu gleicher Zeit lernte ich auch den Erzieher der beiden Prinzen von 10—13 Jahren kennen, nämlich den vortrefflichen Petersen, der mit seinen erlauchten Zöglingen, den Prinzen Ludwig und Georg, auf dem fürstlichen Schlosse seinen eigenen Etat hatte. Dieser war zum Erzieher gleichsam geboren; ein kluger, sehr instruirter Mann, von sanftem edlem Character und menschenfreundlichem Herzen. Petersen wurde mein innigster Freund, den ich 44 Jahre bis an seinen Tod liebte und verehrte.

Unser Staats-Ministerium hatte 1787 drei treffliche Männer als Mitglieder, die das Land administrirten. Der Erste von den Ministern war der alte Hr. v. Hesse, ein gelehrter, aufgeklärter und eifriger Beförderer alles Edlen und Guten. Da sein Schwager, der Consistorial-Präsident Herder, welchen ich von Weimar aus kannte, mich an ihn empfohlen hatte, so wurde derselbe bald mein Gönner.

Der zweite Minister, Herr von Gatzert, war

früher Professor in Gießen gewesen, und schätzte als Kenner die Gelehrten, namentlich auch Schriftsteller, welche damals sehr aufgemuntert wurden.

Auch von dem dritten Minister Hrn. v. Lehmann muß ich dieß rühmen. Er überlebte seine Collegen alle, und führte das Staatsruder mehrere Jahre allein. Sein fortdauernd mir geschenktes Wohlwollen wird mir immer unvergeßlich bleiben. Die Popularität dieser trefflichen Männer trug viel dazu bei, meinen dortigen Aufenthalt und meine Existenz in Gießen mir angenehm zu machen. Hierzu kam noch der Umgang mit den freisinnigen Männern und wackeren Gelehrten: Höpfner (Ober-Appell.-Rath) und Wenk, (Director des Gymnasiums in Darmstadt), welche auch als Schriftsteller rühmlichst bekannt sind.

Ehe ich auf meine Schriftsteller-Laufbahn zurück komme, die seit meiner Ankunft in Gießen Jahre und Tage lang war gehemmt worden, muß ich etwas von meinen Amtsgeschäften, und namentlich von meinen Vorlesungen bemerken. Diese waren: Land-Oeconomie (welche damals von mir gefordert wurde) nach Beckmanns Lehrbuch, sodann Statistik von Europa, nach Achenwall, und ein publicum über politisch-statistische Gegenstände oder ein Zeitungs-Collegium, welches stark besucht wurde. Wenn ich im Sommer diese öffentliche Vorlesung in der Aula hielt, so waren gewöhnlich auch einige zwanzig Damen, von den vornehmsten und gebildetsten in der Stadt, dabei gegenwärtig. Die Stille und der Anstand, welcher von Seiten der Studiosen dabei herrschte, war lobenswerth.

Waren nun die Hefte zu diesen Vorlesungen auch mit dem größten Fleiß ausgearbeitet, so machte ich doch natürlich jährlich Zusätze, Abänderungen und Verbesserungen dazu, so oft sich Veranlassung dazu darbot. Da ich mit jeder Wissenschaft weiter ging, und selbst über einzelne Theile derselben manches drucken ließ, so mußte ich alles Wichtige lesen, was darüber neu erschien; und so hatte ich von Morgens 4 Uhr bis Abends 6 Uhr keinen Augenblick übrig.

Mein Vortrag war frei und lebendig, und die wenigen §§., welche ich loco compendii in einzelnen Vorlesungen dictirte, waren kurz und bündig. Ich habe im Laufe meines 50jährigen Lehramts gefunden, daß diese Methode die beste ist, um den Zuhörern Interesse für die Wissenschaft einzuflößen. Was die jungen Leute selbst niedergeschrieben haben, das behalten sie am besten.

Hätte ich nun alle diejenigen Bücher, welche in der Statistik und im Cameralfach zu der Zeit (wo beide Fächer erst ordentlich angebaut wurden) jährlich erschienen, aus eigenen Mitteln ankaufen sollen, so hätte meine halbe Besoldung dazu nicht hingereicht. Allein dazu kam mir ein kleiner herrschaftlicher jährlicher Beitrag von 300 fl. gut zu Statten, da der Fonds für die allgemeine Universitäts-Bibliothek zur Zeit zu gering war, um auf das Cameralfach etwas Bedeutendes verwenden zu können. Mein Vorgänger im Amte (der Professor Schlettwein) hatte dieselbe Summe aus der herrschaftlichen Casse schon bezogen, und diese erhielt ich denn auch alljährlich ausgezahlt,

um dafür nach eigener Wahl die zu meinem Zweck erforderlichen Bücher anzuschaffen. Ich legte alle zwei Jahre Rechnung darüber ab, vor einer von mir erbetenen herrschaftlichen Commission.

Da ich im Jahr 1787 noch gar keine brauchbaren Lehrbücher für die Staats- und Cameral-Wissenschaften vorfand, so mußte ich mir mein eigenes System entwerfen, und dieses nach meiner Ansicht so kurz als möglich einrichten: da ich theils die Kürze in jeder Hinsicht liebe, theils auch damals schon die Erfahrung gemacht hatte, daß Weitläufigkeit im Unterricht (oft mit leerem Geschwätz verbunden) eine schlechte Lehrmethode bezeichnet, mithin die Erlernung jeder Wissenschaft erschwert, auch den Zuhörer ermüdet, indem nur dasjenige ihm wirklich nützlich ist, was er verstanden hat und behält. Ich machte mir daher Kürze, Bündigkeit und Klarheit bei meinen Vorlesungen zum Gesetz.

Vier Hauptzweige bildeten mein System der Cameralwissenschaften, nämlich: Politik (Staatslehre), Staats-Polizei, National-Oeconomie und Finanz-Wissenschaft.

Dabei wurde die Statistik der sämmtlichen europäischen Staaten, so wie die Staatskunde der vorzüglichsten deutschen Länder ebenfalls gelesen, indem jedes Semester ein statistisches Collegium gehalten wurde.

Indessen wünschte das damalige Staats-Ministerium (welches viele Sorgfalt für die Aufnahme der Academie hatte, die der Landgraf, welcher die Schriftsteller sehr aufmunterte, auch

zu würdigen wußte), daß ich meine Schriftsteller-Arbeiten, die ich in Dessau schon mit acht verschiedenen Werken begonnen hatte, in Gießen wieder fortsetzen möge; zumal da zu jener Zeit auf der hiesigen Academie nicht viel im Druck erschien. Die würdigen Männer Böhm, Köster, Koch und Baumer waren alt geworden, und die jüngeren Professoren glaubten genug zu leisten, wenn sie ihre Vorlesungen richtig hielten.

Ich hatte nun von Dessau aus noch ein unvollendetes Werk mit nach Gießen herüber gebracht, und zwar das gelehrteste vielleicht von allen denen, die aus meiner Feder geflossen sind: „Ueber die Cultur-Verhältnisse der europäischen Staaten, mit einer Größen- oder Verhältniß-Karte dieser Länder." Leipzig bei Weygand 1792, in gr. 8. In Dessau hatte ich freilich weit mehr Muße als in Gießen, um ein so mühsames Werk auszuarbeiten, welches mit vielen mathematischen Berechnungen und Entwürfen zu einer neuen Sterblichkeits-Ordnung u. dgl. m. versehen, so wie mit vielen Tabellen angefüllt war. Hier mußte ich es deßhalb drei Jahre lang ganz ruhen lassen, um zuerst die Lehrbücher zu meinen Vorlesungen auszuarbeiten. Daß ich diese bisher nicht habe drucken lassen, — so oft man mich dazu aufforderte, — dieß habe ich mir oft selbst vorgeworfen; allein da ich fortdauernd daran änderte und verbesserte, so wurde mit der Herausgabe so lange gezaudert, bis es für meine Vorlesungen zu spät ward. Viel-

leicht kann dieß aber auch jetzt noch geschehen, wenn Gott Leben und Gesundheit mir erhält.

Uebrigens darf ich mir wohl das kleine Verdienst zuschreiben, die Staatslehre (theoretische Politik) gehörig von der Staatspolizei geschieden zu haben, wovon früher vieles unter der Rubrik: Innere Politik, in die Staatslehre mit eingemischt wurde, weil man irrigerweise die Staats-Polizei nur auf die Sicherheits-Polizei beschränkte; gleichsam als ob z. B. die Sanitäts- und Medicinal-Polizei, die Cultur-Polizei u. s. w. gar nicht erforderlich wären *).

Sodann war ich auch einer der Ersten (so viel mir bekannt ist), der die National-Oeconomie völlig von der Finanz-Wissenschaft getrennt, auf den Catheder brachte, wobei ich den leider zu früh verstorbenen Professor Bensen in Erlangen allein als Schriftsteller zum Vorgänger hatte. Wie ich dieses im Jahr 1800 meinem Freunde dem Staatsrath und Professor von Jacob in Halle schrieb, so bezeigte derselbe große Freude darüber, und versicherte, sofort meinem Beispiele folgen zu wollen, selbst in Betreff meines Plans.

Auch stimmt der Staatsrath von Jacob, in seiner Encyclopädie der Staats- und Cameral-Wissenschaften, am meisten mit meinem System überein; so wie unser verdienstvoller Professor Pöliz in Leipzig bei mehreren Veranlassungen meinen Grundsätzen beipflichtete.

*) S. das treffliche Buch: „Henrici Polizei-Wissenschaft", wo dieß bündig auseinander gesetzt ist.

In meiner Finanz-Wissenschaft habe ich übrigens die Regalien nicht weggelassen, weil sie in unserem Staate noch fortbestehen und in Ausübung gebracht werden; wiewohl sie aus den Köpfen der neuesten Wissenschafts-Reformatoren längst verschwunden sind.

Auch die Cameral-Rechnungs-Wissenschaft wurde von mir, dem Wunsche unserer Staats-Regierung gemäß, alle zwei Jahre gelesen. Wenn ich endlich in jedem Semester 3—4 Vorlesungen täglich hielt, und mit den Privatissimis zuweilen 5—6, so war dieß ein Opfer, welches ich der Academie brachte, die zu der Zeit keinen anderen Docenten in dem eigentlichen Cameralfach und in der Statistik hatte, so daß ich länger als 40 Jahre demselben allein vorstand. Daß dieß aber nicht aus Gewinnsucht geschehen, sondern um dem dringenden Bedürfniß abzuhelfen, dieß erhellet schon daraus, daß die schwachen Colleg-Gelder (zu der Zeit nur 6 fl. halbjährig) bei 20 bis 30 Zuhörern nur wenig eintrugen, indem mehr als die Hälfte derselben sie gesetzlich frei zu haben pflegt.

So viel von meiner Catheder-Laufbahn, wobei ich noch bemerke, daß in 45 Jahren kein einziges Collegium von mir unausgelesen blieb, und nur in einem einzigen Semester (Krankheits wegen) dublirt wurde.

Im Sommer 1788 reiste ich nach Ems ins Bad, um einige Unbequemlichkeiten im Unterleibe zu verbannen. Der Ort war größtentheils

Hessen-Darmstädtisch, der kleinere Theil war Nassauisch.

Wiewohl in Ems alles noch nicht so ausgebauet war wie es gegenwärtig ist, so bestand die Badegesellschaft doch aus fürstlichen, gräflichen, adeligen und vielen bürgerlichen Personen aus der Nähe und Ferne. Dort lernte ich unter mehreren trefflichen Männern auch den zuletzt verstorbenen Fürsten Reuß kennen, der noch in k. k. österreichischen Diensten als General stand. Die große Popularität und angenehme Unterhaltungs-Gabe dieses liebenswürdigen Fürsten, gewannen demselben bald alle Herzen derer, die mit ihm in Berührung kamen. Auch war mir die Bekanntschaft des Barons von der Horst (Sohn des preußischen Staats-Ministers in Berlin und Schwager des Grafen von Münster) (jetzt in London) sehr angenehm, da er ein höchst unterrichteter Mann war.

Ein Paar Ausflüge nach Coblenz und Neuwied, mit der liebenswürdigen Frau von Lersner aus Frankfurt und mit der Gräfin von Stollberg aus Dresden (die ihre eigenen Equipagen hatten), waren theils durch deren reizende Gesellschaft interessant, theils aber durch die Bekanntschaften, welche wir zu Coblenz, Ehrenbreitstein und Neuwied machten, so wie durch die Institute und Fabriken, die wir dort besuchten.

Zu der Kur-Gesellschaft gehörte auch die Familie des Burggrafen von Bassenheim, der mich auf sein Landgut jenseit des Rheins einlud, wo ich mit ihm den weitläufigsten Park, den ich je

sah, zu Pferde durchstrich. Die daran gränzenden Waldungen waren durch hübsche Forstanlagen damit in Verbindung gebracht, und in diesen befand sich eine Einsiedelei, die seit mehr als hundert Jahren immer von Eremiten bewohnt wurde. Der Graf hatte heimlich Wein und Erfrischungen dort hinbringen lassen, die den Ermüdeten sehr erquickten, wobei der Einsiedler den Wirth machte.

Auf der Rückreise besuchten wir das Lustschloß Kerlich (den Sommer-Aufenthalt des damaligen Churfürsten von Trier), welches schön und geschmackvoll ist.

In Ems machte ich noch die interessante Bekanntschaft des Grafen Moltke aus Copenhagen, dessen junge liebenswürdige Gemahlin dort von einer angeblichen Wassersucht geheilt werden sollte. Dieß war der Ausspruch ihres Arztes in Copenhagen und des Leibarztes Zimmermann in Hannover. Nur Baldinger erhob Zweifel dagegen, da er gefragt wurde, und mein Freund Sömmering aus Mainz erklärte die Dame schwanger und den Gebrauch des Emser Wassers gefährlich. So war es denn auch. Nach ein Paar Monaten starb die Gräfin und versenkte den trefflichen Gatten in die tiefste Trauer.

Auf der Rückkehr von Ems wurde noch Langenschwalbach und Mainz besucht.

In demselben Herbst machte ich in den Ferien abermals eine Reise, und zwar nach Cassel und Göttingen, um meine älteste Schwester in Nordheim zu besuchen, die dort an den Hannöverischen Rittmeister Wiedebusch, vom 6ten Dra-

goner-Regiment verheirathet war. Diese Reise machte ich mit dem Churhessischen Rittmeister von Cannengießer und seiner Gattin bis nach Cassel, wo wir uns einige Tage aufhielten, ehe mein Schwager dort ankam, um mich, mit seiner Frau, nach seinem Standquartier abzuholen.

Die Merkwürdigkeiten der Stadt Cassel, die Bellevue, der Augarten mit seinem schönen Marmorbade, das an Antiquitäten so reiche Museum, das schöne Schloß und die prächtigen Wasserkünste zu Wilhelmshöhe, so wie die dortige Löwenburg, sind so vortrefflich und vielfach beschrieben, daß es überflüssig wäre mich dabei aufzuhalten.

Ich machte dort die Bekanntschaft von ein Paar Männern, die mir, Jeder in seiner Art, höchst interessant waren; nämlich des Staats-Ministers und Generallieutenants Hrn. Grafen von Schlieben und des Prof. Casparson. Da Letzterer mich bei dem Grafen von Schlieben einführte, so bemerke ich hier, daß Casparson ein sehr unterrichteter, achtbarer und gefälliger Mann war, der den allgemeinen Gelehrten-Cicerone (im edelsten Sinn des Worts) in Cassel machte. Da er die größte Popularität, so wie eine anerkannte Wahrheitsliebe besaß, so wurde er von Jedermann aufgesucht und geschätzt.

Graf von Schlieben war eben sowohl Staatsmann als Militär; dabei ein Gelehrter und Schriftsteller, und ein eben so feiner als liebenswürdiger Weltmann. Sein treffliches Buch (Geschichte der Familie von Schlieben ꝛc. 1787. 2 Bde.) hat ihn durch die darin gezeigten gründlichen

Geschichts-Kenntnisse sowohl, als durch die treffliche Darstellung, mit Recht in der gelehrten Welt berühmt gemacht. Er ging bald darauf in k. preußische Dienste, wo er sich unter Andern durch sein kluges Benehmen bei der Besetzung des Bisthums Lüttich Verdienste erwarb; wenn gleich seine Operationen durch das entgegenwirkende österreichische Einschreiten gestört wurden, welches er, auf Befehl des k. preußischen Hofes, nicht militärisch entkräften durfte.

Auch den berühmten Geheimerath Dr. Baldinger (Professor primarius der medicinischen Facultät zu Marburg), lernte ich zu der Zeit zufällig in Cassel zuerst kennen, und knüpfte eine dauernde Freundschaft mit ihm an. Baldinger hatte ein sehr abstoßendes Aeußere, dabei aber so vielen inneren Gehalt, eine so weit umfassende Gelehrsamkeit und ächt deutsche Redlichkeit, daß man ihn trotz seiner rauhen Sitten hochachten mußte, wenn man ihn genau kannte. Als practischer Arzt berühmt, war er so freimüthig, daß er dadurch oft sehr mißfiel, wenn er die Wahrheit zu treffend und zu derb aussprach. Deßhalb wurde er, als Leibarzt des Landgrafen Friedrich von Hessen-Cassel, sofort nach dem Tode dieses Fürsten, von dem Nachfolger desselben nach Marburg versetzt, wo er als öffentlicher Lehrer glänzte. Baldinger hatte auswärts eine große Celebrität, und eine durch ganz Europa ausgedehnte Correspondenz, auch eine herrliche Bibliothek. Dabei war er äußerst dienstfertig und gefällig, ehrte jedes Verdienst, wo er es fand, geißelte aber auch

mit bitterem Spott jeden Stümper und Prahler in der gelehrten so wie in der politischen Welt, der mit ihm in Berührung kam, ganz unbarmherzig.

Der Graf von Schlieben erzählte mir, daß Baldinger einst als Leibarzt, im Beiseyn des ganzen Hofes, dem Landgrafen Friedrich eine derbe Lection gegeben habe über seine große Gallomanie und tiefe Verachtung der deutschen Schriften. Dieser übrigens einsichtsvolle und edeldenkende Fürst hatte die Schwäche, Friedrich II. darin nachzuahmen, und wohl gar noch übertreffen zu wollen, daß er die französische Literatur allein hochschätzte, wiewohl er sonst überhaupt Gelehrsamkeit ehrte. Auch unterhielt er selbst ein französisches Theater in Cassel. Am dortigen Carolino illustri waren zu der Zeit Dohm, Mauvillon, Georg Forster und andere berühmte Männer mehr. Letzterer war eben erst von seiner Reise um die Welt zurück gekommen, und hatte seine schätzbare kleine Schrift über den Brodbaum 2c. herausgegeben, welche er dem Landgrafen dedicirte. Dieß Buch lag vor ihm, als Baldinger in das Cabinet trat, wo viele seiner hohen Staatsdiener versammelt waren. Der Landgraf frug nun, ob Jemand diese neue Schrift von Georg Forster gelesen habe? — Auf die Antwort Nein, entgegnete der Landgraf: „Nun, ich werde sie auch „nicht lesen; denn welcher Fürst wird deutsche „Bücher lesen?“ Darauf sagte Baldinger sehr laut und nachdrücklich: „Kaiser Joseph liest sie!“ und damit machte er einen tiefen Bückling und

ging fort. „Nun, — sagte der Landgraf, dann „muß ich sie ja wohl auch lesen; denn der Kai„ser Joseph ist ein größerer Mann als ich. — „Indessen war diese Lection doch ein wenig herb „und derb; man darf aber seinem Leibarzt nichts „verübeln, am wenigsten dem Baldinger."

In Göttingen, welches ich damals zum ersten Mal sah, besuchte ich sogleich den Hofrath Heyne, mit welchem ich schon ein Paar Jahre vorher in Briefwechsel gestanden hatte. Heyne war damals noch ein sehr rüstiger Mann, der bei angehenden Gelehrten Interesse zu erwecken verstand. Ob auch Vertrauen? — Das ist eine andere Frage. Dazu war er zu anmaßend. Er hat um die Universität zu Göttingen sich große Verdienste erworben. Sein Vertrauen hatte ich ziemlich gewonnen, denn er hat noch mehrmals mit mir correspondirt, während der Zeit, daß Göttingen unter der westphälischen Regierung stand, mit deren Regiment er eben nicht zufrieden zu seyn schien. Sein Einfluß in Hannover war im Jahr 1788 noch bedeutend genug, um mich zu einem Ruf nach Göttingen bei einer entstehenden Vacanz in meinem Fache empfehlen zu können; wiewohl es in der Folge dessen nicht mehr bedurfte, da ich in Hannover selbst persönlich mit den Ministern bekannt wurde. Schlözer bekleidete die Professur, die ich einmal zu erhalten wünschte. Dieser war aber 1789 noch sehr rüstig. Er bat mich, wie ich ihn besuchte, zu einem herrlichen Feste, das er am folgenden Tage gab, wo grade seiner Gattin Geburtstag einfiel. Seine schöne

und geistreiche Tochter war zu der Zeit vielleicht 18 Jahre alt. Sie gefiel ungemein durch ihren lebhaften Geist und jugendliche Fülle. Ich führte am folgenden Abend das Fräulein in das öffentliche Concert, und würde sie auch am dritten Tage auf einen Ball begleitet haben, wenn ich nicht auf einem Familienfeste an diesem Tage in Cassel hätte erscheinen müssen, wozu ich mich verpflichtet hatte.

Einen Mittag speiste ich mit dem Hofrath Schlözer bei den englischen Prinzen. Dort sprach Schlözer wenig, aber gut; das Gegentheil war mit dem Professor Feder der Fall, der auch gegenwärtig war.

Die Bekanntschaft des würdigen Generals Mallorty, Gouverneur der drei englischen Prinzen in Göttingen, war mir äußerst interessant. Dieser vortreffliche Mann schien recht zu einem solchen Posten geeignet zu seyn. Seine hohe und edle Gestalt imponirte schon; seine schöne Sprache und sein ruhiger fester Blick kündigten einen Mann von Energie und Characterstärke an. Diese hat er denn auch bei mehreren Gelegenheiten in Gießen gezeigt, bei seinen Eleven. So hatten diese z. B. die Wachstuch-Tapeten im Diederichschen Hause, wo sie wohnten, Streifenweise ganz von den Wänden abgeschnitten, so daß die Lappen herabhingen. General Mallorty machte ihnen keine Vorwürfe darüber, schien es im Gegentheil ganz zu ignoriren, und befahl der Dienerschaft dasselbe zu thun. So blieben denn die Tapeten-Lappen mehrere Tage in den Wohnzim-

mern der Prinzen hängen, wiewohl zu der Zeit die Privatissima von Professor Lichtenberg u. a. m. darin gehalten wurden. Dieß machte mehr Eindruck, als alle Vorstellungen je gethan haben würden. Die Tapeten wurden endlich wieder herzustellen erlaubt, — und zwar auf Kosten derjenigen, welche sie zerschnitten hatten, — ohne ein Wort darüber zu verlieren. An der Tafel lernte ich die Lebhaftigkeit dieser jungen Prinzen zu verschiedenen Zeiten kennen, so wie des Jüngsten 1796 zu Pyrmont noch besonders.

Von den damaligen Professoren in Göttingen besuchte ich noch den Hofrath Kästner, bei welchem ich mich vorher hatte ansagen lassen. Dieser würdige Mann empfing mich an der Thür seines Hauses im Schlafrocke, den er in demselben immer zu tragen pflegte, und führte mich in sein Wohnzimmer, wo zwei Quart-Bouteillen Rheinwein und zwei Gläser auf dem Tische standen. Auf meine Weigerung das mir bestimmte Glas anzunehmen, da ich eben von der Tafel der englischen Prinzen komme, und überhaupt ein schlechter Weintrinker sey, erwiederte Kästner: „Ei „warum nicht gar! — man weiß doch, daß Gie„ßen ein nasses Clima hat, und daß die dortigen „Professoren gute Zecher sind, also werden Sie „auch wohl keine Ausnahme davon machen."

Der Witz dieses liebenswürdigen Manes war immer so treffend, und seine Satyre so wenig bitter und schneidend, daß ich ein Paar frohe Stunden bei ihm zubrachte. Am folgenden Tage zeigte mir derselbe treffliche astronomische Instru-

mente auf dem durch die Zeit sehr baufälligen Observatorio, in eigener Person. Von ihm ging ich zum Hofrath und Professor Lichtenberg, der eben, am Schluß des Semesters, Nachmittags um 6 Uhr, seinen Catheder verließ. Der Bediente hatte mich in das anstoßende Zimmer geführt, dessen Thüre unmittelbar auf den Catheder leitete. Wie die Zuhörer aus einer anderen Thüre hinausgingen, kam Lichtenberg auch von seinem fünf Stufen erhabenen Lehrstuhl herab, und fiel seinem Bedienten ohnmächtig in die Arme, der ihn schnell auf das Canapee hinstreckte. Ich wollte mich entfernen, weil ich glaubte, Lichtenberg bekäme Convulsionen, und lästig zu seyn fürchtete; der Bediente versicherte mir aber, daß dieser Zustand jedesmal nach den Vorlesungen eintrete und immer schnell vorüber gehe. Dieß war denn auch jetzt der Fall; Lichtenberg lebte bald wieder auf, und ich brachte einen frohen Abend bei ihm zu. Sein Witz strömte viel stärker und war beißender und schneidender als bei Kästner. Diese geistreichen Männer waren mehr als die meisten Gelehrten über Vorurtheile erhaben, welches ich auch mit Recht von dem Hofrath und Professor Eichhorn, den ich bei Schlözer kennen lernte, behaupten kann.

An dem Hofrath und Professor Blumenbach fand ich einen höchst jovialen Gelehrten, der mich gütig aufnahm, seine merkwürdige Schädelsammlung zeigte, und mit mir das Museum besuchte. Ich lernte auch die liebenswürdige Familie dieses gegen mich so freundlich sich beweisenden Mannes

damals kennen. Den Professor der Anatomie, Hofrath Wrisberg, besuchte ich ebenfalls, und fand bei diesem vielseitig gebildeten Manne eine Landkartensammlung, die außer ihm keine Privatperson in Göttingen besaß. Man zeigte mir auf der Universitäts-Bibliothek einige große Rollen Landkarten, aus Italien und Paris gesandt, die seit mehreren Monaten schon angekommen, aber noch nicht entsiegelt waren. Darüber klagte Heyne sehr. Das Landkarten-Studium hatte damals, außer dem Professor Heeren, wenig Liebhaber unter den Professoren.

Nach meiner Zurückkunft in Gießen nahm ich mein Werk „über die Cultur-Verhältnisse der europäischen Staaten" wieder vor, um es zu vollenden, welches jedoch erst 1792 erschien. Die mit diesem Buche verbundene Größen- oder Verhältniß-Karte von Europa hatte mancherlei Schicksale, die ich hier nicht ganz unberührt lassen kann.

Die neue Idee, durch Quadrate den Flächen-Inhalt der Länder darzustellen, fand im Jahr 1783, wie ich meine erste Zeichnung davon herausgab, einen so unerwarteten Beifall, daß die ganze Auflage der von mir damals entworfenen sogenannten Größen-Karte von Europa in einem Jahr abgesetzt, darauf von mir sofort umgearbeitet wurde, und unter dem Namen „Verhältniß-Karte der europäischen Staaten" aufs Neue erschien. Letztere wurde zu gleicher Zeit von mir

in das Französische, in das Englische und selbst (auf Verlangen) in das Holländische übertragen.

Die Karte hatte das Eigenthümliche und Neue, daß man den Flächenraum der europäischen Staaten in der Art darauf übersehen konnte, wie sie stufenweise aufeinander folgten. Eben dieß war in Betreff der Bevölkerung der Fall. Diese Idee nun, beides durch Zeichnung auf einem Blatt darzustellen, machte zu der Zeit weit mehr Aufsehen als ich erwartete, und fand eben ihrer Neuheit und der Leichtigkeit der Uebersicht wegen, vielen Beifall. Es war ein Kind des dessauischen Philanthropins, wo man beim Unterricht alles zu versinnlichen und anschaulich zu machen suchte. Das deutsche Original ging reißend ab.

Bei der französischen Uebersetzung wurden die geographischen Quadratmeilen, die auf der deutschen Karte zum Grunde lagen, in Lieues-quarrés verwandelt, die sich bekanntlich zu den deutschen wie 25 zu 9 verhalten.

Auf der englischen Karte, wo 15 deutsche Meilen = 69⅕ englische ausmachten, war dieß Verhältniß der deutschen zu den brittischen Quadratmeilen wie 1 zu 21⁷⁄₉, welches allerdings eine mühsame Berechnung gab, aber doch eine leichte und schnelle Uebersicht für den Leser gewährte.

Ich hatte in Dessau die Bekanntschaft des Oberbergraths Rosenstiehl aus Berlin gemacht, dessen Bruder Secretaire Interprète du Roi zu Paris war. Letzterer legte meine französische

Verhältniß-Karte dem damaligen Staats-Minister der auswärtigen Affairen in Paris, dem Grafen von Vergennes vor, welcher sie als Zeichnung für das Kabinet des Königs bestimmte, und mir 80 Schild-Louisd'or dafür zusichern ließ. Ich hatte die Karte in der Kanzlei des k. preußischen Staatsministers von Schulenburg Kehnert in Berlin schön copiren lassen durch den dortigen berühmten Zeichner Schulze, der zugleich eine äusserst schöne Hand schrieb. Vergennes starb aber gleich darauf (wie man behauptet an Gift), und der Nachfolger desselben blieb mir die Zahlung schuldig. Dieß war im Jahr 1787.

Dreißig Jahre nachher, nämlich 1817, wurde die deutsche Karte mit einigen Veränderungen als Begleitung zu meinem statistischen Werke über Europa von mir neu aufgelegt, und damals eine neue Zeichnung und Uebertragung in das Französische davon gemacht, wofür mir das französische Gouvernement 1000 Livres durch den k. französischen Gesandten am Bundestage, Hrn. Grafen von Reinhardt, auszahlen ließ.

Mit der ersten Uebertragung dieses Blatts in das Englische im Jahr 1787, wobei der berühmte Georg Forster den Text übersetzt hatte, ging es beinahe eben so unglücklich, wie mit der französischen unter Vergennes. Sie wurde von Dessau aus dem damaligen Vicekönig von Ireland, dem Herzoge von Ruthland, durch einen Mann aus Dessau übergeben, der bei ihm in Diensten war, und welchen der Vicekönig sehr schätzte. Der Herzog ließ mir durch den Gouver-

nements-Secretair Orde schreiben: daß er meine Karte sehr gern aufgenommen habe, und dieselbe patronisiren würde, auch bei der nahe bevorstehenden Eröffnung des Parlaments in Dublin eine Subscription à 1 Guinée für das Exemplar darauf eröffnen lassen würde. Man hoffe mir 200 Subscribenten zusichern zu können. Der Herzog selbst subscribirte sogleich 20 Guinéen für seine Person. Das Unglück wollte aber, daß er, (nämlich der Herzog von Ruthland,) 14 Tage darauf durch einen Sturz seines Pferdes auf der Jagd den Hals brach, und ich erhielt keine weitere Nachricht über das Schicksal meiner Karte, so wenig als die geringste Vergütung für dieselbe. Die Ursache war vielleicht die schnelle Abreise des Hrn. Orde nach Jamaica, wo er einen anderen Posten erhielt.

Indessen sollten doch mein Fleiß und meine Bemühungen nicht unvergolten bleiben, wenn gleich erst 30 Jahre später. Der König von Großbritannien Georg IV. ließ sich 1818 eine neue Zeichnung von meiner Hand mit einer englischen Uebersetzung des Textes auf dieser Karte vorlegen, und zwar auf Veranlassung des Grafen von Münster, des ersten k. hannöver'schen Staats-Ministers, welcher in London residirt. Dieser war in Dessau mein Zögling gewesen, und beehrte mich 1818 bei seiner Durchreise durch Gießen mit seinem Besuche. Die Karte wurde in London auf Kosten des berühmten Karten-Herausgebers Arrow-Smith ganz vortrefflich gestochen, und Georg IV.

dedicirt, welcher mir ein ansehnliches Geschenk dafür zustellen ließ.

Die holländische Uebersetzung dieser Karte war von meinem Gönner und Freunde, dem verstorbenen Prinzen-Hofmeister Euler im Haag (dem Erzieher des jetzigen Königs der Niederlande) gewünscht worden, um sie dem damaligen Erb-Statthalter Wilhelm IV. zu übergeben. Dieß fiel aber gerade in die unglückliche Epoche, wo dieser Fürst nach Deutschland auswanderte, und sich im Herzogthum Nassau niederließ, woher ich denn später aus Diez (wo der Erb-Statthalter eine Zeit lang residirte) ein eigenhändiges Schreiben von Höchstdemselben erhielt, worin mir die Zufriedenheit mit diesem Blatte aufs gnädigste bezeugt, zugleich aber bedauert wurde, daß in der damaligen politischen Lage meine Arbeit nicht so, wie sie es verdiente, belohnt werden könne, dagegen man sich dieses für die Folge auf das Gewisseste vorbehalte. Allein der Fürst ist darüber im Ausland gestorben.

Im Jahr 1790 starb der Landgraf Ludwig IX. im Anfange Aprils zu Pirmasenz im Elsaß; welches damals noch dem landgräflichen Hause von Hessen-Darmstadt gehörte, und wo dieser Fürst, welchem die Residenz zu Darmstadt nicht zusagte, seit vielen Jahren sich aufhielt.

Ludwig IX. besaß viele Regenten-Tugenden. Er liebte die Wahrheit über Alles, und übte Recht und Gerechtigkeit ohne alle Rücksicht auf

Geburt, Stand und Person. Damit vereinte Derselbe Menschenkenntniß, Edelmuth und Menschenfreundlichkeit, so daß er jedem Talent und jeder guten That, die in seinen Bereich kamen, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Hatte dieser Regent sich einmal von der Richtigkeit und Nützlichkeit einer Sache überzeugt, und sich für dieselbe erklärt, so brachte keine Cabale noch List (welcher Art sie seyn mochte), den festen Mann je davon zurück. Er hielt ritterlich sein Wort, und man konnte fest darauf bauen.

Dieser Fürst war lange k. preußischer General von der Infanterie gewesen; daher seine Vorliebe für das Militär, besonders große und schön gewachsene Soldaten. Auch hielt er (sonderbar genug) eine treffliche Garde in Pirmasenz, und ließ dort (noch sonderbarer) ein vorzüglich schönes und großes Exerzierhaus bauen, welches, obgleich ohne Säulen, doch das obenerwähnte in Darmstadt an Größe noch übertrifft. Da derselbe alle militärischen Wissenschaften und die dahin gehörigen Plane, Zeichnungen und Karten sehr schätzte, so erwarb ich mir bald die höchste Gunst durch eine von mir verfertigte Zeichnung von der damals noch nicht gestochenen Verhältnißkarte von Europa.

In Pirmasenz sah ich diesen edlen Fürsten 1789, wo außer dem starken Militär fast kein Hofstaat vorhanden war, und wo die ganze Umgebung des Landgrafen nur aus Officieren und aus einem einzigen Cabinetsrath bestand, wel-

cher Alles vortrug, und Alles ausfertigte, was der Regent beschloß.

Ludwig IX. war in seinen letzten Jahren meist kränklich, daher fand in Pirmasenz selten Hoftafel Statt; wohl aber mußte der Cabinets-Rath oft Fremde auf herrschaftliche Kosten bewirthen. Eine Art von Casino für die Officiere wurde auf der dortigen schönen Hauptwache angelegt.

Dieser Landgraf zog den Adel gar nicht hervor, wenn er sich nicht durch wahre Verdienste auszeichnete. Sein Ministerium bestand, den Hrn. v. Hesse ausgenommen, aus Bürgerlichen, und diesem wurde nur deßhalb der Adel ertheilt, weil er in einer wichtigen Angelegenheit nach Wien geschickt wurde. Die Minister mußten alle bedeutende Sachen nach Pirmasenz schicken und dem Fürsten vorlegen lassen zur Entscheidung oder zur Bestätigung. Denn Ludwig IX. regierte selbst, und litt nicht, daß sein Ministerium eigenmächtig handelte. *) So sehr indeß auch Gerechtigkeit

*) Ein Beispiel der Gradheit dieses Fürsten mag hier stehen: Ein angehender Studiosus, der sehr arm aber fleißig und sittlich war, hatte vergeblich ein Stipendium bei dem Staatsministerium in Darmstadt gesucht, nnd begab sich nun nach Pirmasenz, um den Fürsten selbst darum zu bitten. Er zeigte gute Zeugnisse vor, und bekam hier ein Decret mit der eigenhändigen Unterschrift des Souveräns, worin ihm die vacante Stelle an dem Universitäts-Freitisch (wo es damals 40 Stellen gab) zugesichert wurde. Wie dieß dem Ministerium präsentirt wurde, so schickte dasselbe das Decret nach Pirmasenz zurück, mit der Entschuldigung: daß diese Stelle schon seit 8 Tagen an einen hoffnungsvollen Sohn eines würdigen Staatsdieners in Darmstadt von dem Ministerium sey vergeben worden.

und Milde gegen die Unterthanen unter seiner Regierung herrschten, so war es doch ein übler Umstand, daß seine Residenz so sehr entfernt war, weil dieß den Fürsten verhinderte, Manches mit eigenen Augen zu sehen; daher mußte, (namentlich in den letzteren Regierungsjahren) wie derselbe fortdauernd kränkelte, Vieles dem Cabinets-Rath und dem Ministerium überlassen werden. Zwar half der Landgraf jeder Unregelmäßigkeit ab, sobald sie nur zur Sprache kam; dazu mußte man sich aber unmittelbar an Ihn selbst nach Pirmasenz wenden, und dieß wagte nicht Jedermann. Auch konnte man es, — theils der Entfernung wegen, theils weil die Umgebung des Fürsten es oft verhinderte, — nicht immer durchsetzen. Der bekannte Prozeß, welcher mit dem ehemaligen hessen-darmstädtischen Staatsminister, Freiherrn Carl von Moser, geführt wurde, war ein redender Beweis, wie sehr dieser gerechtigkeitsliebende Fürst von seinen Umgebungen zuweilen irre geleitet wurde, *) obgleich er durchaus gerecht, mild und gut war.

Der Fürst rescribirte: Mein Protegé bekommt die vacante Stelle am Freitisch unbedingt, und kein Anderer; übrigens ist es mir angenehm gewesen, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß ich sehr verdiente Staatsdiener in Darmstadt besitze, und daß diese hoffnungsvolle Söhne haben.

Ludwig.

*) Sein Nachfolger Ludwig X. cassirte bei seinem Regierungs-Antritt sogleich das ganze Verfahren gegen Frhrn. Carl von Moser, und machte alles wieder gut, so weit dieß möglich war; seine verlorene, durch Gram und Kummer zerstörte Gesundheit konnte ihm aber nicht wieder gegeben werden. Moser starb bald darauf. Unter der neuen Re-

Den 6. April 1790 starb Ludwig IX. und der Erbprinz, sein Sohn, trat sofort als Ludwig X. die Regierung an. Mit derselben begann eine neue Epoche für die Staats-Verwaltung des hessen-darmstädtischen Landes; da der junge Fürst weit ausgebildeter war, als es gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt. Für die Cultur der Wissenschaften und schönen Künste ging vorzüglich eine neue Sonne auf, da Ludwig X. als Kenner und Beschützer derselben, sie auf alle Art aufmunterte. Vorzüglich beförderte er auch die Musik, woran er als Kunstrichter persönlich Antheil nahm.

Ludwig X. residirte zu Darmstadt, also in der Mitte seiner Unterthanen, war daher im Stande mehr mit eigenen Augen zu beobachten, was in seinem Lande vorging, als dieß Ludwig IX. zu Pirmasenz möglich gewesen war.

Kaiser Joseph II. war den 20. Febr. 1790 gestorben, und es war eine neue Kaiserwahl nach Frankfurt ausgeschrieben; woselbst der Großherzog von Toscana, Leopold II., der Bruder des verstorbenen Kaisers, gewählt werden sollte. Diese Feierlichkeit, eben so groß als selten, mußte den Wunsch in mir erregen, derselben beizuwohnen, da dieß für mich, — wie ich hoffen durfte, — eben so nützlich und lehrreich als angenehm seyn konnte; wie es denn auch wirklich der Fall war.

Woher aber das Geld zur Bestreitung eines

---

gierung fielen alle solche Verirrungen und Bestechungen, welcher Art sie auch seyn mochten, gänzlich weg.

kostspieligen Aufenthalts von mehreren Wochen in Frankfurt nehmen? — Mein damaliger Professors-Gehalt von 900 fl. und die geringen Collegien-Gelder konnten dieß nicht gewähren, und eigenes Vermögen hatte ich nicht, wohl aber einige Schulden. Die Aushülfe war indessen bald gefunden. Ein verbindliches Schreiben an den Grafen von Löben, den chursächsischen Staatsminister in Dresden, den ich 1783 dort persönlich hatte kennen lernen, und welcher einer von den drei öffentlich zur Kaiserwahl ernannten chursächsischen Gesandten, und zwar die Hauptperson dabei war, verschaffte mir sofort die Aufnahme in diese Gesandtschaft zu Frankfurt als Gelehrter a consiliis. Der hessen-darmstädtische Hof gab mir dazu die Erlaubniß, und einen Urlaub auf sechs Wochen. Ich erhielt für mich und meinen Bedienten freie Wohnung in dem Quartier der Stadt, welches der sächsischen Gesandtschaft zur freien Disposition ihres Gesandtschafts-Personals angewiesen war. Sodann hatte ich meinen Platz Mittags und Abends an der großen prächtigen Gesandtschafts-Tafel in dem Hotel des chursächsischen ersten Botschafters. Hiezu kamen noch mehrere Freibillette für die Kirche und Eins für das Chor, bei der Wahl und Krönung des Kaisers, wovon das Stück von denen, die sie kaufen mußten, mit mehreren Carolins bezahlt wurde. Entrée-Billette für das Chor konnte außer dem Gesandtschafts-Personale schwerlich Jemand erhalten, und für das Conclave gar nicht.

In der That hatte Deutschland kein impo-

santeres Schauspiel aufzuweisen als seine Kaiser-Wahlen, wobei außer dem zu wählenden Fürsten, die drei geistlichen Churfürsten und so viele weltliche regierende Fürsten, (1790 z. B. 21), nebst so manchen apanagirten Prinzen, Grafen u. s. w. gegenwärtig waren. Die Anzahl Adeliger, geistlichen und weltlichen Standes, war ungemein groß, und man erstaunte über die Menge von geistlichen Stiftern, Prälaturen und Behörden in Deutschland, welche durch die Menge von vornehmen katholischen Geistlichen, die sich in dem Gefolge der Gesandten befanden, angekündigt wurden. Noch zahlreicher erschien dabei der weltliche Adel, in großer Pracht; so wie denn auch die Anzahl der Staatsdiener und Gelehrten aller Art so groß war, daß man glaubte, ganz Deutschland habe seine Räthe sämmtlich nach Frankfurt gesendet. Von Gelehrten hatte jede Gesandtschaft ein Paar a consiliis, von welchen der ehrwürdige Pütter aus Göttingen der Senior war. Jede Gesandtschaft hatte einige zwanzig Kutschen, mit vier oder sechs Pferden bespannt, (Churmainz z. B. 26 sechsspännige Kutschen) in ihrem Gefolge. Diese fuhren bei den Aufzügen zur Wahl und Krönung vor den Gesandtschafts-Wagen her, wiewohl auch bei der Krönung eine große Anzahl Cavaliere, Gelehrte und Officianten, vor dem Wagen eines jeden Gesandten hergingen in gestickten Kleidern mit Orden und Sternen. Die königl. böhmische Gesandtschaft hatte z. B. 105 Personen in ihrem Gefolge (1792), und verzehrte in Frankfurt

während der Kaiserwahl und Krönung von Franz II. mehr als 1,100,000 fl.

Für mich war es sehr interessant, die Bekanntschaft so mancher berühmten und merkwürdigen Männer machen, auch alte freundschaftliche Verhältnisse mit den vorzüglichsten Köpfen meiner Zeitgenossen wieder anknüpfen zu können.

Das Wichtigste für mich bei dieser Kaiser-Krönung (deren Ceremonien Göthe so schön beschrieben hat) war die ungesuchte und ganz unerwartete Privat-Audienz, welche ich bei Sr. Maj. dem Kaiser Leopold II. zu erhalten das Glück hatte. Dieß geschah auf folgende Art. An der chursächsischen Gesandtschaftstafel, an welcher täglich 40 — 50 Personen der höchsten Stände, und Mitglieder der vielen Gesandtschaften speisten, lernte ich unter Anderen auch mehrere sehr gebildete österreichische Stabsofficiere kennen, die mich mit ihrem Wohlwollen beehrten. Unter diesen war mir ein junger Graf von Collowrath, Rittmeister von der Cavallerie und Mitglied der damals bei der Kaiserkrönung in Frankfurt fungirenden k. k. österreichischen Noble-Garde, vorzüglich lieb geworden, so daß wir täglich im römischen Kaiser zusammen kamen, und sehr vertraut mit einander wurden. Einige Tage vor der Abreise des Kaisers lud mich der Graf v. Collowrath ein, den folgenden Morgen um 8 Uhr im k. k. Palais zu erscheinen, und mit ihm und seinen Kameraden, den Officiers von der Noble-Garde, welche dort die Wache bezogen, eine Tasse Chocolade zu trinken, weil es das letzte Mal wäre,

daß sie dort aufziehen würden. Ich erschien, und wurde von dem ganzen dort versammelten Officierkorps der k. k. Noble-Garde, da mich Alle schon kannten, sehr freundlich aufgenommen. Sie sagten mir aber, der Graf von Collowrath habe sich gestern um eine Stunde verrechnet; er stehe jetzt gerade auf seinem Posten vor der Thür des k. k. Cabinets mit noch einem Kameraden, und komme erst um 9 Uhr ab, wo dann die Chocolade getrunken würde. Ich bat nun, mich bis dahin frei zu lassen, um noch vorher einige Abschiedsbesuche bis 9 Uhr abmachen zu können, wo ich dann pünklich wieder erscheinen würde. Dieß wurde aber nicht zugegeben, da der Graf v. Collowrath, der viel bei ihnen zu gelten schien, ihnen ausdrücklich das Versprechen abgenommen habe, mich nicht wegzulassen. Bei meiner steigenden Ungeduld sagte Einer von den Officieren (indem er seinen großen Federhut von der Wand nahm und aufsetzte): Gut, ich will den Grafen von Collowrath auf einen Augenblick von seinem Posten ablösen, der mag dann selbst mit Ihnen reden. Ich sah nun wie dieser durch den langen Saal ging, der das Zimmer der Officiere von dem Cabinet des Kaisers trennte, und wie er dem Grafen von Collowrath die große Hellebarde ababnahm, die er, an der Thüre des k. k. Cabinets, in der Hand hielt, und demselben dabei ein Paar Worte ins Ohr sagte.

Der Graf kam nun eilig zu uns und sagte: Crome, Sie dürfen mir nicht weggehen bis ich abkomme von dem Posten, um 9 Uhr. Wie ich

dagegen protestirte, und um eine halbe Stunde Urlaub bat, so sagte der Graf: Nein, das darf nicht geschehen, Sie kommen mir wohl nicht so bald wieder; ich will Ihnen unterdessen schon Beschäftigung verschaffen: und damit lief er fort, zu seinem Posten zurück.

In dem vorbemeldeten Saal stand nun eine ungemein große Anzahl von Hof-Cavalieren, Ministern, Generälen u. s. w., mit Sternen und Bändern aller Art geziert, in einer doppelten Reihe, zwischen welcher der Ober-Hofmeister, Fürst von Rosenberg, auf und abging. Dieser meldete die Personen zur Audienz bei dem Kaiser, und führte sie in das Cabinet ein, wenn sie angenommen waren. Diesen hatte der Graf v. Collowrath im Vorbeigehen gebeten, mich bei dem Kaiser zu einer Privat-Audienz zu melden, welches derselbe sofort auch that. Fürst Rosenberg kam nun nach einer kleinen Weile in das Officier-Zimmer zu uns und frug: Ist hier ein Professor? — Ja, sagten die Officiere, da steht er, und zeigten auf mich. Der Fürst von Rosenberg sagte darauf zu mir: Ich habe Sie auf Graf v. Collowraths Verlangen bei Sr. Majestät dem Kaiser angemeldet, und Allerhöchstderselbe hat Sie angenommen. Jetzt ist der Fürst von Thurn und Taxis noch in dem Cabinet, sobald dieser heraus kommt, kommen Sie vor. Wie der Fürst sah, daß ich über diese unerwartete Nachricht erblaßte, fügte er noch freundlich hinzu: Ich komme dann selbst, und hole Sie hier ab. Kaum war er weggegangen, so sagte ich zu den Officieren: Nein,

meine Herren, dieser Spaß geht doch zu weit; ich habe bei dem Kaiser nichts zu suchen und Ihm nichts vorzutragen. Ei, antworteten sie mir, ein Gelehrter, wie Sie, weiß immer etwas vorzutragen, Sie werden sich zu helfen wissen und gut aus der Affaire ziehen. Ich steckte nun den Kopf aus dem Fenster, um Luft zu schöpfen, sammelte meine Gedanken, und mein Entschluß ward bald gefaßt.

In dem Augenblick kam auch schon der Fürst Rosenberg zurück, um mich abzuholen. Er faßte mich freundlich bei der Hand, wie er sah, daß ich sehr befangen war, und führte mich durch die lange Reihe von Staatsmännern, Generalen ꝛc. den großen Saal hindurch in das k. k. Cabinet, vor dessen Thüre noch der Graf von Collowrath mit seiner Hellebarde auf seinem Posten stand, mich freundlich begrüßte, und mir lächelnd zuwinkte.

Der Kaiser kam mir im Cabinet einige Schritte entgegen, und ich redete ihn (nach drei tiefen Verbeugungen) mit eben so zuversichtlicher als ehrfurchtsvoller Miene an, indem ich dem Monarchen im Namen aller Gelehrten unseres deutschen Vaterlandes den ehrerbietigsten Glückwunsch zu Allerhöchstdessen Thronbesteigung zu Füßen legte, und zugleich im Namen meiner Zeitgenossen die allgemeine Freude ausdrückte, und die dankbare Anerkennung des hohen Glücks, einen Monarchen auf dem Kaiserthron zu erblicken, welcher in Toscana schon durch seine eben so weise Gesetzgebung, als wohlthätige Regierung überhaupt,

den Dank der Mit- und Nachwelt sich erworben, so wie durch seine herrliche Schrift über die Criminal-Gesetzgebung einen unsterblichen Ruhm in der gelehrten Welt als Legislator sich gesichert habe.

Dieß wurde alles sehr gnädig aufgenommen, und namentlich schien die Anführung der Schrift über die Criminal-Gesetzgebung mit Wohlgefallen bemerkt zu werden.

Nach einigen Fragen des Kaisers über meinen Posten in Gießen und über die von mir herausgegebenen Bücher, (unter denen das Werk „Ueber die Größe und Bevölkerung der europäischen Staaten," Dessau 1784, Allerhöchstdemselben in Toscana bekannt geworden war,) legte der Kaiser mir die bestimmte Frage vor: was mir in seiner Schrift über die Criminal-Gesetzgebung als merkwürdig aufgefallen sey? — oder, wie der Monarch sich ausdrückte, was mir darin gefallen oder mißfallen habe?

Ich erwiederte freimüthig, daß mir drei Punkte in dieser Schrift vorzüglich merkwürdig erschienen seyen, nämlich zuerst die Aufhebung der Todesstrafe, zumal in einem italienischen Staate. Der Monarch versetzte sofort: Ich hatte meine Toscaner vorher Jahre lang zur Ehrliebe und Rechtlichkeit gewöhnt und gleichsam erzogen, ehe ich die Todesstrafe aufhob. Deßhalb sagte auch Jedermann in Toscana, wenn ein bedeutendes Verbrechen bekannt wurde: das hat gewiß kein Toscaner begangen, sondern ein Römer oder ein

Piemonteser, und das war in der Regel auch der Fall. Ich werde Ihnen eine Tabelle von Wien aus schicken lassen, woraus Sie ersehen werden, wie die Verbrechen in Toscana von 1765 bis 1790 allmählig jährlich abgenommen haben, und zuletzt fast bis auf 1/10 verschwunden sind. *). Der Regent, fügte Kaiser Leopold hinzu, welcher seine Unterthanen nicht zu erziehen weiß, kennt oder erfüllt seine Pflichten nicht.

Uebrigens bemerke ich hier doch, daß die Todesstrafe nach Leopolds Tode in Toscana wieder eingeführt wurde, weil die französische Revolution damals wüthete, und auch in Italien anfing Brutalitäten zu verbreiten **).

Meine zweite Bemerkung über die Schrift des Kaisers betraf die Aufhebung des Verbrechens der beleidigten Majestät, welche darin ausgesprochen wird. Der Kaiser bestritt meine Einwürfe dagegen lebhaft, und sagte: Der Regent, welcher es nicht versteht, die Liebe und Achtung seiner Unterthanen in dem Grade zu gewinnen, daß er eben so sicher unter ihnen ist, wie ein Vater unter seinen Kindern, der verdient keinen besonderen Schutz vom Staat, wenigstens nicht mehr Schutz als ein jeder Beamter der Regierung, oder als ein jeder andere Staatsbürger. Jene barbarischen, byzantini-

*) S. mein Werk über die Staatsverwaltung von Toscana, Thl. I. S. 142, 143 und 144.

**) S. das merkwürdige Schreiben des k. k. Generals und ehemaligen Staatsministers in Toscana, Marquis von Manfredini an mich, über diesen Gegenstand, in der Beilage I.

schen Gesetze gegen das Crimen laesae majestatis waren eben so grausam als ungerecht. Wir bedürfen ihrer jetzt nicht mehr in unseren Staaten.

Die dritte Bemerkung, welche ich auf höchstes Verlangen über Kaiser Leopolds Schrift zu machen hatte, betraf die Entschädigungs-Kassen, welche Leopold bei allen Criminal-, Justiz- und Polizei-Behörden hatte anlegen lassen, worein die sämmtlichen Strafgelder fielen. Diese Gelder kamen nicht in die Staats-Kassen. Leopold wollte solches Blutgeld nicht, — sondern sie wurden dazu angewendet, diejenigen Personen zu entschädigen, welche durch Mißgriffe von Seiten jener Behörden (sey es durch zu langen Arrest, oder auf eine andere Art) waren gedrückt und in Nachtheil versetzt worden, gleichviel ob mit oder ohne Absicht der Richter. Diese verletzten Personen erhielten alsdann eine verhältnißmäßige Entschädigungs-Summe für ihren Verlust, oder für ihre unschuldig ausgestandenen Leiden. Sollte ich, sagte der menschenfreundliche Monarch mit Feuer, die Thränen nicht abtrocknen lassen, die wegen ungerechter Behandlung der Staatsbehörden waren vergossen worden? — Diejenige Regierung, fügte er hinzu, welche nie gefehlt haben will, ist eine der schlechtesten, die es gibt.

Ich konnte nicht anders als diese vortrefflichen, nicht gewöhnlichen Grundsätze bewundern.

Sodann fragte mich der Kaiser: ob ich das Governo della Toscana kenne, welches von ihm selbst geschrieben und herausgegeben worden, und

kurz vor der Kaiserwahl im Druck erschienen sey? Ich kannte es nicht. Es enthält, sagte Kaiser Leopold, eine kurze Darstellung der ganzen Staats-Verwaltung von Toscana von 1765 bis 1790, und ist gleichsam ein compte rendu, welches ich meinem Volke, als ein Denkmal meiner Regierung, hinterlassen habe. Auf meinen Wunsch es zu lesen, sagte der Monarch: Ich will es Ihnen zuschicken lassen, und wenn Sie italienisch verstehen, wird es mir lieb seyn, wenn Sie es ins Deutsche übersetzen und mit einem Commentar versehen; in Deutschland wird man es sonst nicht recht verstehen. Da Sie in dem Gebiet der Staats-Wissenschaften geschrieben haben, so wird Ihnen dieß nicht schwer seyn; es sollen Ihnen Beiträge dazu von Wien aus geschickt werden.

Ich nahm den ehrenvollen Auftrag dankbar an, mit dem Wunsche: einige Aufklärungen über manche Punke der toscanischen Regierung erhalten zu können, die mir unbekannt seyn möchten.

Am besten ist es, antwortete der Kaiser, ich gebe Ihnen sogleich selbst eine kurze Uebersicht von dem Plan und Zweck dieses neuen Werkes. (Es schien seine Lieblingssache zu seyn.)

Nun gab der hochherzige Monarch sich die Mühe, mir einen kurzen Abriß seiner Regierungs-Geschichte in Toscana darzulegen, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, einen richtigen Begriff von dem Zweck und Plan des Governo della Toscana, (welches ich übersetzen und commentiren sollte) mir zu machen. Für meine Be-

mühung wurde mir Eine von den fünf Präbenden der protestantischen Reichsstifter zugesichert, welche der Kaiser bei seinem Regierungs-Antritt unter dem Namen primas preces zu vergeben hatte.

Wie dieser hochherzige und menschenfreundliche Monarch mich nach einer mehr als zweistündigen Audienz auf das Gnädigste entließ, entfernte ich mich mit gerührtem, von Bewunderung, Dank und Liebe erfülltem Herzen; den kühnen Schritt des Grafen von Collowrath segnend, mir eine Audienz bei dem Kaiser zu erbitten, welchen die Vorsehung so glücklich für mich geleitet hatte.

Der Graf Collowrath stand gerade wieder, wie ich aus dem Cabinet ging, zum zweiten Mal auf seinem Posten (wo alle zwei Stunden gewechselt wurde) und flüsterte mir freundlich zu: „Sie „haben das Capitel lang gemacht: kom„men Sie den Abend in den römischen „Kaiser zu mir."

Dieß geschah, ich erzählte ihm Alles, was er zu wissen wünschte, und wir nahmen herzlich und gerührt Abschied von einander. Das Andenken an diesen liebenswürdigen jungen Mann, dessen freundschaftlichem Wohlwollen ich jenes glückliche Ereigniß verdanke, wird nie in mir erlöschen. Ich habe ihn leider nicht wieder gesehen, da er bald darauf gestorben ist.

Der Kaiser hatte mich, wegen der Besorgung der Präbende, an den ersten Reichs-Referendar, Baron von Horix gewiesen. Dieser gelehrte, aber leichtsinnige alte Mann, hatte es ganz vergessen,

irgend eine von den fünf protestantischen Präbenden während der Regierung Leopold II. in Antrag zu bringen, und so wurden diese, während der ganzen zweijährigen Regierung Leopolds II. nicht vergeben. Ich erinnerte die meinige zwar mehrere Male in Wien; weil ich mich aber nicht an den rechten Mann gewendet hatte, (dieser war der Reichsminister Fürst zu Colloredo-Mannsfeld,) so blieb alles unbeachtet, bis zu Leopolds Tode, und nun schien die Präbende für mich verloren zu seyn.

Im Frühlinge dieses nämlichen Jahres 1790 hatte ich angefangen, ein Journal für Staats-Kunde und Politik mit einem damaligen Collegen, dem verstorbenen Professor, nachherigen Geheimenrath Jaup, herauszugeben, wovon auch zwei Jahrgänge, jeder zu 4 Heften erschienen sind, welches mit vielem Beifall aufgenommen wurde *).

Das erste Heft dieses Journals hätte beinahe die Veranlassung gegeben, meine Stelle in Gießen mit einer anderen in Berlin zu vertauschen; wenn die Nebenumstände dieß nicht verhindert hätten. Ich hatte nämlich in Dessau einen preußischen Geistlichen kennen lernen, welcher auf den

*) Da die Idee, dieß Journal mit dem Prof. Jaup allein zu schreiben, und keine Mitarbeiter dazu aufzusuchen, nicht realisirt werden konnte, weil Berufs-Geschäfte und andere Arbeiten beide Herausgeber zu sehr in Anspruch nahmen, so wurde die Zeitschrift von uns mit dem 2ten Jahrgange geschlossen.

Gütern des Hrn. v. *** in der Mark-Brandenburg seine Pfarrstelle hatte, und das Vertrauen seines Gutsherrn besaß. Dieser achtungswerthe Mann schickte mir ein großes Convolut Manuscript im Namen seines Prinzipals zu, versehen mit Zeichnungen und Plänen, welches zusammen eine neue interessante Geschichte des siebenjährigen Krieges enthielt, Facta enthüllte und wichtige Aufschlüsse gab, die dem Publikum noch ganz unbekannt waren, und wovon weder Archenholz, noch der bekannte Oesterreicher Veteran u. s. w. Kunde zu haben schienen. Der Hr. v. *** war in diesem denkwürdigen Kriege selbst Adjutant des Königs Friedrich II. gewesen, und hatte ein sehr genaues Tagebuch geführt, auch als ein wissenschaftlich gebildeter Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und vieler Beurtheilungskraft, seine Bemerkungen aufgezeichnet; sonach konnte man mit Recht von seiner Feder etwas Interessantes sich versprechen.

Der Auftrag an mich ging dahin: das Manuscript in Betreff des Styls zu verbessern, und demselben eine gefälligere Form zu geben, auch so auszufeilen, daß es mit dem Werke von Archenholz über den siebenjährigen Krieg gleichen Schritt halten könne. Ich übernahm dieß mit Vergnügen, weil das Manuscript mich sehr ansprach, wobei noch die Bedingung gemacht wurde, daß ich einen Verleger dazu suchen und das Werk unter meinem Namen herausgeben möge, den eigentlichen Verfasser aber nicht nennen dürfe.

Um nun die Herausgabe des Werks zu be-

fördern, eröffnete ich eine Subscription, und ließ zugleich einen von mir umgearbeiteten Abschnitt desselben in meinem Journal für Staatskunde und Politik (Heft I.) abdrucken. Dieser Abschnitt enthielt die Einschließung und Uebergabe des sächsischen Heeres bei Pirna, und fand allgemeinen Beifall.

Indessen hatte diese Erscheinung in Berlin große Sensation erregt, und mehrere bedeutende Männer (worunter selbst der Staatsminister von Herzberg u. a. m. sich befanden) schrieben an mich, um den Namen desjenigen zu erfahren, der mir die Data dazu geliefert hätte. Ich konnte und durfte ihnen denselben aber nicht nennen, und mußte ihn äußerst schonen, da er in der Mark-Brandenburg lebte. Man bemerkte zugleich, daß die Erscheinung eines solchen Werkes in Berlin nicht gern gesehen würde. Ich hatte indessen keine Verpflichtung, Rücksicht darauf zu nehmen.

Unter diesen Umständen schickte Se. Maj. der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., den Obristlieutenant von Phul, angestellt bei dem Generalstabe in Potsdam, an mich nach Gießen ab, welcher den Befehl hatte, mit mir über das Manuscript zu unterhandeln, um es mir abzukaufen, und sodann mir eine Stelle im Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, die mir zusagen würde, anzubieten.

Herr von Phul zeigte sich dabei als ein sehr feiner, einsichtsvoller und wohldenkender Mann, und es würde die Unterhandlung zu beiderseitiger Zufriedenheit beendigt worden seyn, wenn ich in

die Forderung hätte willigen können, das Manuscript zu extradiren und den eigentlichen Verfasser zu nennen. Beides durfte ich aber, als Mann von Ehre, durchaus nicht, und so zerschlug sich diese Unterhandlung, wenn gleich der Obrist-Lieutenant von Phul einen Monat später zum zweiten Mal, — und natürlich mit eben so wenig Erfolg, — deßhalb an mich nach Gießen geschickt wurde.

Indessen beendigte der damalige vortreffliche Herzog von Braunschweig (der bekanntlich in der Schlacht bei Jena verwundet wurde) diese Angelegenheit auf eine höchst ehrenvolle Art für beide Theile. Er schickte mir ein Schreiben, in Auftrag Friedrich Wilhelms II., worin Allerhöchstderselbe sich für die Herausgabe des Werks, mit einer Pränumeration von 1000 Rthlr. in Golde zu erklären geruhete. Dem ungeachtet rieth mir der Herzog von Braunschweig auf eine feine Art, die Herausgabe des Werks abzulehnen, aber in keinem Fall den übersandten Wechsel zu remittiren. Es blieb mir also nichts Anderes übrig, als das Manuscript an den Verfasser zurück zu senden. Dieser ließ es denn später, unter der Regierung des gegenwärtigen Königes von Preußen, ohne meine weitere Theilnahme öffentlich erscheinen, und ich — blieb Professor in Gießen.

Ich beschloß nun, einen Theil des Geschenks des Königs von Preußen zur Bestreitung einer Reise in mein Vaterland zu verwenden, um meine

damals noch lebenden Eltern, die ich, seit meiner ersten Trennung vom väterlichen Hause, nicht wieder gesehen hatte, noch einmal zu umarmen. Dieß geschah im September und October 1791 mit einem zweimonatlichen Urlaub. Die Reise ging über Cassel und Carlshafen (wo ich über die Weser setzte) nach Höxter, und von dort nach Pyrmont. Hier fand ich die Frau von der Reck (welche ich in Dessau hatte kennen lernen) in Begleitung des Hofraths und Professors Platner aus Leipzig, und des Leibmedicus Marquard aus Oldenburg. Das unerwartete Wiedersehen dieser mir so verehrungswürdigen Personen war für mich äußerst überraschend und angenehm. Ich speisete mit ihnen zu Mittag, und nach Tische reiseten Jene nach Leipzig, so wie ich nach Bremen ab. Sie hatten sich sämmtlich nur wenig verändert, namentlich war der Dr. Platner noch derselbe muntere und geistreiche Mann, wie ich ihn 1783 in Leipzig gekannt hatte. Ich sah ihn hier zum letzten Mal, eben so auch die Frau von der Reck.

Da ich Minden erst um 10 Uhr Abends erreichte und nach einer Stunde mit Extrapost weiter reisete, um die große und langweilige Haide von Minden bis Bassum wo möglich während der Nacht zu passiren, so sah ich denn freilich von der Stadt und Gegend von Minden nichts. Den Morgen kam ich in Bassum an, einem hannöverischen Flecken, mit einem Schloß und einem adeligen Fräuleinstifte, wo ich mich einige Tage

bei dem Ortspfarrer Barkhausen, einem nahen Verwandten meiner Mutter, aufhielt.

In Bremen verweilte ich acht Tage, und fand dort mehrere Freunde, worunter die Negotianten Kulenkamp und Gloystein den ersten Platz einnahmen; da sie mich in Dessau besucht hatten, und zwei Söhne von Kulenkamp im Philanthropin meine Schüler gewesen waren.

Auch machte ich in Bremen die Bekanntschaft des berühmten Hrn. von Knigge, und wurde von demselben mit zuvorkommender Güte aufgenommen. Ich fand an ihm einen sehr gewandten, gefälligen und wohldenkenden Mann, troß allen seinen, in der gelehrten und politischen Welt geführten Streitigkeiten. Seine Gemahlin war ebenfalls sehr interessant, und seine schöne Tochter wahrhaft reizend. Zu bedauern war es, daß Knigge mit der Regierung in Hannover in einen Prozeß verwickelt war, weil er alte Vorurtheile derselben, — die noch bestehen, — zu lebhaft angegriffen hatte. In Folge dieses Prozesses hatte man alle seine Güter mit Sequester belegt, und ihm nur seine Stelle als chur-hannöverischer Beamter in Bremen gelassen, wo er ein herrschaftliches Gebäude am Domplatz bewohnte, auch Equipage hielt, sonst aber eingeschränkt lebte. Dieser geistreiche, äußerst unterrichtete Mann, hat bekanntlich auch mehrere Schriften herausgegeben, welche Witz und Laune verrathen. Doch ist sein Buch: „Ueber den Umgang mit Menschen," das vorzüglichste seiner Werke; welches auch mehrere Auflagen erlebt hat.

Knigge führte mich in den damaligen Gelehrten-Verein in Bremen ein, wo ich den berühmten Astronomen und Mond-Geographen, den Oberamtmann Schröter, als einen höchst liebenswürdigen, fast kindlich sanften Mann kennen lernte. Die dortige Gesellschaft gefiel mir besser, als die unbedeutende Vorlesung, die darin von einem Mitgliede derselben, über einen physikalischen Gegenstand, kümmerlich gehalten wurde. Dort lernte ich auch den Dr. Olbers kennen, der als Arzt und Astronom sich viele Verdienste erworben hat, und im Jahr 1830 sein Jubiläum feierte. Ich darf mich seines freundlichen Wohlwollens fortdauernd erfreuen.

Auch das schöne Waisenhaus in Bremen, welches an Reinlichkeit, Ordnung und Sittlichkeit das Gegentheil von dem war, was ich 1778 in Potsdam fand, wurde mir gezeigt.

Interessant für mich war der Besuch der Börse, mit den HH. Kulenkamp und Gloystein, so wie des Raths-Kellers, wo wir auch den salpeterreichen, sogenannten Blei-Keller, in welchem die Leichen nicht verwesen, besuchten, und sodann den alten Rheinwein aus der Rose uns wohl schmecken ließen.

Am anderen Tage wurde eine Fahrt auf der Weser von meinen Freunden veranstaltet, und zwar nach Vegesack. Dieß ist eine Art von Hafen für Bremen, zwei Stunden unterhalb der Stadt. Man wollte dort gerade ein neu erbautes Schiff vom Stapel laufen lassen, welches für Neuyork bestimmt war. Dieß war für mich ein

durchaus neues Schauspiel und um so interessanter, da die Fahrt in einer sehr angenehmen Gesellschaft von Damen und Herren angetreten wurde. Vegesack selbst ist ein unbedeutender Ort, für mich aber war das Schiffswerft, und das neue, auf demselben erbaute Schiff, so wie der ganze dazu gehörige Apparat, sehr merkwürdig.

Um die Stapelfahrt mitzumachen, begab sich die ganze Gesellschaft, bis auf einige wenige Damen, auf das Schiff, vermittelst hoher Leitern. Jetzt wurde das Gerüst, nämlich da, wo der Kiel des Schiffs es im Herabgleiten berühren mußte, stark mit Saife beschmiert, sodann wurden die Keile losgeschlagen, wodurch dasselbe bisher auf der schräg stehenden Bahn war gehalten worden; und nun fieng das große Fahrzeug an, langsam hinabzugleiten. Da es einen bedeutenden, mehr als 20 Fuß langen Weg auf dem Gerüste zu machen hatte, so stockte es doch mehrmals auf der schmalen Bahn. Dadurch wurde das Hintertheil des Schiffs immer mehr in die Höhe gehoben und hätte irgend ein bedeutender Halt das Herabgleiten des Fahrzeuges gehindert, oder eine längere Zeit merklich aufgehalten, so hätte das Schiff überschlagen können (welcher Fall auch schon vorgekommen seyn soll, obgleich höchst selten), und die Gesellschaft wäre alsdann unter demselben zerquetscht.

Unter Furcht und Besorgniß ging indeß die Stapelfahrt glücklich von statten. Das Schiff stürzte mit dem Vordertheil jählings viele Fuß tief ins Wasser hinab, und das Hintertheil folgte

ohne hängen zu bleiben mit einer derben Erschütterung sogleich nach. Nun war das Schiff in vollem Wasser und alle Gefahr hatte ein Ende.

Die Gesellschaft setzte sich nun zu einer frohen Mahlzeit nieder, und fuhr am Abend in mehreren Chaisen nach Bremen zurück.

Bremen erhält jetzt bei Bremerlehe (zwölf Stunden Flußabwärts, an der Mündung der Weser) einen großen tiefen und herrlichen Hafen, der die größten Schiffe aufnehmen kann, und welcher wahrscheinlich auch eine bedeutende Werfte und Docke zum Erbauen und Ausbessern großer Schiffe erhalten wird.

Von Bremen aus ging nun meine Reise nach Oldenburg, wo der Regierungsrath von Halem (bekannt als Dichter und historischer Schriftsteller) mich einige Tage bei sich behielt. Er hatte mich als Landsmann in Dessau besucht, wo ich mich bestrebte, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, welches er mir in Oldenburg in seinem Hause doppelt vergalt.

Ich lernte den dortigen General-Superintendenten Mutzenbrecher als einen sehr instruirten Mann kennen; ferner den Etatsrath Georg, und den Kammer-Director Römer, so wie den Assessor Cordes und seine geistreiche Gattin.

Auch fand ich den Leibarzt Marquard hier wieder, so wie meinen Landsmann und Jugendfreund, den Leibarzt Gramberg; letzteren nach einer Trennung von 40 Jahren.

Ich bedauerte die Abwesenheit Sr. Durchl. des Herzogs Peter, dem ich vorgestellt werden

sollte. Indessen gab mir doch dieser hochherzige Fürst einige Jahre später, nämlich 1797, einen so kräftigen Beweis seines gnädigen Wohlwollens, daß ich die Veranlassung zu erzählen mir erlauben darf.

Es hatte nämlich die Kaiserin Catharina II. auf mein Werk: die Staats-Verwaltung von Toscana 2c. zu sechs Exemplaren auf Velin subscribiren lassen. Wie das Werk 1797 ausgegeben wurde, so war sie bereits gestorben; indessen schickte ich dennoch diese Bücher über Lübeck nach St. Peterburg ab, und zwar an den Staatsrath Koch (dem ich empfohlen war), um sie dem Kaiser Paul I. zu übergeben. Dieser aber befahl sofort, das Paquet gar nicht zu eröffnen, sondern dasselbe sogleich nach Lübeck zurück zu senden, mit der Erklärung: er wolle keine Bücher aus Deutschland nach Rußland gesandt wissen.

Darüber beklagte ich mich bei seinem Oheim dem Herzoge Peter von Oldenburg schriftlich, und dieser humane Fürst schrieb mir: Ich möge diese remittirten Bücher nur an Höchstdenselben, von Lübeck aus, nach Oldenburg gehen lassen, er (der Herzog) wolle sie alsdann dem Grafen Friederich von Stolberg mitgeben, der als Oldenburgischer Gesandter nach St. Petersburg abgehen würde, um dem Kaiser Paul zu seinem Regierungsantritt Glück zu wünschen. Der Herzog, welcher das Werk selbst gelesen hatte, setzte hinzu: Er werde demselben Eingang in St. Petersburg verschaffen.

Dieß geschah denn auch pünktlich, und Se.

Maj. der Kaiser Paul geruheten bald darauf huldreichst mir sechszig Ducaten (für diese sechs Exemplare, die ich nur mit sechs Carolins in Rechnung gebracht hatte) überschicken zu lassen.

Von Oldenburg ging meine Reise endlich über Varel, wo mich der Wagen meiner Eltern abholte, nach meinem Geburtsorte Sengwarden. Ich war seit meinem ersten Abschiede in 19 Jahren nicht dort gewesen, und hatte während der Zeit auch Niemanden von meiner Familie wieder gesehen. Mein einziger Bruder (Advocat zu Kniephausen) und dessen Gattin waren unterdessen gestorben, meine beiden Eltern aber und drei von meinen Schwestern lebten noch. Ich fand sie sämmtlich gesund und froh wieder. Die gegenseitigen Gefühle, namentlich die der Eltern beim Empfange eines Sohnes, der dem väterlichen Hause nie Kummer, wohl aber manche Freude gemacht hatte, lassen sich nicht wohl beschreiben. So sehr ich meine Familie liebte, so fand doch auch hier der Satz sich bestätigt: Elternliebe ist noch stärker, als die zärtlichste kindliche Liebe.

Der freudige Stolz meiner Mutter, wie ich sie am folgenden Tage (es war gerade ein Sonntag) an meinem Arm nach der Kirche führte, — bekleidet mit einem neuen Pelz, den ich ihr mitgebracht hatte, — der Jubel, mit welchem beide Eltern mit mir von der ganzen vor der Kirche versammelten Gemeinde begrüßt wurden, die ihren ehemaligen Jugendfreund und Spielgenossen noch nicht vergessen hatte, dieß Alles machte einen tie-

sen Eindruck auf mich. Alles frohlockte um uns her, und ich mußte meinen dankbaren Gefühlen gegen die Vorsehung durch Thränen Luft machen.

Mein Aufenthalt in meinem Vaterlande dauerte neun Wochen. Ich machte während desselben mehrere kleine Reisen in der Umgegend, z. B. nach der Stadt Jever und nach mehreren Orten in Ostfriesland, um meine dortigen Universitäts-Freunde zu besuchen. Der Erste von diesen sollte der Dr. und Apotheker Steinmayer in Esens seyn, mit welchem ich im letzten Semester auf der Universität zu Halle zusammen gewohnt hatte. Wie ich Abends 10 Uhr in einem Cabriolet zu Esens ankam, und nach der Wohnung meines Freundes frug, führte mich ein roher Spaßvogel gerade auf den offenen Kirchhof, und hieß mich an dem frischen Grabhügel desselben aussteigen, da er an demselben Tage dort begraben sey.

Der Bürgermeister Canold, welcher auch zu Halle in derselben Zeit mit mir studirt hatte, zu dem ich mich tief erschüttert flüchtete, nahm mich sofort gastfreundlich auf, und ich blieb mehrere Tage bei demselben. Von dort besuchte ich in der Stadt Norden den dasigen Physicus Dr. Uven, und seinen Bruder, den Justiz-Commissär Uven, meine ehemaligen geschätzten Universitätsfreunde in Halle. Beide begleiteten mich nach der Insel Norderney, bekannt durch das berühmte Seebad.

Die Stadt Norden ist, — wie alle Städte in Ostfriesland, — reinlich und gut gebaut, mi-

steinernen Häusern, die zum Theil von Wohlstand zeugen. Des letzteren erfreut sich auch der Bauerenstand auf den Dörfern des Marschlandes, wo Ackerbau, Vieh- und Pferdezucht blühen, und der durch den Seehandel in den Häfen noch erhöht wird. Die Bauern auf dem Geestlande (Sand- und Moorland) sind dagegen meist arm.

Emden war das Ziel meiner Reise in Ost-Friesland. Hier fand ich meinen Universitäts-Freund v. Tegel verheirathet, dessen Vater sich in Ostindien Ruhm und Reichthum erworben hatte. Diese schöne Stadt liegt am Ausfluß der Ems, welche sich hier in den Dollar ergießt: ein Meerbusen der Nordsee, welcher Ostfriesland von der Provinz Gröningen trennt. Die lebhafte Schiffahrt und der Seehandel der Stadt Emden, so wie der Gewerbsfleiß der Einwohner, begründen und erhöhen sichtbar ihren Wohlstand, wozu damals die Herings-Compagnie, welche in Emden ihren Sitz hatte, ebenfalls viel beitrug.

In diesem Jahre (1791) liefen noch sechszig Heringsbuysen aus, und holten von der schottischen Küste eine große Menge von Heringen, welche den holländischen gleich kommen, deren Fisch-Wände an eben diesen Küsten ausgestellt wurden. Diese Fisch-Wände werden mit großen Maschen gestrickt, von starken Bindfäden, und sodann an langen Stangen befestigt, die durch Bleikugeln unten beschwert im Wasser stehend erhalten werden. In den Maschen dieser gestrickten Wände fangen sich die Heringe während der Nacht in unzähliger Menge, indem sie halb in der Ma-

sche stecken bleiben. Man holt sie des Morgens heraus, wenn man die Netze aufgezogen hat; kehlt sie aus, und salzt sie ein. Bei dem Sortiren und Umpacken der Heringe, welches in Emden selbst geschah, wurden sie zum zweiten Mal gesalzen, und dieß Alles machte ein bedeutendes Gewerbe aus, welches vielen Menschen Arbeit und Nahrung verschaffte.

Ich eilte von dort nach Aurich, der sogenannten Hauptstadt von Ostfriesland, weil die Regierung dort ihren Sitz hat, obgleich die Stadt viel kleiner ist als Emden. Aurich ist artig gebaut, und nährt sich größtentheils von der zahlreichen Staatsdienerschaft, so wie von Handwerken und Gartenbau. Hier hört das äußerst fruchtbare Marschland auf, womit der Saum oder Gürtel von Ostfriesland (d. h. die Seeküste bis auf mehrere Stunden in das feste Land hinein) umgeben ist, und bei Aurich tritt das Geestland ein, welches meist trockener Sand, zum Theil aber auch Moorland ist, in welchem Torf gestochen wird. Das Geestland dehnt sich über einen Theil vom Jeverland und der Herrschaften Kniephausen und Varel hinaus bis nach Oldenburg hin. Nicht allein Torf wird dort ausgeführt, sondern auch Blutegel, welche man in den morastigen Gewässern in ungeheurer Menge einsammelt. Sie geben, namentlich in neueren Zeiten, einen bedeutenden Erwerbszweig ab für die Einwohner.

Ich verweilte nach meiner Rückkehr von dieser Ausflucht nach Ostfriesland noch ein Paar

Wochen in dem väterlichen Hause, und erfreute mich mit meiner Familie und mit ehmaligen Jugendfreunden der Erinnerung früher froh verlebter Jahre, die nie wieder kehren! — Dann aber mußte ich nach Gießen zurück eilen, und von allen den lieben Menschen für dieses Leben mich trennen. Dieß geschah indeß mit einem von Dank gegen die Vorsehung erfüllten Herzen, die mir das Glück verliehen hatte, diese mir so theuren Personen noch einmal gesund und froh wieder zu sehen, welches zu den süßesten Freuden meines Lebens gehörte.

Ich nahm meine jüngste Schwester Christiane (die damals angefähr 18 Jahr alt war) mit mir nach Gießen. Dieß war theils meinen Eltern lieb, theils aber, und mehr noch, war es der eigene Wunsch meiner Schwester selbst. Sie war ein feines gebildetes Mädchen, bescheiden und verständig, sanft und gut.

Auf der Rückreise nach Gießen besuchte ich noch einmal Oldenburg und Bassum, wo mir allerlei Heirathsvorschläge gemacht wurden, die mir aber nicht zusagten. Eben dieß war der Fall in meinem Vaterlande und in Ostfriesland. Allein mir war später ein anderes Loos bestimmt; nämlich eine Frau von Geist und Herz, Kenntnissen und feinen Sitten; — kurz begabt mit allen Tugenden, deren ein weibliches Wesen bedarf, um einen Mann, der dieß zu schätzen weiß, zu beglücken. Die Vorsehung belohnte mich damit, wie ich meine letzten Pflichten gegen Eltern und Geschwistern treulich erfüllt hatte.

In Hagenburg (im Lippe-Bückenburgischen) war ich einige Tage von lieben Verwandten umgeben; im Hannöverischen umringten mich meine Namens-Vettern und Angehörigen von väterlicher Seite. In Hannover selbst zogen die geistreichen Männer, Geh. Justizrath Rudlof, und die Geh. Kanzlei-Secretäre Brandes und Rehberg, meine Aufmerksamkeit auf sich. Auch fand ich dort meinen ehemaligen Zögling, den Grafen v. Münster wieder, als Assessor bei der dortigen Ober-Justiz-Kanzlei. Die Frau Hofräthin Kästner, (geborene Buff aus Wetzlar, bekannt als Werther's Lotte) die ich früher schon in Wetzlar hatte kennen lernen, machte uns einen vergnügten Abend in ihrem Hause, wo wir die Herren Geh. Kanzleiräthe Rudlof, Rehberg und Brandes fanden.

Die damaligen Staatsminister, der Graf von Kielmannsegge und die Freiherren von Beulwitz und von Arenswald, welchen ich meine Aufwartung machte, nahmen mich sehr gütig auf, und sondirten mich: ob ich einen Ruf nach Göttingen annehmen würde, wenn Schlözers Stelle vacant werden sollte. Letzteres geschah aber erst während der k. westphälischen Regierung, und sie wurde bekanntlich durch den Professor Lueder aus Braunschweig wieder besetzt, dem man seine Pension von 1400 Rthlr. nicht umsonst geben wollte. Lueder verlor seine Stelle aber bei der Rückkehr der hannöverischen Regierung wieder, und starb einige Jahre nachher in bedrängter Lage, als Privat-Docent in Jena.

Von Hannover ging die Reise über Hoyershausen (wovon ich schon oben sprach); ich blieb hier einige Tage im fröhlichen Kreise von Verwandten, besuchte den General von Estorff in Nordheim, und brachte dann in Göttingen einige angenehme Tage zu mit meinen Gönnern Heyne, Feder, Schlözer, Eichhorn u. a. m.

Den Ober-Hofprediger Dr. Leß hatte ich in Hannover besucht, und denselben sehr mißvergnügt über seine dortige Lage gefunden, indem er sich an seine frühere Stelle als Professor in Göttingen zurückwünschte.

In der Mitte Novembers kam ich endlich nach Gießen zurück, und fieng meine zum Voraus angekündigten Vorlesungen sofort an. Zugleich wurde die Uebersetzung des Governo della Toscana, nebst dem Commentar über dieses Werk, mit Eifer von mir betrieben, wozu ich mich besonders aufgefordert fühlte, da Se. Maj. der Kaiser Leopold II. geruhet hatten, mir im Sommer dieses Jahres ein schön gedrucktes und prächtig gebundenes Exemplar Ihres Werkes ꝛc. gnädigst durch den Ober-Hofmeister, Fürsten von Rosenberg, überschicken zu lassen, welcher in einem höchst gnädigen Schreiben mir zugleich nochmals die mir vom Kaiser versprochene Präbende zusicherte.

Neben dieser Arbeit hatte ich täglich drei Vorlesungen zu halten. Allein da ich Morgens um 5 Uhr, selbst im Winter, immer schon am Schreibpult war, so konnte ich etwas ausrichten, ohne meinen Collegiis dadurch Abbruch zu thun, welche erst um 11 Uhr Vormittags anfiengen und

Nachmittags fortgesetzt wurden. Es ist merkwürdig, wie viel man in jüngeren Jahren (ich war damals 40 Jahre alt) leisten kann, wenn man die Zeit recht einzutheilen und zu benutzen versteht.

Kaum war das Jahr 1791 ruhig verflossen, als 1792 der Krieg mit Frankreich anfieng, vorher aber noch eine neue, und zwar die letzte Kaiserwahl gehalten wurde. Kaiser Leopold II. war den 1. März 1792 plötzlich gestorben und sein Sohn Franz II. folgte demselben auf dem Kaiserthron.

Der Baron von Frank (vormaliger Professor juris primarius in Mainz) wurde jetzt Reichs-Referendar in Wien. Dieß war ein sehr solider, gelehrter und wohldenkender Mann, der bei der Kaiserwahl Leopolds II. 1790, als Gehülfe in der chur-trierischen Gesandtschaft in Frankfurt, bei Entwerfung der Wahl-Capitulation sich um den kaiserl. Hof verdient gemacht hatte. Dieser munterte mich sehr auf, die Präbende bei der Kaiser-Krönung Franz II. wieder zur Sprache zu bringen, da die Verleihung sämmtlicher protestantischer Präbenden unter Leopolds II. zweijähriger Regierung gänzlich unterblieben sey: wahrscheinlich weil der damalige erste Reichs-Referendar, Baron von Horix, nicht daran erinnert, oder der Vicekanzler, Fürst zu Colloredo, nicht darauf angetragen habe.

Ich würde dieß große ächt germanische Schauspiel einer Kaiserwahl nicht zum zweiten Mal

besucht haben, wenn ich nicht den erwähnten Zweck gehabt hätte; so aber mußte ich die Realisirung des mir gegebenen Versprechens bei dem neuen Kaiser nachsuchen.

Ich wandte mich daher abermals an den Grafen von Löben in Dresden, der auch bei dieser Kaiserwahl zum zweiten chursächsischen Gesandten war ernannt worden, und bat denselben, mich wieder in die chursächsische Gesandtschaft aufzunehmen. Mein Brief folgte dem Grafen von Löben nach Warschau, wohin derselbe damals, politischer Angelegenheiten wegen, von seinem Hofe war geschickt worden. Deßhalb blieb die Antwort einige Wochen lang aus, so daß ich in der Besorgniß stand, meine Bitte würde in Dresden nicht bewilligt werden können. Ich wandte mich daher an Se. Majestät den König von Preußen, Höchstwelcher mich auch sofort gnädigst in die k. preußische Gesandtschaft aufnehmen ließ. Kaum war das k. preußische Cabinetsschreiben angekommen, so lief auch ein Brief von dem Grafen von Löben aus Dresden ein, worin die Verzögerung entschuldigt und die Wiederaufnahme in die chursächsische Gesandtschaft mir zugesichert wurde. Ich mußte nun aber doch die k. preußische beibehalten. Hier stand der reiche Fürst von Sacken an der Spitze. Der Graf von Görz machte die Geschäfte, und war als zweiter Gesandte die Seele der Legation. Ich genoß hier dieselben Vortheile wie 1790 bei der chursächsischen Gesandtschaft, während der Wahl und Krönung des Kaisers.

Die Hauptangelegenheit, welche mich in Frank-

furt beschäftigte, war: Gewißheit über die mir zugesicherte Präbende zu erhalten.

Der Graf von Löben, der noch immer das größte Wohlwollen mir bewies, ob ich gleich nicht in seiner Gesandtschaft war, gab mir den Rath: so viele Große von der Umgebung des Kaisers kennen zu lernen, wie möglich, weil sie, mehr oder weniger bedeutenden Einfluß im k. k. österreichischen Cabinet hätten. Auch glaubte derselbe, ich würde die Präbende ohne Zustimmung des Fürsten zu Colloredo wohl schwerlich bekommen. Diesem war ich nun 1790 nicht vorgestellt, hatte ihn auch noch nie gesprochen.

Ich besuchte nun zuvörderst den Generalfeldmarschall Lascy, der auch in Frankfurt gegenwärtig war, an welchen ich eine Adresse hatte. Dieser nahm mich sehr gütig auf, und versprach, mir selbst Beiträge zur Geschichte des siebenjährigen Krieges (die ich, wie oben erzählt, angekündigt hatte, und deren verhinderte Herausgabe Niemand ahnete) von Wien aus zuschicken zu lassen. Zu dem Ende dictirte er mir eine Adresse in mein Portfeuille an einen Mann in Wien, der über das k. k. Archiv gesetzt sey. *)

*) Lascy war ein langer, schmaler und magerer, aber ehrwürdiger und sanfter Mann, der mehr das Ansehen eines Staatsmannes als eines Kriegers hatte. Als General-Quartiermeister war er besser auf seinem Platz, als später 1785 als General en Chef gegen die Türken. Auch durfte er unter Joseph II. ohne dessen Befehl nichts Wichtiges thun.

Einsmals kam ein neapolitanischer Officier, von guter Familie und ausgezeichneten Talenten, mit seinem Abschiede von Neapel und mit den besten Empfehlun-

Indessen war die Hauptperson doch immer der Fürst zu Colloredo, der aber schwer zu sprechen war, da derselbe so viele Audienzen zu geben, auch alle dort zu besorgende Reichs-Angelegenheiten zu leiten hatte. Ich konnte deßhalb, mehrerer Versuche ungeachtet, die ersten Tage nicht bei ihm vorkommen.

Mein erster Gang, gleich nach der Krönung, war zu dem alten edelmüthigen Fürsten von Rosenberg, der im Braunfels wohnte, wo der Kaiser selbst residirte. Der alte Mann erkannte mich gleich wieder, und hieß den Professor von Gießen willkommen. „Haben Sie das Governo

gen versehen, zu Lascy, und suchte kaiserl. österreichische Militärdienste. Der Feldmarschall bat ihn zur Tafel, fand an dem jungen Lieutenant einen trefflichen Mann, durfte ihn aber nicht anstellen, weil der Kaiser abwesend auf einer Reise nach Italien war. Der Neapolitaner belästigte Wochen lang den General mit Vorstellungen, aber vergeblich; endlich des langen Harrens müde, schickte er sich zur Abreise an. Beim Einpacken fand er ein kleines versiegeltes Billet, welches ihm ein Reisender in Verona gegeben hatte, für den General Lascy, und von dem Officier unbeachtet geblieben war, weil es so unansehnlich aussah, und von einem Reisenden herrührte, dessen Namen der Officier nicht hatte erfahren können, ob er gleich mit ihm in dem Gasthofe zu Mittag gespeist hatte.

Lascy machte beim Empfange dieses Billets dem Neapolitaner Vorwürfe, daß er es ihm nicht gleich bei seiner Ankunft zugestellt habe. Es war von Joseph II. selbst, der den Officier zum Hauptmann in einem Infanterie-Regimente, welches in Wien lag, ernannte.

Wie erstaunte dieser, daß er an jener Wirthstafel in Verona mit dem Kaiser gespeist habe! — indeß war er äußerst bekümmert in der Erinnerung, sich sehr freimüthig über den neapolitanischen Hof geäußert zu haben; dieß hatte aber dem Kaiser gerade gefallen, und ihn für den jungen Cavalier eingenommen.

della Toscana fertig übersetzt?" war die erste Frage. Nein, war die Antwort, aber in kurzer Zeit wird das Werk gedruckt seyn und abgeliefert werden.

Ich sagte Ihm dann, daß ich die versprochene Präbende noch nicht erhalten habe: worüber Er sich sehr wunderte, da Er mir doch selbst, auf Befehl Leopolds II. geschrieben habe, daß diese mir fest zugesichert sey. „Dahinter steckt etwas, (sagte der Fürst); haben Sie wohl eine Requête bei sich?" Diese hatte ich nicht vergessen. „Nun dann, (fügte Er hinzu) kommen Sie nur gleich mit mir zum Kaiser."

Er führte mich darauf sogleich in den Thron-Saal, wo Kaiser Franz sich mit den Fürsten Reuß, Diedrichstein u. a. m. unterhielt. Der Fürst Reuß stellte mich Sr. Majestät als den Uebersetzer des Governo della Toscana vor. „Ist das Werk fertig?" frug Franz II. In einigen Wochen, war die Antwort. Sogleich fügte der Fürst von Rosenberg hinzu: „Ja, der Herr Professor hat auch die Präbende noch nicht erhalten, welche Ew. Majestät glorreicher Herr Vater ihm versprochen hatten; welches Versprechen ich ihm selbst auf Allerhöchsten Befehl habe schriftlich wiederholen müssen." — „Wie? — Was? — sagte „der Kaiser: davon weiß ich ja nichts. Indessen „(setzte Er hinzu,) was mein Vater Ihnen versprochen hat, das muß und werde ich Ihnen „halten. Schicken Sie mir nur die Uebersetzung des Governo, wenn sie abgedruckt seyn „wird, geradezu an mich adressirt, mit der „Post nach Wien: die Präbende soll dann nicht

„fehlen.“ Damit entließ mich der gütige Monarch, nachdem Er meine Requête angenommen und in seine Rocktasche gesteckt hatte.

Der Fürst von Rosenberg rieth mir, demungeachtet dem Fürsten zu Colloredo noch aufzuwarten, und zwar baldigst; da der ganze k. k. Hof nach wenig Tagen Frankfurt verlassen wollte. Ich begab mich deßhalb am folgenden Tage in seine Wohnung, fand aber alle Vorzimmer des Fürsten so sehr angefüllt mit bebänderten und besternten Männern, die alle Audienz verlangten, daß ich gar keine Möglichkeit sah meinen Zweck zu erreichen. Da die Zeit verging und periculum in mora war, so stieg ich hinauf in die Mansarden, wo nach Aussage der Livree-Bedienten der Kammerdiener des Fürsten wohnte, und bat denselben, mir eine Audienz bei seinem Herrn zu verschaffen, da ich dem Fürsten von Seiten Sr. Maj. des Kaisers etwas zu berichten habe. Dieser Kammerdiener war ein Franzose, und schon viele Jahre im Dienst des Fürsten. Er antwortete mir keck: Votre affaire ne sera pas grande chôse, elle ne pressera pas; d'ailleurs je m'imagine que l'Empereur peut parler lui même à mon Prince, s'il a quelque chôse à lui-dire. — Entrüstet darüber lief ich fort und begab mich eilig zu dem zweiten k. k. Wahlgesandten, dem Baron von Bartenstein, welchen ich schon früher hatte kennen lernen. Dieser ehrwürdige alte Mann gab mir sogleich eine Visiten-Karte mit, auf welche er schrieb: „Der Professor Crome wird von

„mir zu einer schleunigen Audienz bei dem Für-
„sten von Colloredo empfohlen.“

Wie ich diese Karte dem Kammerdiener vor-
zeigte, sprang er auf und ging sofort (in seinem weissen Camisol) mit mir hinunter in das Vorzimmer des Fürsten. Dort rief er laut: place ici! — Alles wich vor dem vielvermögenden Kammerdiener zurück, und Jedermann machte Platz. Er schob mich nun vor die Thür des Cabinets, mit den Worten: Vous serez le premier qui entrera.

Bald darauf öffnete sich die Thüre des Cabinets, und fünf Lütticher Deputirte traten aus demselben heraus. Ich ging sogleich hinein und fand den Fürsten majestätisch mitten im Zimmer stehend. Ich brachte mein Anliegen in Betreff der Präbende bescheiden bei ihm vor, und berichtete kurz den Zusammenhang der Sache. Der Fürst antwortete kurz und schneidend: „Sie kriegen sie nicht!“ Betroffen frug ich: warum nicht? da ich doch das Versprechen dazu von zwei Kaisern erhalten habe; auch etwas dafür leiste. — Gleichviel, war die Antwort. Sie hätten sich zuerst bei mir melden müssen. Ich habe jetzt schon 105 Suppliken, fügte er hinzu, auf fünf protestantische Präbenden, wollen Sie vielleicht der 106te Aspirant seyn?

Auf meine weiteren Vorstellungen wurde endlich die ganze Sache von dem Fürsten in Zweifel gezogen. Dieß empörte mein Ehrgefühl, und ich erklärte, daß ich auf die Präbende resigniren würde, wenn der Kaiser sein Wort nicht er-

füllen könne! So schied ich von dem Fürsten Colloredo, wenig gesichert und beruhiget wegen meines Gesuchs.

Wie ich dieß Alles dem Grafen von Löben, meinem wohlwollenden Rathgeber, noch an demselben Tage erzählte, so rieth mir dieser einsichtsvolle Minister, sofort am folgenden Tage mir noch eine Privat-Audienz bei dem Kaiser Franz zu erbitten, und ihm alles haarklein zu erzählen, was mir mit dem Fürsten Colloredo begegnet war. Dieß geschah. Ich ward sogleich vorgelassen, und trug nun dem Kaiser alles vollständig vor.

Der hochherzige Monarch hörte mich ruhig an; dann rief er unwillig aus: „Was? habe „ich denn nicht das Recht die Präbenden „zu vergeben, oder hat dieß ein Ande„rer?“ Er fügte hinzu: „Ich habe Ihre ge„stern mir übergebene Supplik gelesen „und schon abgegeben; haben Sie jetzt nichts „Schriftliches bei sich, mir zu geben, wobei ich „mich Ihres Namens erinnern kann?“ Ich hatte nichts als das Couvert eines Briefes an mich, welchen ich denselben Tag erhalten hatte. Der Kaiser nahm es mir freundlich ab und sagte, — indem er es zu sich steckte, — gut, jetzt werde ich Ihre Sache nicht vergessen, und wenn Sie einmal nach Wien kommen, so lassen Sie sich nur gleich unmittelbar bei mir melden. Versäumen Sie aber nicht, die Uebersetzung des Governo della Toscana mir bald zu schicken.

Mit tiefgerührtem und dankerfülltem Herzen

verließ ich den huldvollen Monarchen, und acht Wochen nachher erhielt ich das Diplom auf die erste Präbende des Stifts Simon und Judä zu Goslar, unterschrieben von Franz II. und von dem Fürsten zu Colloredo-Mannsfeld *), so wie von dem damaligen ersten Reichs-Referendar, Baron von Frank. Eine große Kapsel hieng an diesem Pergamentbogen, worin das kaiserliche Wappen in rothem Wachs abgedruckt war. Der Baron von Frank schrieb mir dabei, daß ich das Recht habe, die Präbende nach Gutfinden zu verkaufen, und dieß bestätigte auch der Stifts-Secretär Hunnius in Goslar. Letzterer verschaffte mir sofort einen Käufer dazu, der mir 1000 Ducaten dafür einsandte, womit ich zufrieden war. Hätte ich sie an Ort und Stelle benutzen wollen, so hätte ich in Goslar den größten Theil des Jahres wohnen müssen. Ich würde ein eigenes Haus, — Curie genannt, — zur Wohnung erhalten haben, und diese Präbende hätte mir jährlich wenigstens 800 Rthlr. eingetragen: allein alsdann hätte ich mein Amt als Professor in Gießen aufgeben müssen, welches ich keineswegs willens war. Uebrigens bemerke ich noch, daß

*) Der Fürst zu Colloredo ließ mich einige Zeit nachher durch den Herrn von Schwarzkopf aus Hannover, der von einer Reise aus Italien über Wien zurückkehrte, und mich in Gießen besuchte, freundlich grüßen, und zugleich sagen: ich sey zwar ein kühner Mann, aber ich habe ihm doch nicht mißfallen, vielmehr könne ich nach Wien kommen, wann ich wolle; Er würde mir nützlich seyn, wenn ich mich an ihn wenden würde, so viel er es vermöge. Späterhin habe ich demselben meinen Commentar über die Wahl-Capitulation Franz II. dedicirt, welches er sehr gut aufnahm.

von meiner Seite, außer der Einsendung des Original-Diploms, Nichts erfordert wurde, als daß ich vier Ahnen probire, oder, entweder Dr. juris oder Dr. philosophiae sey, welches Beides bei den k. Stiftern, so wie bei den k. Reichs-Gerichten, dem Adel gleich geachtet wurde.

Nach meiner Zurückkunft aus Frankfurt machte ich die Uebersetzung des Governo della Toscana sogleich fertig; dedicirte sie dem Kaiser Franz II., welcher 38 Exemplare davon à 1 Carolin bestellen ließ. Ich hatte nämlich den Verlag des Werks selbst übernehmen müssen, — und erhielt darauf gegen 1000 Subscribenten, worunter sich einige 70 souveräne Fürsten befanden, wie die dem zweiten Bande vorgedruckte Liste beweist.

Der damalige Großherzog von Toscana ließ mir (wie schon oben bemerkt) durch seinen Minister von Manfredini, außer einer goldenen Medaille — 58 Ducaten schwer, — einen großen Kasten mit seltenen italienischen Werken über Toscana, franco zuschicken; woraus ich die Materialien zu dem dritten Bande des Governo della Toscana schöpfte, welcher ein Paar Jahre später erschien *).

Ich wurde bei der Kaiser-Krönung von manchen respectablen Seiten her aufgefordert, beide Wahl-Capitulationen, von Leopold II. und Franz II.

*) Der verstorbene Professor Voß in Halle hat einen unvollständigen Auszug aus meinem Werke (die Staatsverwaltung von Toscana) gemacht, welcher indeß einigermaßen brauchbar für Diejenigen ist, welche sich das größere Werk nicht anschaffen können.

mit einem Commentar herauszugeben. Dem zu Folge erschien die erstere von Leopold II., 1791, bei Hanisch in Hildburghausen, und die zweite, von Franz II. druckte die Meyer'sche Buchhandlung in Lemgo im Jahr 1794. Bei der Ausarbeitung des Commentars von beiden Ausgaben, die damals ihr Interesse hatten, war mir mein Freund und College, der sel. Professor und nachmalige Geh. Rath Jaup, sehr behülflich, welcher zu der Zeit nächst dem Geh. Justizrath Pütter in Göttingen, unstreitig einer der größten Publicisten in Deutschland war.

Sodann wurde ich aufgemuntert eine neue Ausgabe meiner Produkten-Karte von Europa, nebst dem dazu gehörigen Buche: Europens Produkte, zu veranstalten; da die ersten drei Ausgaben dieses Werks gänzlich vergriffen waren. Die Karte wurde von mir neu gezeichnet, und von Ausfeld in Schnepfenthal gestochen. Dieß neue Werk verlegte Cotta in Tübingen. Vieles wurde von mir dabei mit Mühe und Fleiß berichtigt, und das Werk sehr verbessert und bereichert. Ich begreife jetzt selbst kaum, woher ich damals die Zeit dazu nahm, da ich täglich drei Collegia las. Die Frühstunden des Morgens von 4 Uhr an mußten aushelfen.

Leider ist aber nicht mehr als der erste Theil von dieser neuen Ausgabe erschienen, welcher sich nur über einen Theil von Europa verbreitet; daran war aber die französische Invasion Schuld, welche in den Jahren 1796, 1797 und 1798 bis im Sommer 1799 unsere Provinz Ober-

hessen, also auch Gießen, mit französischen Truppen überschwemmte. Diese Einquartierungen veranlaßten zu der Zeit solche Zerrüttungen und selbst Auswanderungen, daß an das Schriftstellerwesen im Lauf von drei Jahren gar nicht von mir gedacht ward, und selbst die meisten Vorlesungen, namentlich 1796, nicht einmal gehalten werden konnten.

Außerdem hatte ich im Winter 1795 noch eine besondere Abhaltung durch die Uebernahme eines kleinen Privat-Erziehungs-Instituts von einigen Zöglingen, welches mein Freund der Prof. Dr. Hezel unternommen hatte, der bald darauf aber Gießen verließ, um eine Professur in Dorpat anzutreten. Unter diesen Zöglingen war auch ein talentvoller Israelite, aus Frankfurt, Namens Baruch, der in der Folge in Gießen unter meiner Leitung studirte und Dr. philosophiae wurde. Später ging derselbe zum christlichen Glauben über, und machte sich unter dem Namen Börne als Schriftsteller rühmlich bekannt.

Wie ich im Jahr 1794 von dem Geh. Rath und Professor Baldinger in Marburg eine Aufforderung erhielt mich zu erklären, ob ich wohl einen vortheilhaften Ruf nach Marburg annehmen würde, so schickte ich diesen Brief an den damaligen Staatsminister von Gatzert in Darmstadt zur Beurtheilung. Dieser gelehrte und einsichtsvolle Mann war zwar nicht selbst Curator der Universität, aber doch von großem Gewicht im Ministerium, und da er selbst viele Jahre Prof. Juris in Gießen gewesen war, so beurtheilte

er das Universitäts-Personale am richtigsten. Ich habe seine Antwort in der Beilage abdrucken lassen, und bemerke nur noch, daß die Sache keine weitere Folge hatte. *)

Mit dem k. preußischen Generallieutenant Grafen von Kalkreuth, war ich 1788, wie er bei der preußischen Expedition gegen die Patrioten-Armee in Holland, im Haag kommandirte, in schriftliche Verbindung gekommen, und zwar durch meinen Freund, den dortigen Prinzen-Hofmeister Euler und den eben so berühmten als reichen Israeliten Pinto im Haag, welcher als politisch-statistischer Schriftsteller in der gelehrten Welt sehr geachtet war.

Des Grafen v. Kalkreuth Freundschaft wurde in der Folge wichtig für mich, da er 1792 mit der preußischen Armee Gießen passirte, und 1793 die Belagerung von Mainz kommandirte. Dort sah ich ihn, und besuchte diesen großen Mann nachher auch in Mainz. Nicht leicht imponirte ein Feldherr mehr durch seine Persönlichkeit, wobei Kopf und Herz ihn so trefflich unterstützten.

Ich habe in meinem Journal diesem ausgezeichneten Feldherrn Gerechtigkeit widerfahren lassen (wie er mir schrieb), bei meiner Beschreibung der bekannten Weissenburger Linie 1794, welche Kalkreuth zuerst überstieg und eroberte.

---

*) S. Beilage II. den Brief des Staatsministers von Gatzert vom 15. April 1794.

Von seinen verschiedenen an mich gerichteten Briefen habe ich Einen in den Beilagen abdrucken lassen. *)

Zu dieser Zeit fieng die französische Revolution an, ihre verderblichen Wirkungen in Deutschland zu verbreiten, und zwar durch einen heimlichen gehässigen Meinungskrieg in den höheren Ständen, woraus dann Mißtrauen, Uneinigkeit und Gesellschafts-Zwiste hervorgingen, welche heimliches Angeben, sogenannte Jacobiner-Riecherei und Verfolgungen aller Art veranlaßten.

Wie weit damals diese Jacobinerwuth ging, und wie oft dieselbe zum Vorwande diente, um die unedlen Leidenschaften des Privathasses und der Rachsucht zu befriedigen, oder mit dem Untergange unschuldiger Menschen das eigene Emporsteigen zu befördern, und dabei noch den Dank des Vaterlandes zu verdienen, daß man von einem angeblich gefährlichen Subjecte den Staat befreiet habe, davon mag nur ein einziges Beispiel hier stehen.

Ein gewisser Dr. juris Greineisen kam von Jena nach Gießen zu seinem Schwager, einem dortigen Stadtbeamten, und wurde von demselben mir empfohlen, um mir bei meinen Schriftsteller-Arbeiten an die Hand zu gehen durch Extrahiren aus Büchern, die ich damals zum Theil von dem Hofrath Heyne in Göttingen aus der

*) S. Beilage III. diesen Brief des Generals v. Kalkreuth vom 1. Jan. 1793.

dortigen Universitäts-Bibliothek zugesendet erhielt. Dr. Greineisen war ein redlicher und geschickter Mann, aber schwächlich und empfindlich, auch ohne alles Aeußere; dabei vom Glück gar nicht begünstigt, deßhalb unzufrieden und schneidend in seinem Urtheil über viele Verfügungen in unseren Staaten, so wie über manche Staatsmänner, die freilich wohl tadelnswerth seyn mochten. Dieß machte ihn vielen Vornehmen verhaßt, und bei servilen Schmeichlern gar verdächtig, wiewohl Dr. Greineisen nichts anderes sagte, als was andere kluge Männer nur dachten. Diese seine Unvorsichtigkeit benutzte nun ein bedeutender Staatsdiener in Gießen in dem Cabinet zu Darmstadt, um Dr. Greineisen zum Aufwiegler zu stempeln und sich dadurch eine Bahn zum Ministerium zu eröffnen.

Zu dem Ende denuncirte Er, heimlich im Cabinet des Fürsten, den vorgenannten Dr. Greineisen als einen gefährlichen Jacobiner nicht allein, sondern schilderte denselben auch als einen Aufwiegler, der, durch seine aufrührerische Reden und Schmähungen gegen den Adel, Anlaß gäbe zu Unruhen, und der mit seinen (vermeintlichen) Mitschuldigen leicht das Volk zu einem Aufruhr verleiten könne, zumal mehrere Gießer Staatsdiener Freunde des Dr. Greineisen zu seyn schienen.

Audacter calumniare, interim aliquid haeret: — Dieß traf auch hier ein; die Denunciation wurde gut aufgenommen. Man fürchtete Unruhen, wiewohl ohne allen Grund: es war aber im Jahr 1795, wo die französische Revolution

noch im Gange war, und der Krieg in Deutschland wüthete. Daher wurden die Anträge des Denuncianten sofort angenommen, und eine außerordentliche Commission in Gießen niedergesetzt, die die Sache untersuchen, die Theilnehmer der Verschwörung ausmitteln und zu ihrer Bestrafung und Unschädlichmachung die geeigneten Vorschläge machen sollte.

Diese Commission bestand nun aus einem Professor Juris, einem Regierungsrath und einem Präsidenten, welcher Letztere der Denunciant selbst war. Ein Commissions-Secretär führte das Protocoll, welches täglich durch einen Husaren an den Fürsten unmittelbar nach Darmstadt geschickt wurde.

Das Publicum in Gießen wurde dadurch allarmirt, da einige zwanzig Zeugen (nach Leistung eines fürchterlichen Eides für ihre Verschwiegenheit) schon vernommen waren, und die bedeutendsten, wie man behauptete, noch zu vernehmen seyen.

Unterdessen besuchte ich die Ostermesse zu Frankfurt, und traf eines Tages auf dem Römer den Prinzen Georg von Hessen aus Darmstadt, der mich ganz verwundert ansah, und halb bedenklich, halb scherzend frug: ob man mich nicht arretirt habe? oder ob ich vielleicht auf der Flucht begriffen sey? — Erstaunt frug ich, warum? — Der edelmüthige Prinz antwortete: ich stünde ja mit auf der Liste der Denuncirten in Gießen. Sein Herr Schwager, der regierende Landgraf sey ganz gegen mich eingenommen worden, und

messe dieser fein eingefädelten Angeberei völligen Glauben bei.

Der Prinz rieth mir nun dringend, ohne Verzug mich nach Darmstadt zu begeben, und dem Landesfürsten die wahre Lage der Sache freimüthig darzulegen. Er bot mir zu dem Ende einen Platz in Seinem Wagen an, da er gegen Abend nach Darmstadt zurück reise, welches ich dankbar benutzte.

Am folgenden Tage meldete ich mich im Vorzimmer des Landgrafen, welcher mich zwar annahm, aber doch äußerst aufgebracht war, und von der Richtigkeit der Denunciation so sehr eingenommen zu seyn schien, daß es mir in diesem Augenblick nicht gelingen wollte, denselben von der Nichtigkeit der Verleumdung völlig zu überzeugen; doch machten meine freimüthigen und gegründeten Vorstellungen seinen Glauben an dieselbe schon merklich wankend, zumal da in den Protocollen von den ersten 20 Zeugen, noch Nichts vorgekommen war, was die Aufwiegelung beweisen konnte.

Ich erbat mir indeß an demselben Tage durch meine Gönnerin, Fräulein von Bode, erste Hof-Dame der regierenden Frau Landgräfin, eine Privat-Audienz bei Höchstderselben, in welcher ich dieser geistreichen und höchst einsichtsvollen Fürstin den wahren Stand der Sache vorlegte, und den ganzen Plan der — mir wohl bekannten — falschen Denunciation entdeckte, und bis auf die feinsten Fäden das Gewebe enthüllte, wodurch man die vorgespiegelte Gefahr einer bevorstehenden Re-

bellion zu motiviren suchte. Die scharfsinnige und hochherzige Fürstin erklärte darauf, daß sie mir vollkommen zutraue, die Wahrheit dargelegt zu haben (auch stimme alles mit anderen eingezogenen Nachrichten völlig überein), und sie werde jetzt dem ganzen Spiegelgefecht bald und auf einmal ein Ende machen, indem sie die ganze Sache bei der Tafel und bei Hofe lächerlich machen werde; welches erprobte Mittel auch hier seinen Zweck nicht verfehlen würde. Den andern Tag solle ich das Weitere erfahren.

Am folgenden Abend erschien ein Hof-Cavalier in meinem Quartier, und berichtete mir auf Befehl der Frau Landgräfin: daß die bewußte Sache beendigt sey, und ich ruhig nach Gießen zurückreisen könne; worauf er mir den ganzen Verlauf der Niederlage des (in Gießen sich befindenden) Denuncianten — öffentlich an fürstlicher Tafel, — als Augenzeuge erzählte.

Kaum war ich wieder in Gießen angekommen, so erhielt ich schon eine Citation von der obengenannten Commission, am folgenden Tage vor ihr zu erscheinen, als Zeuge. Ich war der Letzte, der verhört wurde, denn schon den Tag darauf traf der höchste Beschluß durch ein Cabinets-Rescript ein, des Inhalts: Die Commission sogleich aufzuheben und den Dr. Greineisen (der schon viele Wochen im Arrest gesessen hatte) sogleich auf freien Fuß zu stellen, weil bei der ganzen Untersuchung laut den 20 eingesandten Proto-

collen, auch gar nichts gegen denselben herausgekommen sey ꝛc.

Die äußerst betroffene Commission stellte dagegen vor, daß man doch (wenigstens zur Ehre derselben) etwas gegen den Dr. Greineisen verfügen möge, und den Grund dazu daher nehmen könne, daß man in seinen Papieren einen Plan gefunden habe, woraus zu ersehen gewesen, daß der Inculpat vor mehreren (10 bis 12) Jahren, wo er noch in Jena studirte, einen neuen Orden habe stiften wollen, der aber nicht zu Stande gekommen sey. Dafür könne man ihn auch noch jetzt in Gießen mit der Relegation belegen!?!

Dieß wurde zugestanden, und das Ganze damit beendigt, daß man den unschuldigen Dr. Greineisen exilirte. Dieser ließ indeß, sobald er in Hamburg angelangt war, den ganzen Hergang der hier erzählten Untersuchung öffentlich drucken, nebst den Protocollen der Commission, welche er sich zu verschaffen gewußt hatte. Er schickte diese Schrift gerade in das Cabinet des regierenden Landgrafen von Hessen, und erhielt von Höchstdemselben eine gnädige Antwort, nebst der Wieder-Aufhebung der gegen ihn ausgesprochenen Relegation, und der huldreichen Erklärung: daß man seine Unschuld in der vorbemerkten Sache völlig anerkenne. Dieß Alles ließ der Dr. Greineisen zu seiner öffentlichen Rechtfertigung ebenfalls drucken.

In solchen bewegten Zeiten ist es für den Gelehrten am heilsamsten, sich in seinen Büchern zu vergraben, und in dem Studium der Wissenschaften sein Heil zu suchen. Dieß gereichte denn auch mir zur angenehmen Erholung und Zerstreuung. Indessen wurden meine Arbeiten doch bald unterbrochen, indem im Jahr 1796 der französische Krieg mit Oesterreich für unsere Universität in seinen Folgen eben so fühlbar als traurig wurde, da derselbe, auch diesseits des Rheins geführt, sich bis nach Franken hinzog. Die Franzosen waren nämlich unter dem General Jourdan bei Düsseldorf über den Rhein gegangen, und drangen vor bis an die Lahn. Hier wurde der General Lefêbre, welcher die Avantgarde führte, zwar von dem Erzherzog Carl bei Wetzlar zurückgeschlagen, allein da der Letztere sogleich wieder nach Schwaben zurückeilte, um sich dem Vordringen des General Moreau zu widersetzen, so wurden die Oesterreicher bald darauf wieder zurückgedrängt und bis tief nach Franken hinein getrieben.

Jetzt erhielt Gießen französische Garnison, und die Studiosen verloren sich gänzlich, so wie viele Professoren und andere Honoratioren in das neutrale Hessen-Cassel'sche Gebiet auswanderten, um der Brutalität der französischen Republikaner zu entgehen, die damals roh und raubsüchtig waren. Da nun im Sommer 1796 gar keine Vorlesungen in Gießen gehalten wurden, so begab ich mich Anfangs nach Marburg, nachher nach Cassel und Pyrmont, mit Erlaubniß unseres

Hofes, welcher ebenfalls, und zwar nach Sachsen, geflüchtet war.

In Cassel, wo ich mich dem Landgrafen Wilhelm IX. (nachherigen Churfürsten Wilhelm I.) vorstellen ließ, ward ich von diesem Fürsten sehr gnädig aufgenommen, weil derselbe erfahren hatte, daß ich in der Audienz bei dem Kaiser Leopold II. (1790 in Frankfurt) mit gerechtem Lobe über Ihn mich ausgesprochen habe, wie Se. Majestät das Gespräch auf denselben brachte (Landgraf Wilhelm IX. suchte bekanntlich damals die Churfürstenwürde). Dieser Fürst befahl seinen Ministern, mir alle Merkwürdigkeiten Cassels zu zeigen, und mir meinen Aufenthalt dort angenehm zu machen.

In Cassel lernte ich an dem Minister Waiz von Eschen einen ausgezeichneten Staatsmann kennen, an dem Minister Meyer einen tüchtigen Finanzier, und an dem Geh. Regierungsrath von Heister einen sehr unterrichteten und liebenswürdigen Mann. Ueberhaupt waren die damaligen Staatsdiener in Cassel sehr thätige Männer, weil der Fürst selbst die Zügel der Regierung in Händen hielt.

In Pyrmont, wo ich sechs Wochen verweilte, hatte ich das Glück, Sr. Maj. dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen vorgestellt zu werden. Dieser zeigte sich dort sehr populär, und wurde allgemein geschätzt. Die Umgebung des Königs war nicht beliebt, da der bekannte General Bischoffswerder an der Spitze derselben stand.

Der Kronprinz von Dänemark (jetzt regierender König) machte sich durch seine edle Einfachheit, so wie dessen Engelgleiche Gemahlin durch ihre Schönheit, Milde und Güte sehr beliebt. Beide wurden allgemein verehrt. Die Umgebung des Prinzen war eben so ausgezeichnet, als achtungswerth. Auch diesem edlen Fürstenpaare ward ich vorgestellt, und Höchstdieselben ließen mich an einem Feste Antheil nehmen, welches sie in dem dortigen Ballhause gaben.

Interessant für mich war auch die Bekanntschaft mit dem würdigen Ober-Consistorialrath Sack aus Berlin, der mit seiner Tochter dort anwesend war.

Außerdem waren damals noch in Pyrmont gegenwärtig: die Herzoge von Weimar und Meiningen, ferner der regierende Fürst von Waldeck, der Landgraf von Hessen-Cassel, der Herzog von Cambridge und viele hohe Staatsmänner, aber nur wenige bekannte Gelehrte.

Ich machte einige Ausflüge in die dortige Gegend, unter Anderen auch nach Hameln hin, um die Festung zu sehen, und meinen Verwandten, den Obristlieutenant Benton, zu besuchen. Die Rückreise nach Cassel machte ich mit dem sehr gebildeten Bürgermeister Schulze aus Magdeburg, welcher sich mit seiner Gattin und liebenswürdigen Tochter noch einige Zeit in dieser schönen Stadt aufhielt, wo ich damals noch neun Wochen blieb, weil in Gießen die Franzosen fortwährend hauseten, und die Studiosen sich sämmtlich verloren hatten.

In Cassel wohnte ich einem Maskenballe bei, welchen der Churfürst in dem schönen Gebäude in der Aue den damals dort anwesenden höchsten Herrschaften gab, so wie den Festen, welche dem Könige von Preußen zu Ehren auf Wilhelmshöhe gegeben wurden.

So ausgezeichnet schön und einfach das dortige Schloß ist, und so einzig in ihrer Art die antike, geschmackvolle Löwenburg sich darstellt; so übertreffen auch die dortigen schönen Wasserkünste Alles, was man in Deutschland in der Art sieht, weil Natur und Kunst so kräftig dabei zusammen wirken. Die Höhe des Berges, worauf der aus Kupfer gegossene Herkules steht, wovon die ungeheure Masse des Wassers (welches auf dem anliegenden Gebirge gesammelt wird,) herabströmt; sodann die kostbare römische Wasserleitung; endlich die Höhe des Springbrunnens von 172 Fuß, unten nach dem Schlosse zu angebracht; dieß Alles imponirt so sehr, daß der Wanderer in der That ganz bezaubert dieß Feenschloß verläßt.

Auf der Rückreise von Cassel besuchte ich die beiden hessischen Irrenhäuser, wovon das weibliche zu Merxhausen sich befindet, worüber damals ein gewisser Amtmann Wachs gesetzt war, — und sodann das noch größere für Männer bestimmte Irrenhaus zu Kloster Hayna. Beide flößen in der That Schrecken ein, wenn man das Innere derselben kennen lernt: die Menschheit steht dort auf der niedrigsten Stufe. Man fühlt hier, was der freie ungestörte Gebrauch der

Geisteskräfte werth ist, und sieht mit Schaudern, wie tief der Mensch selbst unter das Thier herabsinkt (welches doch seinen Instinkt behält), wenn er seinen Verstand verliert.

Die Gebäude zu Merxhausen waren alt und unreinlich, auch waren die wahnsinnigen Weiber nicht genug von einander getrennt. Ich sah sie einmal auf dem großen Hofe beisammen. Es war ein scheußlicher Anblick! — Einige lachten, Andere weinten, und wieder Andere heulten, schrieen und raseten.

Die Nahrung schien gut zu seyn; dagegen fehlte den Kranken, in beiden Instituten, damals ein Arzt, der doch wohl unentbehrlicher seyn möchte als ein Geistlicher; wenn man die Wahnsinnigen nämlich nicht blos aufbewahren und unschädlich machen, sondern auch wo möglich heilen will. Letzteres schien zu der Zeit nicht in dem Zweck dieser reichlich dotirten Institute zu liegen. Vornämlich hat das männliche Irrenhaus zu Kloster Hayna — (gestiftet aus den ehemaligen bedeutenden katholischen Kloster-Gütern, zur Zeit der Reformation) — sehr reichliche Einkünfte; allein die Verwendung derselben könnte vielleicht mehr auf die wirkliche Erleichterung und Abhülfe des menschlichen Elends gerichtet seyn, als auf die starken Tagesgelder, und auf die hohen Besoldungen der Ober-Aufseher, deren Stellen gleichsam Sinecuren waren für adelige Personen. *)

*) Man berichtete damals in öffentlichen Blättern, daß in Merxhausen eine wahnsinnige Person schwanger

Wie ich endlich im September 1796 nach Gießen zurückkam, so befand sich daselbst schon seit mehreren Monaten eine französische Garnison; und eine, von Darmstadt aus niedergesetzte Kriegs-Commission besorgte die sämmtlichen Kriegs-Angelegenheiten in Betreff der häufig durchpassirenden französischen Truppen.

In der Mitte des Septembers wurden die Durchzüge gefährlicher, wie Jourdan nämlich bei Würzburg geschlagen war, und von den Oesterreichern bis nach Düsseldorf verfolgt, auch über den Rhein gejagt wurde. Bei dieser Gelegenheit fiel auch ein kleines aber hitziges Gefecht zwischen den Generalen Ney und Kray in der Nähe von Gießen vor, wobei die Stadt, in welche die Oesterreicher eingedrungen waren, von den Franzosen mit glühenden Kugeln beschossen, und 168 Häuser beschädigt wurden.

Sechs Tage dauerte das Kanonieren von beiden Seiten (wobei die Stadt Gießen zwischen den beiden Heeren in der Mitte lag). Endlich zogen die Franzosen ab, nachdem sie bei Limburg aufs Neue waren geschlagen worden.

---

geworden sey, und daß mit der zunehmenden Schwangerschaft der Wahnsinn allmählig sich vermindert, und gegen die Zeit ihrer Niederkunft ganz nachgelassen habe. Unter dem damaligen Kriegsgetümmel und Unruhen habe ich nicht erfahren, ob die Besserung von Dauer gewesen ist. Sollte indeß diese Erscheinung (wenn sie gehörig constatirt wurde) nicht die Aufmerksamkeit der Aerzte in Anspruch nehmen?

Dritter Abschnitt.

Die französische Invasion,

vom Jahr 1796 bis 1799, wo die Neutralität zwischen Frankreich und Hessen-Darmstadt von mir mit dem General en Chef der Observations-Armee am Rhein — Bernadotte, — (im März 1799) zu Mainz abgeschlossen wurde.

Der Krieg hatte im Jahr 1797, diesseits des Rheins, seinen Schauplatz aufs Neue aufgeschlagen, indem die Franzosen im Anfange des Aprils unter dem General Hoche über den Rhein gingen, und bei Neuwied die österreichischen Truppen schlugen, so daß diese sich über die Lahn zurückziehen mußten, und ihr rechter Flügel von den Franzosen bis vor die Thore von Frankfurt, sowie der linke Flügel bis nach Lauterbach und Schliz hin über den Vogelsberg verfolgt wurde.

Nun ward die Provinz Oberhessen wieder von feindlichen Truppen besetzt, und sofort das französische Hauptquartier zu Gießen aufgeschlagen. Auf Befehl des Landgrafen wurde deßhalb aufs Neue eine Kriegs-Commission in Gießen niedergesetzt, welche (der vorigen von 1796 gleich) aus vier Mitgliedern von der Universität, vier

von der Regierung, Einem der hiesigen fürstlichen Beamten (damals Regierungsrath Meyer) und ein Paar Magistrats-Personen bestand.

Da ich im Herbst 1796 Rector unserer Universität geworden war, auch französisch sprach, so konnte ich mich nicht entziehen, Mitglied dieser Commission zu werden, wozu mich ein besonderes Großherzogl. Rescript ernannte; zumal die meisten Studiosen sich nach Hause begeben hatten, und gar keine Vorlesungen zu der Zeit gehalten wurden.

Die erste Erscheinung der Franzosen vor Gießen machte der General Ney mit 6000 Husaren. Er fand die Thore gesperrt (um eine etwaige Plünderung beim ersten Eindringen zu verhüten). Ich wurde mit ein Paar meiner Collegen von der Kriegs-Commission dem Feinde vor dem Thor entgegengeschickt, um Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu erwirken. General Ney bewilligte mir Beides, und stellte sogar eine Schutzwache von einigen Husaren in das gesperrte Thor, um alles Eindringen zu verhindern. Allein, wie derselbe fortgeritten war, verließ die Schutzwache bald ihren Posten.

An demselben Nachmittage fiel ein Treffen zwischen den beiden Heeren bei Grüningen, anderthalb Stunden von Gießen vor, welches zwar unentschieden blieb, indem beide Armeen ihre Positionen behaupteten, doch wurde General Ney dabei gefangen genommen. Indessen zogen sich die Oesterreicher am folgenden Tage bis über den Vogelsberg zurück.

Der General en Chef, Hoche, quartirte sich

nun mit sieben seiner Generale und mit mehreren tausend Mann Soldaten in Gießen ein, ließ sofort 100,000 Franken Executions-Gelder von der Stadt fordern für das ebenso unvernünftige als hinterlistige Verfahren eines ihrer kurzsichtigen Beamten im Jahr 1796, vermöge welchem man, gegen das gegebene Wort, die Thore den Oesterreichern zu früh geöffnet hatte, wodurch eine Compagnie Franzosen (die Romains genannt), die noch in der Stadt lag, gefangen wurde. Da wir gegen diese Strafgelder protestirten, so wurden die zwei reichsten Kaufleute in Gießen sogleich festgenommen, und sollten am folgenden Morgen auf dem hiesigen Paradeplatz erschossen werden, wenn das Geld nicht baar bezahlt würde. Die Summe wurde nun zur bestimmten Zeit entrichtet.

Ich war an diesem Tage als Mitglied der Kriegs-Commission in die hiesige Post deputirt, um bei der Ankunft des Generals Hoche gegenwärtig zu seyn. Die Fatiguen und viele Besorgungen des Tages bis in die späte Nacht hatten mich aber so angegriffen, daß ich krank nach Hause kam. Demungeachtet wurde ich am folgenden Morgen frühe durch einen französischen Unterofficier wieder aus dem Bette geholt, und zwar auf Befehl des Obergenerals, welcher mich als Deputirten unseres Landes bei sich behielt, um die öconomischen Angelegenheiten in seinem Hauptquartier zu besorgen.

Ich lernte bei dieser Gelegenheit den General Hoche ziemlich genau kennen. Er war bei seinem hellen Kopf und entschlossenen militärischen

Sinn ein feiner und sanfter Mann, gebildet und wohldenkend, auch keineswegs hart. Sein schlanker Körper war aber schwächlich. Seine Brust war auf der abenteuerlichen Fahrt nach den azorischen Inseln 1796 so sehr angegriffen worden, daß er von der Zeit an heiser sprach, und eine gelbe Gesichtsfarbe davon getragen hatte. Er kränkelte nun fortdauernd, und starb im September 1797 in seinem Hauptquartier, welches er nach Wetzlar hin verlegt hatte. *)

---

*) Hoche war vor der Revolution 1789 Unterofficier in der k. Garde zu Paris, und zeigte sich, mit Lefebre und Andern seiner Cameraden in gleichem Grade, als einer der Ersten, welche die Bastille erstürmen halfen. Beide traten sodann in die Nationalgarde, und von dort aus unter die Linientruppen, und thaten sich bald so hervor, daß sie schnell emporstiegen, und in einigen Jahren zu Generalen erhoben wurden. Hoche commandirte schon 1793 als General en Chef in der Schlacht bei Pirmasenz, welche jedoch der Herzog von Braunschweig gegen ihn gewann. Lefebre gab der Schlacht bei Fleurus und Charleroi 1796 (die Jourdan schon verloren gab,) eine so glückliche Wendung, daß die Oesterreicher sich bis nach Aachen retiriren, und von den Franzosen verfolgt, endlich selbst über den Rhein zurückgehen mußten.

Hoche wurde 1796 mit 40,000 Mann Truppen nach Irland geschickt, um dieß Königreich zu erobern. Es wäre dieß dem kühnen Feldherrn auch wohl gelungen, wenn nicht folgendes unglückliche Ereigniß dazwischen getreten wäre. — Hoche ließ nämlich die Flotte mit seinen Truppen, unter dem Befehl seines Chefs d'etat major, des General Grouchy (nachmaligen Marschalls) von Brest absegeln, und blieb noch einige Tage zurück, um bestimmtere Instructionen von Paris aus zu erwarten. Er fuhr darauf 4 Tage später auf einer schnell segelnden Fregatte der Flotte nach, wurde aber gleich beim Auslaufen von einem heftigen Sturm aus Nord-Osten hart ergriffen, welcher mehrere Tage lang mit starken Regengüs-

Unter Hoche dienten damals die Generale Cherin (als Chef d'etat major), Lefebre als

---

sen anhielt, so daß seine Fregatte nicht nach Irland gelangte, sondern bis in die Mitte des atlantischen Meeres geworfen wurde, worauf dieselbe in einem Hafen der Azoren einlaufen und sich ausbessern lassen mußte. Der feurige General Hoche stand während dieses Sturms Tag und Nacht auf dem Verdeck, und war vor Ungeduld ganz in Verzweiflung. Er ermunterte die Schiffsmannschaft durch Zureden und durch reichliche Geldgeschenke zur höchst möglichsten Anstrengung, und wurde dabei so oft und so gänzlich durchnäßt, daß er endlich krank darnieder fiel. Das Uebel warf sich auf die Brust und legte den Keim zu der Krankheit, welche ihn im September 1797 in Wetzlar wegraffte.

Ich führte dort dem General Hoche auf sein Ersuchen einen deutschen Arzt zu, nämlich den geschickten Geheimen Rath Thilenius, damals noch in Lauterbach, welcher auch einen glücklichen Anfang machte mit einer Kur, die demselben wenigstens auf Jahr und Tage noch das Leben erhalten haben würde, wenn nicht die neidischen französischen Doctoren und Stabschirurgen, welche im französischen Hauptquartier waren, die angefangene Kur des Dr. Thilenius, welcher nicht beständig gegenwärtig seyn konnte, immer gestört und zuletzt vereitelt hätten.

Die Franzosen sprachen in der Folge von Vergiftung und von andern abgeschmackten Dingen mehr, was aber eben so schändlich erdichtet als boshaft und verleumderisch war, wie Dr. Thilenius in einem medicinischen Journal damals unwidersprechlich erwiesen hat.

General Grouchy hatte indessen vor dem Ausbruch des Sturms Ireland erreicht, war mit den Truppen glücklich gelandet, faßte aber nicht den kühnen Entschluß allein zu operiren, da er den Plan des Obergenerals Hoche nicht genau kannte, und überhaupt mehr für die defensive als offensive Parthei gemacht zu seyn schien. Da Hoche nun 14 Tage lang ausblieb, und eine britische Armee sich unterdessen gegen die Franzosen zusammen gezogen hatte, so schiffte Grouchy mit seinen Truppen sich wieder ein, und kehrte nach Brest zurück.

Wie Hoche endlich in eben dem irländischen Hafen

Befehlshaber des rechten, und Championett als Befehlshaber des linken Flügels; sodann die Brigade-Generale Legrand, Soult (jetzt Kriegs-Minister in Paris), Damas, Ney u. a. m. D'hautpoul war General von der Cavallerie in Gießen; Sorbier commandirte die Artillerie.

Nach Hoche's Tode hatten wir als Ober-Generale Augerau, Lefebre, so wie Joubert (der in der Schlacht bei Novi gegen Suwarow fiel) und Andere mehr, die theils ihr Hauptquartier in Wetzlar, in Friedberg, oder auch in Mainz hatten. Von Divisions-Generalen, die in Gießen commandirten, und mit welchen wir die sämmtlichen Land-Kriegsgeschäfte abzumachen hatten, nenne ich nur Championett, Legrand, Soult; sodann Haquin, Grouchy und den General Bernadotte (jetzigen König von Schweden), mehrerer Anderer nicht zu gedenken. Bernadotte war der Letzte, der hier commandirte.

Der Friede zu Löben wurde von Bonaparte den 18. April 1797 mit Oesterreich zwar abgeschlossen, allein es war für uns nur ein Waffenstillstand. Denn die Armeen in Deutschland blieben auf demselben Punkt stehen, wo dieser Friede ihnen publicirt wurde. Unser Land wurde daher in großen Nachtheil gebracht, da das ganze Ober-Fürstenthum Hessen von den Franzosen besetzt blieb, und wir von 40,000 Mann, welche von Frankfurt an bis nach Coblenz hin den Rhein

---

einlief, wo seine Flotte gelegen hatte, so fand er alles leer, und mußte ebenfalls unverrichteter Sache nach Brest zurückkehren.

hinunter einquartirt waren, den größten Theil ernähren und zum Theil auch kleiden mußten. Denn die französischen Armeen erhielten damals gar keinen Sold, noch Unterstützung von Frankreich aus, sondern lebten blos auf Kosten der Länder, die sie besetzt hielten.

Der Waffenstillstand verhinderte nur offenbare Feindseligkeiten und grobe Gewaltthätigkeiten; dennoch kamen dergleichen zuweilen vor. Dieß rührte meist daher, daß die französische Sprache damals noch bei uns so wenig üblich war, welches zu tausend Mißverständnissen und Streitigkeiten Anlaß gab. Auch erzeugte der gänzliche Mangel an Löhnung für die französischen Soldaten zwei Jahre lang manche Bedrückungen, so wie Haß und Widerwillen, welche den stolzen Republikanern der damals sogenannten großen Nation selbst nicht lieb waren. Uebrigens hielten die Generale im ganzen doch gute Mannszucht, und selbst die große Zahl von spitzbübischen Kriegs-Commissären wurde noch ziemlich im Zaum gehalten; ja General Hoche schickte sogar ein ganzes Corps derselben gleich anfangs über den Rhein wieder zurück.

Eine besondere Classe von ihnen waren die sogenannten Commissärs du Gouvernement, welche nicht unter dem Befehl des Ober-Generals zu stehen glaubten, und daher ganz willkührlich und gewaltthätig verfuhren, sowie Rapinat und Andere in der Schweiz und in Italien dieß thaten. Sie beraubten unsere Universitäts-Bibliothek ihres Münz-Cabinets, ließen die besten Bücher ein-

packen in 19 große Verschläge und waren im Begriff, sie über den Rhein schaffen zu lassen. Ich (als Rector der Universität) widersetzte mich kräftig und wurde dabei von dem französischen General unterstützt. Zwar wurde ich von den Commissären du Gouvernement, die ihre besonderen Schildwachen hatten, anfangs arretirt und der Bibliothek-Schlüssel beraubt; der General Championett aber, der in Gießen commandirte, befreite mich bald, ließ die Schlüssel der Bibliothek zurückgeben und mir sie einhändigen. Auch bewirkte derselbe die schleunige Entfernung dieser Commissäre durch den Chef d'etat major, General Cherin, wozu auch der thätige Kammerrath Moter vorzüglich im Hauptquartier zu Friedberg glücklich mitwirkte.

Ich hatte zu der Zeit den Vortheil, daß der französische Gesandte Rivals in Cassel, welchen ich 1796 hatte kennen lernen, mir seinen Sohn (einen Jüngling von 16 Jahren) auf ein Jahr lang in Pension gab, um hier die deutsche Sprache zu lernen und zu studiren. Dieß verschaffte mir manchen Vorzug bei einigen Generalen, welche überhaupt den Statistiker, von dem sie Manches lernen zu können glaubten, hervorzogen. Sie luden mich oft zu ihrer Tafel ein, achteten mich als Gelehrten und behandelten mich als Freund. Dadurch hatte ich Gelegenheit, die Kriegs-Verwaltungs-Angelegenheiten, welche ich täglich mit den Generalen, die hier commandirten, im Namen der hiesigen Kriegs-Commission abmachen mußte, ohne Geldgeschenke beseitigen zu können,

welche doch von meinen Collegen oft gemacht werden mußten, wenn sie zum Vortheil des Landes etwas Bedeutendes bewirken wollten. In einer Soirée, den commandirenden Generalen und Officieren in meinem Hause (auf meine Privatkosten) gegeben, richtete ich mehr aus, als alle Geschenke zu thun vermocht hätten. Denn die Franzosen und namentlich auch die höheren Officiere liebten gesellschaftliche Vergnügungen gar sehr, und waren glücklich, wenn man ihnen diese verschaffte.

Von den hier commandirenden Divisions-Generalen, welche die ganze Militär-Administration zu besorgen hatten, war General Championett zwei Jahre lang (1797 und 98) für Stadt und Land am bedeutendsten. Er besaß kein großes Militär-Genie, aber er war ein braver Officier und ein sehr verständiger und wohldenkender Mann. Sein Chef d'etat major, General Daclon, war wo möglich noch menschenfreundlicher, und die Franzosen sagten von ihm: Si on veut peindre la vertu, il faut peindre Daclon.

Indessen konnten solche einzelne Generale nicht allen Excessen vorbeugen, bei einer Armee von 40,000 Mann, die zwei Jahre lang in unserem Lande im Quartier lag.

Gleich anfangs wurde zwar eine starke Contribution von mehreren 100,000 fl. erhoben, allein diese reichte nicht lange aus, zumal da einige Untergenerale sich zwiefache Portionen davon eigenmächtig zueigneten. Dieß war der Fall z. B. mit dem Brigade-General Olivier, welcher in Lich und Kloster Arnsburg commandirte, der mir mit

dem Arquebusiren drohte, wie ich, von der Kriegs-Commission beauftragt, einen Theil von den ungerechter Weise genommenen Contributions-Geldern zurückforderte. Ich entkam nur mit Hülfe meines Pferdes, und floh zu dem General Championett nach Gießen, welcher mir Schutz und Sicherheit verschaffte. Kaum dieser Gefahr entronnen, *) kam eine andere, die zwar nicht für meine Person, wohl aber für unser Land nachtheilig hätte werden können.

Der Ober-General Hoche nämlich, welcher sein Hauptquartier nach Wetzlar hin verlegt hatte, fand daselbst nicht Fourage genug für die übermäßig große Anzahl der Pferde von so vielen Generalen und Stabs-Officieren, welche dort zusammenströmten. Er schickte deßhalb eines Tags

*) Aehnliche Drohungen wurden mir von dem General Lefebre, Compere und Miguel Ferrier gemacht, aber nie kam es zu einer wirklichen Mißhandlung. Auch andere meiner Collegen machten ähnliche Erfahrungen, selbst den uns beigegebenen Kammerrath Moter, den Geheimen Rath Herff u. a. m. nicht ausgenommen. Man mußte in diesem Fall nur die größte Unerschrockenheit und Festigkeit zeigen, welches der brave Moter z. B. vorzüglich zu thun im Stande war, da er selbst Officier gewesen und ausgezeichnet gedient hatte im Jahr 1794 in den Niederlanden. Dieser sprach dabei fertig französisch und war uns bei den Generalen Hoche und Cherin von sehr großem Nutzen. Nur Schade, daß er sich nach einem halben Jahr nach Darmstadt begab, und sich von den Kriegs-Commissions-Geschäften völlig zurückzog, um sich der Hofkammer in Darmstadt ganz zu widmen. Die Universität ertheilte ihm zum Beweise ihrer Dankbarkeit, daß er so thätig mit zur Rettung ihrer Bibliothek gewirkt hatte, das philosophische Doctor-Diplom. Sonst wurden unsere Beamten selten von den Franzosen mißhandelt, vornehmlich wenn sie etwas französisch sprechen konnten.

einen Officier nebst 50 Chasseurs zu Pferde nach Gießen und von hier aus an unsere Aemter in der Nähe und Ferne, um von jedem eine gleichbaldige Lieferung einer gewissen Quantität von Heu, Stroh und Haber nach Wetzlar zu begehren, bei Strafe der Execution, wobei für jeden Mann täglich eine Krone gezahlt werden mußte.

Der Schrecken darüber wurde allgemein, denn eine solche Lieferung würde viele Tausende erfordert haben, den kostbaren Transport ungerechnet.

Auch hätte unser Land alsdann die übrigen viele tausend Pferde von der in unserem Ober-Fürstenthum Hessen stationirten französischen Cavallerie nicht mehr bis zur Heu-Erndte (vom Mai bis zum Julius hin) ernähren können.

In dieser Verlegenheit wurde ich zum Ober-General Hoche nach Wetzlar geschickt, um diese ungeheure Lieferung abzuwenden, welches mir nur dadurch gelang, daß ich die hinter Wetzlar liegenden Aemter des nassauischen Gebiets, bis an die Sieg hin, dafür vorschlug, welches auch durchging. Diese Länder gehörten ebenfalls zu den Distrikten, welche von den Franzosen besetzt waren, aber ungemein viel schwächer als unser Gebiet, welches mit den österreichischen Vorposten im Vogelsberg zusammenstieß.

Weil Hoche schon damals auf einen deutschen Arzt dachte, und diesen durch meine Vermittlung zu erhalten glaubte, (welches auch späterhin, wie schon in einer Note erwähnt, geschah,) so gelang meine Mission vollkommen.

Dagegen konnte ich eine andere bedeutende

Ersparung für unser Land leider damals nicht bewirken, so unsäglich viele Mühe ich mir darum gab. Die französische Armee mußte nämlich neue Montirungen erhalten, auch die Cavallerie ihre Sattel- und Zaum-Geschirre neu verbessert sehen. Dieß kostete eine große Summe, die wir bezahlen mußten, weil das Directorium in Paris für die Sambre- und Maas-Armee, die sich in fremden Ländern alles Nöthige requiriren sollte, nichts hergab. Es kam hiebei nun, wenn es einmal absolut geschehen mußte, sehr viel auf die Repartition an, so wie auf die Forderung selbst, welche jedes einzelne Corps machen würde.

Es wurde nun der Anfang gemacht mit der Cavallerie, mit dem 8ten Dragoner-Regiment, (welches in Biedenkopf, Battenberg und Breidenbach lag), sodann folgte das 6te Chasseur-Regiment in Alsfeld ꝛc., mit welchen beiden ich billige Abschlüsse zu machen so glücklich war. Wir accordirten dabei auf Aversional-Summen mit den Obersten der Regimenter, und diese schafften dann die Montirungen dafür an. Man kann nicht läugnen, daß die Generale Championett und Soult (ein streng rechtlicher und fester Mann, sowie er sich jetzt auch als Kriegsminister in Paris zeigt), sodann die Generale Legrand, Dumas ꝛc. uns dabei unterstützten, und keineswegs drückten, sondern alles zu erleichtern suchten. Indessen mußten doch ihre Truppen auf unsere Kosten neu gekleidet werden.

Im Herbst 1797 wurde endlich (den 18. Oct.) der Friede zu Campo-Formio von Bonaparte

abgeschlossen, und nun traten manche Veränderungen mit dem französischen Militär und dessen Generalen, auch in unserem Lande ein. Allein die Truppen blieben doch fortdauernd bei uns liegen, und die Last wurde in dem Maaße immer schwerer, je länger sie dauerte. Die Hülfsquellen wurden dadurch ganz erschöpft und das Land ganz verschuldet. Da Millionen schon auswärts entlehnt waren, so hörte der Kredit endlich ebenfalls auf. Die unseligen, eben so langweiligen als unnützen Friedens-Unterhandlungen zu Rastadt dauerten bis zum Jahre 1799 fort und endigten bekanntlich mit Schrecken.

Ein Haupt-Nachtheil für unser Land entstand auch durch den öfteren Wechsel der französischen Generale, welche theils die Militär-Administration in der Provinz gewöhnlich veränderten, theils aber auch ohne neue Kosten nie abzugeben, noch anzutreten pflegten. Namentlich kostete die Unterhaltung der Hauptquartiere dem Lande viel Geld, vornehmlich anfangs unter dem General Hoche und Cherin. Dieß konnte aber nicht lange fortdauern, weil wir das Geld nicht aufzubringen, wußten. Daher war es ein Glück für uns, daß die folgenden Generale weniger gebrauchten, und unsere Armuth berücksichtigten. Zu diesen gehörte zwar Ney nicht, wohl aber der Ober-General Joubert, welcher in Friedberg lag, und ein sehr gerechter, einfacher und menschenfreundlicher Mann war. *) Sodann die Generale Legrand, Soult,

*) Joubert wurde nach Frankreich zurück gerufen, und 1799 zum General en Chef ernannt über die italienische Armee,

Damas, Charpentier u. a. m., welche sehr humane und gebildete Männer, sich auch wohlwollend gegen uns bewiesen. Indeß nahmen die obersten Commandeurs der Artillerie und Cavallerie von den Divisions-Generalen meistens keine Befehle an, sondern nur von dem Ober-General, der aber nicht immer gegenwärtig war in unserer Provinz.

Lefebre (François Joseph) war der Sohn eines Müllers aus dem Elsaß, daher er ein schlech-

---

welche unter dem General Scherer wiederholt von Suwarow war geschlagen worden. Joubert lieferte die letzte Schlacht gegen diesen russischen Feldherrn bei Novi, und bat den abgehenden General Moreau, noch dieser Bataille beizuwohnen, welches geschah. Joubert ließ des Morgens frühe, vor der Schlacht, das Miniatur-Bildniß seiner jungen und schönen Gemahlin, welches er auf der Brust trug, durch die Reihen der Soldaten tragen, mit der Erklärung: „Er habe dieser seiner neu vermählten Gattin versprochen, Sieg oder Tod werde das Resultat seiner ersten Schlacht seyn." Dieß begeisterte die Truppen und der Angriff der französischen Armee war heftig. Die Russen hielten ihn aber aus, und Joubert, der zu hitzig sich voran gewagt hatte, wurde gleich Anfangs in der Schlacht erschossen. Dieß brachte Unordnung in die französischen Reihen, und ehe noch Moreau das Ober-Commando übernehmen konnte, war die Armee geschlagen, welche er jedoch durch einen geschickten Rückzug von ihrem gänzlichen Untergange rettete. Diesen deckte der General Grouchy mit der Cavallerie so lange, bis er von allen entblößt nur noch ein Paar Schwadronen den verfolgenden Blankenstein'schen Husaren entgegensetzen konnte. Bei dem letzten Angriff setzte Grouchy seinen Generalshut, in Ermanglung einer Standarte, auf seinen Degen, und ließ auf den Feind einhauen. Dabei wurde er aber schwer am Kopfe verwundet, und gefangen zu dem Großfürsten Constantin gebracht, der in der Schlacht gegenwärtig war, welcher ihn menschenfreundlich aufnahm und völlig curiren ließ.

tes Deutsch sprach. Als Sergeant in der Garde francaise warf er sich 1789 mit Eifer in die Revolution, that sich bei der Eroberung der Bastille 1789 sehr hervor, und stieg bald darauf in der Armee so schnell empor, daß er in einigen Jahren bereits als General commandirte.

In unserer Gegend erschien er zuerst 1796, und blieb hier bis zum Jahr 1798, ohne jedoch in Gießen sein Hauptquartier zu haben.

Als General en Chef, ad interim, war er in Wetzlar, und von dort mußten wir seine Befehle einholen.

Lefebre war zwar sehr hitzig, aber gerecht und redlich, welches ich mit nachfolgendem Zuge belegen zu dürfen glaube. Der Obrist Merlin (ein Neffe des Directors Merlin in Paris) commandirte das rothe französische Husaren-Regiment, und lag mit demselben 1797 in unserem Amte Bingenheim (in der Wetterau), welches er völlig ruinirte. Er requirirte dort unter Andern zu wiederholten Malen 50 Hüte Zucker, eben so viele Bouteillen Arrak, 50 Dutzend Citronen, 50 Pf. Caffee 2c., und schickte es jedes Mal an seine Gattin nach Frankreich. Dabei brutalisirte man in diesem Amte die Einwohner so unglaublich, daß der damalige Geistliche in Bärstadt, Butte, (jetzt pensionirter k. preußischer Regierungsrath zu Bonn) von Merlin mit Mißhandlungen bedroht, in das neutrale Cassel'sche entfliehen mußte.

Endlich klagte der Beamte bei der Kriegs-Commission in Gießen, und überbrachte selbst die Original-Papiere dieser schändlichen Requisitio-

nen von des Obristen Hand. Ich brachte diese an den General en Chef Lefebre, zu Wetzlar, und übergab ihm zugleich ein Schreiben von General Championett, worin es hieß: Le porteur de cette lettre, Mr. Crome, qui fait ici les affaires de l'administration militaire de son pays, avec les Generaux francais, m'a toujours dit la verité. Il vous dira, Mr. le G., des choses du Colonel Merlin, dont un brave Français doit rougir.

Wie Lefebre diesen Brief gelesen hatte, trieb er seine Gattin und alle Officiere aus dem Zimmer, packte mich an der Brust und schrie: Heraus damit, was haben Sie mir zu berichten, worüber ich erröthen soll?

Ich zeigte meine Requisitionen von Merlin; er las und zerriß sie. — Darauf befahl er mir, Wetzlar ohne seine Erlaubniß nicht zu verlassen; morgen solle der Obrist Merlin mir gegenüber gestellt werden. Derjenige, welcher von uns beiden Unrecht behielte, solle sofort über den Rhein wandern, Merlin mit seinem Regiment, oder ich nach Hamm. Bis dahin würde ich Mittags und Abends an seiner Tafel speisen.

Mit diesem Bescheid ging ich zu dem Chef d'etat major, dem trefflichen General Charpentier. Dieser fürchtete für mich einen übeln Ausgang der Sache, weil Merlin seines Oheims wegen (der im Directorium zu Paris saß) sehr geschont und gescheut wurde. Er sagte und rieth mir sodann folgendes:

Lefebre wird Sie heute Abend bei der Tafel neben seine Frau setzen; diese spricht nur von

Rüben und Krautsalat. Der General selbst spricht an der Tafel (wo Sie 40 Personen finden werden) gar nichts, weil er weiß, daß er nicht gut spricht. Um 11 Uhr, wo die Tafel aufgehoben wird, eilt Alles fortzukommen, denn der Letzte muß auf den jedesmaligen Befehl des Generals da bleiben, und ihm Gesellschaft leisten bis gegen 1 Uhr, wo er zu Bette geht. Der müssen Sie nun heute Abend seyn, und da können Sie frei und offen mit ihm reden, auch ihn leicht dazu bewegen, morgen mit Ihnen nach Gießen zu reiten, um mit Championett zu Mittag zu speisen (wovon er schon längst geredet hat). Dort wird dieser General, der ja Ihr Gönner ist, Sie zurück behalten und befreien. Sonst möchten Sie wohl in acht Tagen nach Frankreich wandern müssen.

Dieß Alles ging pünktlich in Erfüllung. Auf dem Wege nach Wetzlar, wo Lefebre fast immer Galopp ritt, und mein Pferd (wenn gleich ein tüchtiger Siebenbürger) nicht immer gleichen Schritt mit dem seinigen hielt, schrie er: Montez au diable, comme il faut; sans quoi je vous donnerai un coup de sabre dans la bouche, que la mousse rouge vous coulera dans la barbe. Seine Officiere riefen ihm zu: Général, vous oubliez l'armistice, et que Mr. Crome est Regent de l'Université: — et point de Guide, fügte ich hinzu: pour les Generaux francais! Dieß besänftigte den General sogleich, und er wurde wieder sehr artig gegen mich.

In Gießen nahm uns der General Cham-

pionett freundlich auf, billigte meine Auskunftsmittel sehr, behielt mich mit zur Tafel, und schützte mich bei der Abreise nach Tische gegen Lefebres Befehl, ihn nach Wetzlar zurück zu begleiten. Indessen wurde der Obrist Merlin überwiesen, und mußte in acht Tagen mit seinen Husaren über den Rhein zurück. *)

Der damalige Brigade-General Soult, der Jahr und Tage bei uns verweilte, hatte eine sehr gebildete und reiche Frau aus Crefeld geheirathet, lebte dabei still und öconomisch, und war wegen

*) Lefebre erzählte mir an dem Abend, wo ich bis 1 Uhr bei ihm bleiben mußte, unter Andern folgendes, welches den Mann im Privatleben characterisirte. Er war zwei Monate vorher (im August 1797) in Paris gewesen. Dort frug ihn der Director Barras eines Tags bei der Tafel: Ob er schon die große Oper gesehen habe? In meinem ganzen Leben war ich noch in keiner Comödie noch Oper, war die Antwort. Nun, sagte Barras, dann sollen Sie heute hineingehen, ich gebe Ihnen mein Billet für die große Officiersloge in der Oper. Lefebre mußte gehorchen, und hatte wie gewöhnlich seinen grauen Oberrock über seine Montirung gezogen. Er wurde also nicht erkannt. Ein Officier de l'Interieur, der noch kein Pulver gerochen hatte, moquirte sich über ihn, und sagte einem alten Weibe, welches Erfrischungen in die Loge brachte, ins Ohr: Sie solle den Officier im grauen Oberrock doch fragen, ob er bei seiner Entrée auch ein Billet gehabt habe? Lefebre packte das Weib sofort bei der Kehle und fragte: Hat dir nicht diesen Auftrag der große Officier dort gegeben? — Sie sagte, ja. Lefebre ging auf ihn zu, riß seinen Oberrock auf und sagte: Ich bin General Lefebre. Und nun faßte er den Officier am Kragen und warf ihn unsanft aus der Loge. Alle übrigen Officiere waren sehr erschrocken, aber keiner mischte sich darein, da General Lefebre von ungemeiner Körperstärke und als ein Feuerkopf sehr gefürchtet war.

seiner strengen Gerechtigkeitsliebe und Thätigkeit sehr geachtet.

Er ließ in Abwesenheit des Generals Championett eine Todtenfeier, dem General Hoche zu Ehren, auf der Haardt bei Gießen halten, welche mit einem großen Manövre und einem prächtigen Gastmahl verbunden war, wobei der General Soult sich sehr liebenswürdig zeigte.

General Haquin (der 1798 als Divisions-General in Gießen commandirte) war unstreitig derjenige von allen französischen Divisions-Generalen, welcher die allerstrengste Mannszucht hielt, die größte Oeconomie in seiner Militär-Administration führte, und die Einwohner am gelindesten, wenn gleich zuweilen auffallend sonderbar behandelte. Er war freilich wohl ein heimlicher Aristocrat (was von einem ehemaligen Reise-Marschall der Königin Antoinette nicht anders zu erwarten war); seitdem er aber die Partei der Democratie ergriffen hatte, so hielt er streng bei ihren Grundsätzen, in so weit als sie sich mit der Gerechtigkeit vereinigen ließen. Dabei war er so uneigennützig, daß er sich die Achtung aller Parteien erwarb.

General Haquin brachte einen einzigen Aide de camp mit. Dieser hieß Laroque, und wurde (wie schon bemerkt) in der Folge mein Schwager, wie ihn General Bernadotte, der nach der Zeit in Gießen commandirte, zum Stadt-Commandanten ernannt hatte. Haquins Hauptquartier kostete der Stadt täglich nur zwei Carolin, dagegen die Früheren wohl gegen 20 Louisd'ors an jedem Tage verschwendeten. Haquin war übrigens pünktlich

in der Vollziehung der Befehle, die ihm von dem Directorium zu Paris zukamen, z. B. bei der Entwaffnung der sämmtlichen Einwohner, die unter seinem Commando vollzogen wurde.

Nun trat zu der Zeit, in der Woche vor Pfingsten (1798), ein unglückliches Ereigniß ein, welches uns ein ganzes Dorf hätte kosten können. Es war ein französischer Befehl publicirt worden, wonach jedes Zusammenrottiren der Einwohner (Bauern und Bürger) bei Todesstrafe verboten wurde, und wenn gar die Sturmglocke dabei geläutet worden sey, so sollte der Ort sofort in Asche gelegt werden. Die Franzosen glaubten, dieses zu der Zeit für ihre eigene Sicherheit thun zu müssen, da ihre Garnison in manchen Dörfern nur schwach war. Jetzt kam der Fall im Mai 1798 vor, daß in dem Dorfe Stumpenterode (im Vogelsberge) eine offenbare Schlägerei zwischen den französischen Soldaten und den Einwohnern des Orts sich ereignet hatte, wobei mehrere Personen auf beiden Seiten verwundet wurden, und selbst die Sturmglocke von dem Küster war gezogen worden. Der General Haquin war also, dem vorbenannten französischen Befehl gemäß, in die Nothwendigkeit gesetzt, die Einäscherung dieses Dorfes zu befehlen; wenn nämlich die Schuld der Schlägerei nicht den Soldaten, sondern den Einwohnern desselben zur Last fiele. Daher ließ er die Sache durch ein niedergesetztes Kriegsgericht an Ort und Stelle selbst untersuchen, und von demselben unmittelbar das Urtheil fällen. Dazu wurde der General Daclon, als Chef des

Generalstabs, commandirt, sodann ein Obrist und ein Chef d'Escadron, ein Capitän, ein Lieutenant und ein Adjutant, nebst dem Rapporteur (Auditeur) u. s. w. Hiezu kam noch eine Escadron Cavallerie von dem 6ten Chasseur-Regiment aus Alsfeld, so wie eine Compagnie Infanterie aus Lauterbach. Eine andere lag schon längst in Stumpenterode als Garnison. Alle diese Militärs trafen mit mir am ersten Pfingsttage um 8 Uhr Morgens dort ein. Auch hatte die Kriegs-Commission außer meiner Person, die mit dem Militär commandirt war, noch ein Paar ihrer Mitglieder ebenfalls dahin deputirt, um die Bauern, wenn sie von den Franzosen uns überlassen würden, zur Rechenschaft zu ziehen.

Das Rathhaus des Orts wurde nun sofort besetzt, und das ganze Dorf von französischen Soldaten umgeben, so daß Niemand weder heraus noch hinein kommen konnte.

Ich hatte unterdessen den General Daclon und seine Officiere in das Pfarrhaus geführt zum Frühstück, sodann auch dort ein gutes Mittagessen für sie bestellt, und nun ging es zum Verhör auf das Rathhaus, wo ein förmliches Kriegsgericht gehalten wurde. Ich gestehe, daß mir bei allen diesen Vorkehrungen doch nicht wohl zu Muthe war, und ich besorgte (da keiner meiner dortigen Collegen französisch sprach), daß ich den französischen Militärs nicht in allem würde widerstehen, noch unser Dorf retten können.

Ein glücklicher Gedanke, der mir zur rechten Zeit einfiel, zog mich auch hier, mit Hülfe des

schönen Geschlechts, glücklich aus einer verzweifelten Lage. Ich erinnerte mich nämlich, daß bei den Franzosen die hübschen Weiber einen grossen Eindruck machen, zumal wenn sie mit Anstand weinen. Nun war die vorgenannte Schlägerei in der Stube eines Bauern vorgefallen, dessen Frau in demselben Zimmer seit mehreren Wochen im Kindbette lag, und die den ganzen Handel mit angesehen hatte. Zu dieser Frau begab ich mich, und fand ein sehr junges, hübsches Weib, das an diesem Morgen zum ersten Mal aus dem Kindbette aufgestanden, und sich und ihr Kind (da es gerade erster Pfingsttag war,) rein und hübsch gekleidet hatte. Ich bat dieselbe, mir den blutigen Vorgang vollständig zu erzählen und dann sich fertig zu halten, um als Zeuge mit auf dem Rathhause zu erscheinen, als wohin ich sie abholen würde. Sie versprach dieß mit schwerem Herzen und vielen Thränen, weil ihr Ehemann selbst mit in die Schlägerei verwickelt war, und sein Leben oder doch seine Freiheit auf dem Spiel stand.

Nachdem ich nach dem Rathhause zurückgekehrt war, wurde mir das französische Protokoll vorgelesen, welches meine Landsleute völlig condemnirt haben würde, wenn ich es nicht hätte widerlegen können; denn es lautete ganz gegen unsere Bauern.

Nun kamen auch diese ins Verhör, deren Aussage ich ins Französische übertrug und zu Protokoll gab. Bei aller Anstrengung von meiner Seite, sie schuldlos darzustellen — (was sie auch

größtentheils wirklich waren) — merkte ich doch, daß die Majorität des Kriegs-Gerichts gegen mich sprechen würde, wenn gleich der General Daclon und einige andere Mitglieder sich wohl hätten überzeugen lassen, daß die französischen Soldaten autores rixae gewesen seyen. Wie es nun hieß: c'est fini etc. wandte ich dagegen ein, daß noch ein Hauptzeuge zurück sey, (nämlich die vorbenannte Bauersfrau,) und bat den General, dieselbe holen zu dürfen. Dieß wurde mir bewilligt. Sie erschien von mir unterstützt, ihr neugeborenes Kind auf dem Arm, blaß und mit rührendem Ausdrucke der Sorge und Angst.

Dieß wirkte wie ein electrischer Schlag auf die Franzosen. Alles schrie laut auf: Ah! la pauvre femme: comme elle est pale et souffrante et pourtant belle! — Une Chaise pour Elle! — und so saß sie da wie eine Heilige, und hatte das Ansehen eines Mariabildes mit dem Christuskinde auf dem Schooß.

Ihre Aussagen, die ich französisch zu Protokoll gab, wurden nun wie ein Evangelium angenommen, und die früheren Aeußerungen der französischen Soldaten dadurch entkräftet, auch widerlegt. Ich bemerkte deutlich den guten Effect in den Mienen der Mitglieder des Kriegs-Gerichts, und dieß ließ mich einen glücklichen Ausgang hoffen.

Wie ich die Frau, welche sich in dem Dorfe, das von Militär wimmelte, nicht sicher fühlte, nach Hause begleitet hatte, und darauf zu dem Kriegs-Gericht zurückkam, so war das Urtheil

unterdessen gesprochen, des Inhalts: daß die französischen Soldaten, als autores rixae anerkannt, und die fünf Schuldigsten davon nach Mainz abgeführt werden sollten, um nach den französischen Gesetzen dort bestraft zu werden. Die Bauern hingegen, welche sich blos vertheidiget hatten, und der Küster, der unaufgefordert die Sturmglocke gezogen, wurden unserer Justiz überlassen.

Glücklicher konnte diese bedenklich gewordene Sache sich nicht endigen, und ein fröhliches Mittagsmahl in dem Pfarrhause beschloß den ganzen Akt. General Haquin bestätigte und vollzog das Urtheil buchstäblich. Dieser würdige Mann verließ uns bald darauf, von unseren Segenswünschen begleitet.

Sein Nachfolger, General Grouchy, kam in seinem Wohlwollen gegen uns dem abgegangenen General Haquin ziemlich gleich. Er war aber gebildeter als Jener, auch weit jünger und kräftiger als Militär. Gleich Anfangs mußten wir ihm zwar eine Geld-Unterstützung von 20 Carolinen zukommen lassen, weil er gerade aus der Vendee zu uns kam, und dort alle seine Habseligkeiten verloren hatte; — Grouchy verlegte aber dagegen (auf meine Vorstellungen) eine Escadron vom 6ten Chasseur-Regiment aus unserem Amte Alsfeld nach Amöneburg hin, (welches damals noch chur-mainzisch war,) und entschädigte uns dadurch vielfach. Denn diese würden uns in einer Woche mehr gekostet haben, als das Zweifache von dem, was wir ihm gegeben hatten. Uebrigens kostete auch sein Hauptquartier dem Lande wenig;

er hielt dabei gute Mannszucht, und begünstigte uns auf alle Art. Grouchy befreite uns unter Andern von einer Contribution von 75000 Frcs., welche das Hauptquartier des Ober-Generals Joubert in Friedberg von uns forderte; während er selbst nach Paris abgereist war. Dieser General war ein eifriger Jagdliebhaber und ein guter Schütze, welches derselbe hier auf der Jagd bewies. Auch habe ich seine Geduld bewundert, mit welcher er ein stettisches Pferd curirte, dadurch, daß er, nach allen vergeblich angewandten Mitteln es fortzubringen, fünf Stunden auf demselben Fleck unverrückt halten blieb, bis das Pferd endlich von selbst (vom Hunger angetrieben) fortging, und sich nach der Zeit nicht mehr widerspenstig bezeigte, auch nie wieder stettisch war.

Auf den General Grouchy folgte der damalige Divisions-General Bernadotte (jetziger König von Schweden) bei uns im Commando. Wie ich gleich nach seiner Ankunft, als Deputirter von der Kriegs-Commission, zu ihm geschickt wurde, um ihn zu becomplimentiren, und wegen der Unterhaltung seines Hauptquartiers mit demselben zu unterhandeln, frug General Bernadotte mich: Wie viel hat denn derjenige von meinen Vorgängern im Commando, welcher das Wenigste forderte, täglich von Euch erhalten? Ich antwortete: Dieß war General Haquin, der täglich nur zwei Carolins annahm. Et moi, antwortete der General, je ne prendrai qu'un Louis, par jour.

Bernadotte zeigte sich überall als ein sehr uneigennütziger und liberaler edelmüthiger Mann, der eben so wohldenkend als gebildet war. Ein Feldherr vom ersten Range, ein geliebter Chef seiner Truppen, und in Hinsicht der Administration militaire Muster im eigentlichen Sinne; welches auch für unser Land wohlthätig wurde.

Dieser General war der Letzte, welcher während der französischen Invasion bei uns als Divisions-General das Commando führte, und dessen Andenken uns ewig theuer und unvergeßlich bleiben wird.

Bernadotte war ein Kenner und Liebhaber der Wissenschaften, daher auch ein Gönner und Freund der Gelehrten. Er führte eine schöne Sammlung von Landkarten und eine Auswahl neuer trefflicher Bücher bei sich, auch war er in dem Gebiet der militärischen Wissenschaften, so wie der Staatswissenschaften so bewandert, daß er an seiner Tafel, der ich gewöhnlich in jeder Woche einige Mal beiwohnte, trefflich darüber sprach. Auch hielt ich demselben, auf dessen Wunsch, täglich des Morgens früh eine statistische Vorlesung, (in französischer Sprache, wobei die besten Karten vorgelegt wurden,) wodurch ich mir die Zuneigung und das Wohlwollen dieses trefflichen Generals in hohem Grade zu erwerben so glücklich war, welches in der Folge von großer Wichtigkeit bei meinen diplomatischen Geschäften für unsern Staat wurde. Bei dieser täglichen gelehrten Unterhaltung bot ich dem General eines Tages ein Ehren-Diplom von Seiten unserer

Academie an, und der allgemein von uns verehrte Feldherr nahm es mit vielem Vergnügen an.

An dem Tage, wo ich ihm dasselbe übergab, wurde der Universität ein herrliches Fest von dem General gegeben, der überhaupt von den französischen Generalen der Einzige war, der solche Feste auf seine eigene Kosten gab. *)

*) An demselben Tage wurde ich eine Stunde vor der Versammlung zum Feste auf die Kriegs-Commission gerufen, und erhielt den Auftrag, dem General Bernadotte sofort anzuzeigen, daß ein französischer General N. N., der am folgenden Tage nach Mainz überziehen und nach Frankreich zurückkehren würde, einem Staatsdiener in der Stadt Grünberg ein treffliches Reitpferd weggenommen habe, und aller Vorstellungen ungeachtet dasselbe ohne Zahlung mitnehmen wolle. Man wünschte nun, daß General Bernadotte, als commandirender Divisions-General, dem General N. N. eine Ordre schicken möge, wodurch ihm dieser Raub verboten würde.

Ungern übernahm ich gerade jetzt diesen Auftrag von meinen Collegen, da ich mit Recht befürchten mußte, General Bernadotte würde dieß sehr unpassend finden und übel aufnehmen; indessen war periculum in mora, und die Pflicht geht über die Etiquette. Bei meinem Eintritt sagte mir der General: Vous avez un air triste et serieux qui ne convient pas à mon jour de fête. Ich erzählte ihm den Vorfall. Er wurde sehr empfindlich darüber, daß man gerade an dem Tage eine Diebstahls-Anklage anbrachte, und in dem Augenblicke wo man sich zu Tische setzen wollte zu seiner Doctor-fête, indessen war keine Zeit zu verlieren; er führte mich in sein Bureau und dictirte mir einen französischen Brief an den Amtmann, der die Klage eingesandt hatte, des Inhalts: „daß der General Bernadotte der Anklage keinen Glauben beimessen könne, da „der General N. N. einer solchen gesetzwidrigen Handlung „unfähig sey; vielmehr habe derselbe viel zu strenge Begriffe von Ehre, Gerechtigkeit und Humanität, „um während eines Waffenstillstandes (wo alle Gewaltthätigkeiten wegfallen müßten) ein solchen Raub „sich zu erlauben. Er, der General Bernadotte, habe in

Wie Bernadotte im Herbst 1798 zu uns kam, hatte derselbe in diesem Jahre Vieles erlebt. Es wurde nämlich 1798 der Friede zu Campo formio (einer Vorstadt von Udine im Herzogthum Venedig) geschlossen, wodurch die österreichischen Niederlande an Frankreich kamen, die Republik Venedig aufgehoben und zwischen Oesterreich und der cisalpinischen Republik getheilt wurde.

Die Venetianer fühlten sich nicht glücklich unter dem neuen Zepter, und wollten lieber der cisalpinischen Republik ganz angehören. Sie wandten sich deßhalb heimlich an den General Bonaparte, und dieser wies sie an den General Bernadotte, dessen Division noch in Italien stand, und der ihnen zu einer Contre-Revolution hülfreiche Hand leisten könnte und würde. Der Anschlag wurde aber verrathen, unterdrückt und von allen Theilnehmern desavouirt; nur der Name des Generals Bernadotte wurde dadurch in Wien ganz verhaßt. Gleichwohl schlug Bonaparte ihn gleich darauf dem Directorium zum Gesandten

„früheren Zeiten als Capitän unter dem General N. N. „selbst gestanden, und habe von Ihm alle die Grundsätze „von Gerechtigkeit, Edelmuth, Ehre und Menschenliebe „gelernt, welche er in der Folge sich anzueignen gesucht „habe; Ihm, seinen Grundsätzen, seinem Beispiel „verdanke er diese Gesinnung; also würde die Klage über „den intendirten Pferderaub wohl ein Irthum seyn" rc. Dieser Brief wurde sofort durch einen französischen Dragoner an die Behörde nach Grünberg geschickt, welche denselben dem General N. N. vorlegte. Dieser schämte sich, und stellte das Pferd seinem ursprünglichen Eigenthümer wieder zu.

nach Wien vor. Das war nun in aller Hinsicht kein Posten für den General Bernadotte, am wenigsten in jener Epoche. Bonaparte wollte ihn kränken oder stürzen; denn Bernadotte war durch seine Tapferkeit bei der italienischen Armee zu glücklich gewesen, und hatte seinen Neid auf sich gezogen.

Letzterer fand in Wien eine kalte Aufnahme, namentlich bei der Kaiserin (einer neapolitanischen Prinzessin,) und bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem kalten und berechnenden Thugut. *)

*) Thugut wurde von der Kaiserin Maria Theresia 1779 an Friedrich II. nach Böhmen ins Lager geschickt, um denselben zum Frieden mit Kaiser Joseph II. zu bewegen, wodurch der bairische Erbfolgekrieg beendigt werden sollte. Thugut speisete bei dem Könige in seinem Zelte, und nach der Tafel fieng die Unterhandlung an, die Thugut mit Landkarten und Papieren, die er in der Tasche trug, zu belegen suchte. Friedrich II., des Dinges überdrüssig, sagte sehr strenge: Finissez Mr. de Thugut, j'ai d'autres affaires. Thugut raffte seine Papiere schnell zusammen, und empfahl sich. Kaum war er fort, so fand der König, daß Thugut seinen Bindfaden in der Eile hatte liegen lassen. Er öffnete daher schnell die Thüre, und rief: Mr. de Thugut! Dieser hörte dieß auf der Treppe und glaubte, der König habe sich eines bessern besonnen, eilte also zurück und sagte: Me voici Sire à votre service. Der König gab ihm kaltblütig den vergessenen Bindfaden und sagte: Voici votre ficelle, je n'aime pas le bien d'autrui, und damit entließ er ihn. Thugut ging mit Verdruß nach Wien zurück. Bald darauf kam der Fürst Gallizin mit 60,000 Mann Russen an die böhmische Gränze, und brachte den Frieden zu Teschen bald zu Stande, indem er in der Versammlung, wo auch der König gegenwärtig war, mit dem Säbel auf den Tisch schlug und mit lauter Stimme sagte: Finissez Messieurs! la paix ou la guerre, aujourd'hui, sans delai! — Nun wurde Friede. —

Es entspann sich nun bald eine Cabale gegen den General Bernadotte, und dieser forderte nach einigen bekannten unangenehmen Vorfällen, die ich übergehe, die nöthigen Pässe, und reiste von Wien ab nach Rastadt. Hier verweilte er einige Zeit, ging dann nach Paris und kam im November nach Gießen.

Kaum hatte Bernadotte uns um Weihnachten 1798 verlassen, so rückten die französischen Kriegs-Commissäre, gegen welche dieser edelmüthige General uns bis dahin geschützt hatte, mit einem starken Commando von mehr als 100 Cürassieren von Weilburg aus (wo General Dautpoult mit einem Regiment Cavallerie lag,) bei uns ein, und verlangten, ein Getreide-Magazin auf unsere Kosten nach Mainz geliefert zu sehen, welches wir für den Nothfall zusammen gebracht hatten.

Einer solchen ungerechten und kostspieligen Forderung widersetzten sich zwölf Mitglieder der Kriegs-Commission kräftig. Dafür wurden Jedem von uns zwölf Cürassiere zur Execution ins Haus gelegt, die übel hauseten, wenn man ihnen nicht Festigkeit entgegen setzte. Unser Schutzengel, General Bernadotte, dessen Hauptquartier nach Landau hin verlegt war, half uns indessen auch von dort aus der Verlegenheit, indem er denjenigen Kriegs-Commissär, welchen ich ihm als den Aergsten bezeichnete, durch den Ober-General Jourdan (der in Strasburg lag,) arretiren und von Gießen ab nach Strasburg hinführen ließ. Dadurch erhielten wir bessere Bedingungen von

den übrigen Kriegs-Commissären bei dem Accord, den wir endlich doch mit ihnen treffen mußten, zum Abkaufen dieser frevelhaften Forderung und kostspieligen Lieferung.

Nun hatten wir in dem Augenblick gar keine Franzosen mehr im Lande, aber unsere Einwohner waren zwei Jahre hindurch von ihnen ausgesogen worden, wir waren verschuldet und verarmt, und hatten auswärts keinen Kredit mehr. Der Feind lag noch im Nassauischen, seine Truppen konnten täglich wieder einrücken, und wir hatten keine Hoffnung, ganz von denselben verschont zu bleiben.

Der höchstselige Großherzog Ludwig hatte nun an den General Bernadotte, bei seinem Abzuge von Gießen, ein Danksagungs-Schreiben erlassen, dafür, daß er sein Land so schonend behandelt hatte. Dieser schrieb demselben verbindlichst zurück, daß er unserem Lande Ruhe und Erholung wünsche, die aber nur alsdann erst sicher erfolgen würde, wenn unser Staat sich von dem zwecklosen Kriege mit Frankreich losmache; so wie Preußen und Hessen-Cassel dieß schon längst gethan hätten, u. s. w. Er würde uns dabei in Paris unterstützen.

Der Krieg dauerte immer noch diesseits des Rheins (1799) fort, und wir mußten befürchten, das Fürstenthum Starkenburg, welches bisher ziemlich verschont geblieben war, ebenfalls besetzt zu sehen; auch erhielt ich von dem französischen Ober-Kriegs-Commissär Rudler in Mainz vor seiner Abreise nach Strasburg, die geheime Nach-

richt, daß man in Paris beschlossen habe, unser Land am Rhein und Main zu besetzen, sodann das französische Hauptquartier nach Darmstadt zu verlegen, und von dort aus durch die Bergstraße über Heidelberg nach Schwaben hin zu operiren. Zugleich erfuhren wir insgeheim, daß man unser Militär in Darmstadt entwaffnen, die Staatskasse stürzen und den Fürsten entfernen würde.

Nachdem dieß Alles unserem Hofe bekannt geworden war, so entschloß sich derselbe kurz und gut, allen diesen Befürchtungen und fatalen Ereignissen zuvorzukommen, und mit Frankreich insgeheim eine Art von Abkommen zu treffen, d. h. eine Neutralität abzuschließen, welche zwar diesen Namen nicht führen, wohl aber dieselbe Wirkung haben solle.

Diese glückliche Idee verdankten wir dem General Bernadotte, und die Ausführung dem Landesfürsten, welcher sie mit Eifer ergriff, und durch den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron von Barkhaus-Wiesenhütten mit Muth und Kraft ins Leben treten ließ. Beide gebrauchten mich als Werkzeug dazu, um diesen für unseren Staat so wohlthätigen Plan auszuführen, der dem Lande mehrere Millionen, so wie den Einwohnern unsäglich viel Blut und Thränen ersparte.

Ehe ich indeß diese Negotiation mit Frankreich erzähle, muß ich eines anderen Begebnisses hier gedenken, welches mich betrifft, und mir der Aufbewahrung werth zu seyn scheint, weil es die

Verfahrungsweise des vorletzten Königs von Schweden, Gustav IV., einigermaßen darlegt.

Am 10. Febr. 1799 las ich nämlich in dem Hamburger Correspondenten, unter der Rubrik Stockholm, daß Se. Maj. der König von Schweden, Gustav IV., geruhet hätten, den hessen-darmstädtischen Regierungsrath und Professor Dr. Crome zu Gießen, zum Professor primarius der philosophischen Facultät auf der Universität zu Greifswalde zu ernennen, mit einem Gehalt von 2000 Rthlr., und daß derselbe dort auf Ostern d. J. aufziehen und diese Stelle antreten werde.

Betroffen über diese Nachricht, wovon mir früher nichts bekannt geworden war, erwartete ich ruhig, wie dieß Ereigniß sich aufklären würde. Meine Neugierde wurde auch bald befriedigt, denn ich erhielt einige Tage darauf ein officielles Schreiben von Sr. Excellenz dem Grafen von Platen (dem damaligen Gouverneur von Stralsund und Curator der Universität zu Greifswalde), mit einem förmlichen Ruf von Seiten Sr. Maj. des Königs von Schweden zu der vorgenannten Professur der Staats- und Cameral-Wissenschaften in Greifswalde, wobei man voraussetzte, daß ich denselben unbedingt annehmen würde.

Diesem war, außer dem sehr verbindlichen Schreiben des Grafen von Platen, noch ein officieller Brief des dortigen Universitäts-Secretärs Dr. Thomas beigefügt, in welchem diese ganze Angelegenheit völlig entwickelt, die sehr vortheilhaften mir gemachten Bedingungen en detail ange-

geben, und die ganze Lage der Dinge in Greifswalde (die Wiederbesetzung dieser vacanten Professur betreffend,) vollständig geschildert wurde.

Ich schickte das ganze Paket sofort an das geheime Staats-Ministerium zu Darmstadt, und bat um Verhaltungsbefehle. Statt aller anderen Antwort erhielt ich zwei Tage darauf eine Estafette von unserem damaligen Staats-Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Darmstadt, dem Hrn. v. Barkhausen, mit dem Auftrage, mich innerhalb vier und zwanzig Stunden in der Residenz einzufinden, mit einer Equipirung auf ein Paar Monate, um zu einer Negotiation mit Frankreich von unserem Hofe gebraucht zu werden. Das Weitere in Betreff des Rufs von Schweden würde sich alsdann finden.

In Darmstadt eröffnete mir der Staats-Minister von Barkhausen, daß der General Bernadotte zum General en Chef der neu aufgestellten Observations-Armee am Rhein sey ernannt worden, und daß derselbe zufördeſt sein Hauptquartier in Mainz aufschlagen würde.

Dahin sollte ich vors Erste als außerordentlicher Abgeordneter unseres Hofes abgeschickt werden, um eine Neutralität zwischen Frankreich und unserem Hofe zu bewirken.

Der höchstselige Großherzog ließ mir ein förmliches Commissions-Decret, als Instruktion dazu, von dem Ministerium ausfertigen, und gab mir zugleich ein Creditiv an den Ober-General Bernadatte, von Allerhöchstdemselben selbst vollzogen, für diese Mission.

Was meinen Ruf nach Greifswalde anlangte, so mußte ich denselben in dem Cabinet des Staats-Ministers von Barkhaus in Darmstadt selbst abschreiben, unter der Entschuldigung: daß ich gegenwärtig in Staats-Angelegenheiten nach Frankreich sey geschickt worden, wozu unser Hof in diesem Augenblick keinen anderen Staatsdiener gebrauchen könne, und daß ich es mir nie verzeihen würde, den Fürsten, welchem ich schon damals zwölf Jahre gedient hatte, und Höchstwelcher mich mit seinem höchsten Vertrauen beehrte, zu der Zeit zu verlassen, wo derselbe meiner Dienste am nothwendigsten bedürfe.

Ich mußte also den äußerst ehrenvollen und vortheilhaften Ruf ablehnen, der früher oder später mir vielleicht willkommen gewesen seyn würde.

Nach drei Wochen erhielt ich ein zweites Schreiben von dem Hrn. Grafen v. Platen,*) des Inhalts: daß die in meinem Antworts-Schreiben von mir aufgestellten Ablehnungs-Gründe von der Art seyen, daß sie sehr wohl aufgenommen worden, daß man aber schwedischer Seits gerade einen solchen Staatsdiener vorzüglich schätze, und in schwedische Dienste zu ziehen wünsche, welcher so dankbar an seinem Fürsten hienge. Deßhalb schlüge man mir einen Aufschub von einigen Monaten vor, etwa bis Johanni d. J., wo ich meine definitive Erklärung einschicken möchte, ob ich auf Michaelis 1799 in Greifswalde eintreffen könne, wenn meine diplomatischen Geschäfte in Frankreich

*) Siehe Beilage IV. und V. Briefe des Grafen von Platen an mich.

alsdann vielleicht beendigt seyn würden. Man würde die dortige Stelle und Besoldung so lange für mich offen behalten. Wenn ich auch alsdann nicht einwilligen möchte, so würde ich ersucht, einen anderen würdigen Gelehrten anstatt meiner vorzuschlagen.

Die Academie zu Greifswalde ließ mich gleich darauf durch ihren würdigen Universitäts-Secretär Thomas in zwei zutrauens- und ehrenvollen Briefen angelegentlich ersuchen, die mir angebotene Stelle doch anzunehmen und offerirte mir noch mehrere Vortheile in Ansehung meiner Wohnung und der dortigen Feuerung von Torf ꝛc. Da mich der Großherzog indeß nicht verlieren wollte, so schlug ich den Dr. Canzler in Göttingen vor, nachdem der Professor Voß in Halle (den ich zuerst empfohlen hatte) deßwegen nicht berücksichtigt ward, weil er früher etwas gegen Schweden geschrieben hatte. Dr. Canzler nahm darauf die Stelle unter guten Bedingungen an. Es hat mir später doch zuweilen leid gethan, diesen Ruf ausgeschlagen zu haben; indessen erhielt ich damals für die Ablehnung desselben eine Zulage von 200 fl.

Während der Zeit war der Hof in Darmstadt in großen Besorgnissen. Man kannte den Beschluß des Directoriums in Paris, und konnte demselben nichts entgegensetzen. Es blieb also nur noch die Flucht nach Sachsen übrig. Diese würde aber vielleicht eine halbe Million Gulden gekostet haben, und die konnten wir damals nicht sogleich aufbringen. Auch würde unser Land

alsdann mit zum Kriegsschauplatz am Rhein gemacht, und ganz ruinirt worden seyn. Und wann sollte dieß enden? Dadurch wäre die Residenz und die ganze Provinz dem Feinde preis gegeben, und Millionen verloren gewesen. Deutsche Truppen waren diesseits des Rheins so wenig vorhanden, als jenseits von Düsseldorf bis nach Strasburg hin; nur in Schwaben sammelte sich eine österreichische Armee unter dem Commando des Erzherzogs Carl, bei welcher auch ein Corps von 3000 Mann hessen-darmstädtischer Truppen unter dem General Lindau stand, welche letztere unserer Residenz einigen Schutz hätten gewähren können, wenn sie im Lande gewesen wären.

In dieser bedenklichen Lage wurde ich im Ausgange Februars 1799 nach Mainz geschickt, um wo möglich den drohenden Sturm zu beschwören. Meine Ankunft daselbst wurde dadurch verzögert, daß der Main stark ausgetreten war und die Brücke bei Nied (unweit Höchst) ganz weggerissen hatte. Ich fuhr durch die überschwemmten Straßen, — nachdem sich endlich ein Frankfurter Kutscher dazu hatte erkaufen lassen, — wo das Wasser so hoch angeschwollen war, daß es in meinen Wagen strömte, und ich mit meinem Bedienten auf dem Hintersitze stehen mußte. Allein es war periculum in mora, ich mußte nach Mainz, das Vaterland war in Gefahr.

Es lagen damals daselbst 6000 Mann Conscribirte, nebst Cavallerie und Artillerie u. s. w. Mehrere französische Generale waren dort anwesend, wovon ich keinen Einzigen kannte. Nur der furchtbare

General Collot d'Herbois, welcher in Lyon Tausende mit Kartätschen hatte erschießen lassen, fiel mir durch seine häßliche Gestalt besonders auf.

Täglich erhielt ich Briefe aus Darmstadt, welche jederzeit ein gemeiner Bauer, der Butter, Eier und Käse in die Stadt brachte, in seinen Strümpfen verborgen hielt, die er auf meinem Zimmer alsdann auszog, um mir die Papiere zu übergeben.

Die höchstselige Frau Großherzogin drang fortdauernd auf die schleunigste Abreise des Hofes nach Sachsen, wozu alle Wagen schon gepackt waren; der Großherzog widerstand aber kräftig, so lange als es möglich und räthlich war, um Stadt und Land nicht dem Untergange auszusetzen, und wartete daher erst auf Nachrichten von mir aus Mainz.

Durch diese ganze Lage in ängstliche Sorge versetzt, sehnte ich mich nach der Ankunft des Ober-General Bernadotte.

Endlich kam derselbe nach Mainz, von zwanzig Kanonenschüssen begrüßt, und ich begab mich sofort in das deutsche Haus, wo er abgestiegen war. Nachdem die vielen Generale und Stabs-Officiere, welche ihn bewillkommten, weggegangen waren, empfing mich der edelmüthige Feldherr sehr gnädig, konnte mir aber in dem Augenblicke nur den einzigen traurigen Trost geben, daß ich es vierundzwanzig Stunden vorher wissen solle, ehe seine Truppen abmarschieren würden, um Darmstadt zu besetzen. In dem ersten Tumult seiner Ankunft konnte der Ober-General mir

freilich kein anderes Versprechen ertheilen; welches ich denselben Abend noch nach Darmstadt berichtete.

Indessen wurde nun am folgenden Tage schon von mir negotiirt, und das Resultat davon nach mehreren wiederholten Unterhandlungen an das Directorium nach Paris berichtet. Es war zu bedauren, daß unser damaliger Gesandter zu Paris, der Baron von Pappenheim, zu der Zeit auf Urlaub in Frankfurt war, wo seine Gemahlin ihre Niederkunft erwartete, mithin unsere Angelegenheiten dort nicht unterstützen konnte. Wir mußten uns demnach gänzlich auf unseren Schutzengel, den Ober-General Bernadotte, verlassen, und dieser rechtfertigte unser Vertrauen vollkommen.

Von Seiten unseres Hofes hatte ich zwar (meinem Creditiv zu Folge) vollkommene Vollmacht, eine Neutralität mit Frankreich insgeheim abzuschließen, — wiewohl unter einem anderen Namen, weil wir uns zu der Zeit vor Oesterreich hüten mußten, welches unsere Negotiation mißbilligt haben würde, und dessen Uhlanen in der Bergstraße standen, auch bis an die Thore von Darmstadt streiften, wo nur eine schwache Besatzung lag, zur Besetzung der Thore. — Da man mir indessen dazu nur eine mündliche Instruktion geben konnte, so vermochte man nicht alles genau darin zu bestimmen: ich mußte deßhalb mehrmals auf einige Stunden von Mainz nach Darmstadt eilen, um neue Verhaltungs-Befehle zu holen. Zu dem Ende lag ein herrschaftlicher Reitknecht mit zwei tüchtigen Reitpferden in Rüsselsheim am Main, um mich von dort

(wohin ich ebenfalls zu Pferde von Mainz aus mich begab und dann bei Flörsheim über den Main setzte) in ein Paar Stunden schnell nach Darmstadt zu bringen. Dieß geschah zu wiederholten Malen.

Unterdessen hatten die Franzosen schon in unserem Rauenheimer Walde, am linken Ufer des Mains, mehrere Tausend Klafter Holz fällen lassen, um es auf dem Main nach Mainz zu transportiren, theils zu Brennholz, theils auch zur Reparatur der dortigen Festungswerke. Sodann hatte General Ney, der unter Bernadotte in Speier commandirte, durch seine Patrouillen diesseits des Rheins einige hessen-darmstädtische Husaren gefangen genommen, welche Depeschen von unserem Hofe nach Rastadt bringen sollten: kurz der Krieg fing an, in der Provinz Starkenburg seine Wirkungen zu zeigen, als ich eines Morgens frühe einen geheimen Boten von Darmstadt erhielt, der einen Brief des Ministers von Barkhausen in seinem Strumpfe mitbrachte, des Inhalts: „die „Fürstin wolle nicht länger als 24 Stunden noch „in Darmstadt verweilen, ich müsse in dieser Frist „mit dem General Bernadotte abschließen oder „nach Darmstadt zurückkehren.“ Sofort befahl ich meinem Bedienten, mir ein Reitpferd zu bestellen, zog mich eilig reisemäßig an, und ritt nach dem deutschen Hause, wo der General Bernadotte residirte. Hier band ich mein Pferd an das eiserne Gitterthor, und ging zu dem General hinauf.

Es war Morgens 8 Uhr, als ich in das

Cabinett desselben trat, und doch fand ich ihn schon am Schreibtische; denn er arbeitete damals sehr viel, indem er alles Schriftliche selbst entwarf, und seine Adjutanten und Secretäre blos das Nothwendigste abschrieben. Sein Chef d'état major, der General Gherin, wár zu der Zeit von Paris noch nicht angekommen, daher lag die ganze Last einer neu zu organisirenden Observations-Armee auf dem Ober-General Bernadotte allein.

Wie ich bei ihm eintrat, rief er mir entgegen: D'ou venez vous de si grand matin? — Je suis rappellé, mon Général, j'ai reçu aujourd'hui l'ordre de revenir à Darmstadt, en cas qu'il ne plaise pas au Général en Chef, de finir aujourd'hui notre négotiation et d'agreér nos propositions! — La Princesse ne veut pas rester plus long-temps dans l'incertitude.

Quoi, sagte er, Vous ètes rappellé? Vous, qui m'avez travaillé comme un Diable, depuis huit jours, pour les affaires de votre Cour! Vous, rappellé au moment ou les affaires peuvent être arrangées? — Eh bien, alors je ferai marcher demain mes troupes à Darmstadt!

Nous pourions peutêtre nous arranger encore aujourd'hui, mon Général, sagte ich, par un accomodement reciproque, je me rendrais alors ce soir encore à Darmstadt pour y porter le resultat de notre négotiation et reviendrais dans quelques jours sur mes pas.

Nous verrons, antwortete er, j'ai des affaires

pressantes ce matin. Mais à onze heure je Vous ferai appeller. Allez chez un de mes aides de Camp, qui vous fera servir un déjeuner, afin que vous puissiez alors partir, sitôt que nous aurons fini.

Ich muß hier bemerken, daß der treffliche Ober-General in der That sehr edelmüthig gegen uns handelte, indem er den in Paris vom Directorium ihm vorgeschriebenen Operationsplan zu unseren Gunsten abänderte. Dieser war nämlich der: in Darmstadt sein Hauptquartier aufzuschlagen, und von dort aus durch die Bergstraße über Heidelberg und Heilbronn nach Schwaben zu operiren. Ich stellte ihm dagegen vor, daß, da die Bauern im Odenwalde und im Spessart aufs Neue im Aufstande begriffen seyen, sein Haupt-Quartier in Darmstadt oft beunruhigt werden dürfte, zumal da seine Observations-Armee damals noch schwach war, indem der Ober-General Jourdan in Schwaben alle disponible Truppen an sich zog, um dem Erzherzog Carl Spitze bieten zu können.

Ich rieth ihm vielmehr zu dem Plan, der früher schon geäußert war, nämlich Mannheim (welches die Oesterreicher damals nur schwach besetzt hatten) durch einen Coup de main wegzunehmen, und von dort aus über Heidelberg und Heilbronn nach Schwaben hin zu agiren. Ich fügte hinzu: die hessen-darmstädtischen Truppen (3000 Mann an der Zahl), welche zu der Zeit noch bei der Armee des Erzherzogs Carl in Schwaben standen, sollten alsdann sofort von uns zu-

rückgezogen werden, und diese würden hinlänglich seyn, wenn sie von uns in den Odenwald verlegt würden, alle Unruhen und Empörungen an den Gränzen zu ersticken, oder doch von unserer Residenz zurückzuhalten.

Dieser Vorschlag fand Eingang und wurde auch sofort ausgeführt. Zu dem Ende erhielt der General Ney, der in Speyer lag, Befehl, Mannheim wegzunehmen, welches derselbe auch in einer Nacht sogleich bewerkstelligte.

Jetzt schloß der Ober-General Bernadotte an demselben Tage noch zwischen 11 und 4 Uhr einen Pacifications-Vertrag zwischen Frankreich und Hessen-Darmstadt mit mir ab, und zwar unter folgenden Bedingungen:

1) Frankreich wird a dato keinen Mann mehr als Feind in die hessen-darmstädtischen Länder einrücken, wohl aber als Freund durchmarschiren und nöthigenfalls Quartier nehmen lassen.

2) Alle restirenden Kriegs-Contributionen und Forderungen (die wohl noch mehr als 100,000 fl. betragen mochten) werden niedergeschlagen und fallen weg.

3) Alles Holz, welches für Rechnung der Franzosen gefällt worden im Rauenheimer Walde, bleibt dort zurück und kommt nicht nach Mainz, sondern wird nach Darmstadt gebracht.

4) Die vom General Ney gefangen genommenen hessen-darmstädtischen Husaren, nebst ihren Depeschen und Montirungs-Stücken, werden zurück gegeben.

Dagegen will Hessen-Darmstadt seine 3000 Mann Truppen sogleich von der österreichischen Armee des Erzherzogs Carl in Schwaben zurückziehen, und sie an die Gränze des Odenwalds verlegen, um die Ruhe und Ordnung dort aufrecht zu erhalten.

Uebrigens sollte diese Pacification (weil die Oesterreicher in der Bergstraße standen) vor's Erste noch ganz geheim gehalten, jedoch dem Serenissimo zu Darmstadt, und dem Directorium in Paris, sofort zur Bestätigung vorgelegt werden.

Wie beide Exemplare copirt, unterschrieben und besiegelt waren, und ich das Meinige in meine Brusttasche steckte, sagte ich dem General Bernadotte: der Fürst, mein Landesherr, habe mir aufgetragen, ihm eine Domaine in unserem Lande anzubieten, da unsere Kasse in dem damaligen Augenblicke zu sehr erschöpft sey, um ein anständiges Geschenk en Valeur métallique anbieten zu können.

Est ce que Vous me croyez Juif? war die rasche und hitzige Antwort des Ober-Generals. Je ne connois pas votre Prince, j'ai fait cet accommodement avec votre patrie, par amitié pour vous; et seulement pour vous. — Plus un mot! et hatez vous d'aller à Darmstadt pour rassurer la Princesse.

Gleichwohl erkauften zu der Zeit unsere deutschen Fürsten den Frieden in der Regel, und selbst das kleine, damals noch souveräne Isenburg bezahlte 40,000 Gulden, wie man behauptete, dafür an Frankreich.

Jetzt war es fast 5 Uhr geworden und der General Bernadotte eilte, von seinem Generalstabe begleitet, zur Mittagstafel, welche auswärts gehalten wurde. In dem Hofe des deutschen Hauses fand ich meinen Schimmel, welcher von Morgens acht Uhr an dort am Gitterthor gestanden hatte, und meiner gegebenen Ordre ungeachtet nicht war gefüttert worden. Ich bestieg ihn sogleich; im ersten Anspringen stürzte derselbe aber auf dem Pflaster der Länge nach hin, mir auf das rechte Bein.

Alle Officiere sprangen hinzu, um mir und meinem Pferde wieder auf die Beine zu helfen. Ich setzte mich trotz meines angeschwollenen Knie's dennoch sogleich wieder auf, und ritt bis an den Rhein. Dort war aber die abgebrochene Schiffbrücke noch nicht wieder aufgestellt, auch war weder ein Schiffchen noch ein Nachen für schweres Geld zu erhalten, um mich über den Rhein zu bringen, theils der eingetretenen Dunkelheit wegen, theils wegen des vielen Treibeises in dem Flusse, wobei kein Schiffer mehr über denselben zu fahren wagte. Gleichwohl mußte ich hinüber, um an demselben Abend noch oder doch in der Nacht meine diplomatischen Depeschen dem Hofe abzugeben, ehe derselbe von Darmstadt abreiste.

Das Glück half mir aus der Verlegenheit. Das große Getreideschiff, welches jeden Abend um sechs Uhr zu der Zeit nach Cassel fuhr, (wo damals die Schiffsmühlen lagen) um Korn hinüber zu bringen, und Mehl für die Garnison herüber zu holen; dieß Schiff fuhr eben ab, und ich nahm

eilig meinen Platz oben auf den Kornsäcken, den ich zehnfach bezahlte. Denn der Schiffer wollte keinen Menschen mehr aufnehmen, da schon sechszehn Personen auf den Säcken saßen; und das Fahrzeug nur noch wenig Bord hatte. Nach einer langsamen und bedenklichen Fahrt kamen wir in Cassel an, wo ich sogleich ein anderes Pferd nahm, um nach Flörsheim am Main (Rüsselsheim gegenüber) zu reiten.

In Rüsselsheim fand ich herrschaftliche Reitpferde, die auf mich warteten. Mit diesen kam ich Abends um halb eilf Uhr vor dem Schlosse zu Darmstadt an, wo der Hof noch an der Tafel war. Sobald meine Ankunft der Herrschaft bekannt wurde, sprang die Fürstin sogleich vom Tische auf, und stürzte in das Vorzimmer, wo ich mich in meinem ziemlich durchnäßten Reise-Anzug befand. *)

---

*) Ich fand nämlich, wie ich Abends zwischen sechs und acht Uhr bei Flörsheim über den Main setzte, nur einen kleinen Nachen, in welchem ich mich platt auf den Boden niederlegen mußte, weil das kleine Fahrzeug nur wenig Bord hatte, und das Wetter stürmisch war. In dem Schiffchen stand aber viel Wasser auf dem Boden, und so wurden meine Kleider ganz durchnäßt. Diese zu wechseln, daran war gar nicht zu gedenken, theils weil ich keine andere Kleidungsstücke bei mir hatte, theils weil man mich vor eilf Uhr Abends in Darmstadt erwartete, um zu wissen woran man sey. Es war also kein Augenblick zu verlieren, und alle andere Rücksichten fielen hier weg. Daher erschien ich vor den höchsten Herrschaften wie ein Courier, der aus einem Feldlager kommt, der aber doch ein höchst willkommener Bote ist, weil er eine frohe und glückliche Nachricht bringt. Und dieß war hier gewiß der Fall. —

Die in höchster Spannung sich befindende Landgräfin, — wie sie meinen confiscirten Anzug sah, — rief mir bestürzt zu: „Crome, ich „sehe schon — es ist Alles verloren, Sie kommen „eilend zu Uns als ein Unglücksbote: wir müssen „fort, in dieser Nacht noch müssen wir abreisen, „um den Franzosen zu entfliehen.“ — Nein, gnädigste Fürstin, versetzte ich ehrerbietig, Ew. Durchlaucht werden nicht fortreisen dürfen; Sie bleiben in völliger Ruhe und Sicherheit hier; ich bringe den Frieden für uns alle mit.

Der schnelle Uebergang von der größten Aengstlichkeit zu der innigsten Freude war merkwürdig, auf dem Gesicht dieser geistreichen und lebhaften Fürstin.

Ihre erste Frage an mich war nun (mit zarter, echt weiblicher Milde und gütiger Theilnahme:) — Haben Sie schon gegessen? — „Verzeihen Sie, gnädigste Fürstin, daran konnte ich heute nicht denken.“ — Sie bringen uns den Frieden, und haben nichts gegessen; in dem Augenblick kehrte sie sich schnell um, um Befehle dazu zu geben.

Unterdessen war der Landgraf selbst hereingetreten und sagte, blaß aussehend: „Ich bin auf Alles gefaßt, was Sie auch bringen!“ — Er ergriff mich bei der Hand und führte mich in sein Cabinet. Ich glaubte Höchstdemselben versichern zu dürfen, daß Se. Durchlaucht doch wohl auf den Inhalt meiner Depesche nicht völlig gefaßt seyn würden, weil ich meine Instruction ein

wenig überschritten hätte; versteht sich in melius.

Die auf meiner Brust wohl verwahrten Depeschen wurden nun hervorgelangt, die Siegel gelöset, und die diplomatische Urkunde laut vorgelesen, und zwar von dem Fürsten selbst, dessen Gemahlin unterdessen auch wieder hereingekommen war. Alles wurde freudig und mit dem größten Wohlgefallen dankbar aufgenommen. „Dieß ist „freilich mehr, als ich erwartete, sagte der Fürst, „es übertrifft meine kühnsten Wünsche. Nun blei„ben wir hier, und du kannst wieder ruhig schla„fen,“ (sagte der Landgraf im schmeichelnden Tone zu seiner Gemahlin,) und beide drückten mir freudig die Hände.

Die Scene war rührend und belohnte mich für meine vielen Anstrengungen. Indessen hätte ein kleiner Umstand fast Alles wieder verdorben. Die Fürstin wurde an meinem großen, dreieckigen Hute die neue, in Deutschland ebenso verhaßte als furchtbare, französische National-Cocarde gewahr, und schrie laut auf: „Mein „Gott, wir sind verloren, Crome ist ein Fran„zose geworden, er trägt schon die Cocarde.“

Kaum konnte der vortreffliche Fürst seine Gemahlin beruhigen, und ich Höchstderselben begreiflich machen, daß jeder Einheimische und Fremde vom Civil und Militär in Mainz diese Cocarde tragen müsse, oder er würde auf der Stelle arretirt.

Darauf frug mich der Fürst, wie viel nun das ganze Pacifications-Instrument

koste? Kein Preis wird mir zu hoch seyn, setzte er hinzu.

Ich antwortete: Eine einzige Caroline für den Copisten. Dieß wurde fast ungnädig aufgenommen, bis ich Höchstdemselben die ganze Verhandlung darüber mit dem edlen, königlich gesinnten Friedensstifter, dem General Bernadotte, erzählte.

Jetzt wurde ein gedeckter Tisch mit köstlichen, kalten Speisen und mit Wein-Bouteillen besetzt, in das Vorzimmer des Cabinets getragen, und der hungrige Cabinets-Courier und respective außerordentliche Gesandte mußte nolens volens sich daran setzen.

Nie in meinem Leben habe ich mit froheren Gefühlen eine Mahlzeit gehalten.

Unterdessen war ein Hoflaquai an den Minister v. Barkhaus geschickt worden, mit der Anzeige, daß ich gegen zwölf Uhr (Mitternacht) zu ihm kommen und Bericht von meinem Geschäft erstatten würde. Dieß geschahe; und dann nahm mich ein erquickender Schlaf, nach einem so mühevollen Tagewerk, wohlthätig in seine Arme.

Am folgenden Tage wurde in einem Ministerialrath alles vorgetragen, und das Nöthige berathen, auch dasjenige, was von unserer Seite zur Ratification und Erfüllung dieses Vertrags erforderlich war, angeordnet. Der Fürst befahl mir indeß, einige Tage in Darmstadt zu bleiben, und mich auszuruhen, ehe ich wieder in das Haupt-Quartier des Ober-Generals Bernadotte als Abgeordneter zurückginge. Dieß wäre

indessen beinahe unheilbringend für uns geworden. Es hatte Bernadotte nämlich unterdessen Mannheim durch den General Ney, vermöge eines glücklichen Coup de main, (wie schon gesagt,) in einer Nacht wegnehmen lassen, und den Tag darauf sein Haupt-Quartier von Mainz aus dahin verlegt. Dort hatte ihm General Ney, welcher die nahe dabei liegende kleine Festung Philippsburg berennte, einberichtet: daß ein deutscher Spion, der aus Philippsburg gekommen sey, ihm den ganzen inneren Zustand der Festung geschildert und zugleich ausgesagt habe: daß ein Bataillon hessen-darmstädtischer Truppen dort läge, und einen Theil der Besatzung ausmache.

Diese, wiewohl durchaus falsche Nachricht hatte den Ober-General Bernadotte ungemein aufgebracht, da er glaubte, ich habe ihm dieß verschwiegen. Er schickte nun sogleich den Brigade-General Oudinot (nachmaligen Marschall) mit fünfundzwanzig Husaren und einem Rittmeister nach Darmstadt ab, um sofort eine kategorische Erklärung, ob die Aussage des Spions richtig sey, von dem Landgrafen selbst zu fordern, auch zu verlangen, daß der Envoyé Mr. Crome, der ihm diesen Umstand verschwiegen habe, darüber constituirt und sodann in das Haupt-Quartier nach Mannheim zurück geschickt werde, mit dem Beifügen, daß im entgegengesetzten Fall der Ober-General Bernadotte unsere ganze, noch nicht ratificirte Pacification wieder aufheben würde. Ein eigenhändiges Schreiben desselben an den Landgrafen, welches General Oudinot

überbrachte, der eine eigenhändige Antwort des Souverains unbedingt mitbringen sollte, legte die oben bemerkte Drohung offen vor Augen.

Alles war darüber so bestürzt, als wäre Hannibal ante portas, und ich begab mich ebenfalls aufs Schloß zu dem Fürsten, um Aufklärung darüber zu erhalten. Im Vorzimmer, vor den offenen Flügelthüren des Cabinets, stand ein gedeckter Tisch mit kalten Speisen, und ein französischer General selbst saß daran (es war Oudinot), der es sich wohl schmecken ließ.

Der Landgraf saß in dem offenen Cabinet und schrieb die Antwort an den General Bernadotte. Er rief mir zu, hereinzukommen, um zu lesen, was ihm derselbe geschrieben habe. Aber der General Oudinot ließ mich nicht hinein, sondern frug mich, wer ich sey? — „l'Envoyé du Prince auprès du Général en Chef Bernadotte.“ Ah, Mr. Crome, sagte Oudinot, Vous êtes mon homme, j'ai l'ordre du Général en Chef de vous amener avec moi à Mannheim. Nous partirons dans l'instant, quand la lettre du Prince sera finie.

Ich war bereit, gleich mit ihm einzusteigen, und dem General Bernadotte Rede und Antwort über diesen Vorfall zu geben. Wohlan, sagte Oudinot, als der Brief des Fürsten ihm übergeben war, lassen Sie vorfahren. Wir fuhren mit vier Postpferden ab, und 25 französische Husaren schwärmten um unseren Wagen her. Des andern Morgens frühe präsentirte ich mich dem Ober-General Bernadotte, welcher den Brief des Land-

grafen schon gelesen hatte. Er war besänftigt, und bat mich, sein Haupt-Quartier doch ohne Noth und ohne sein Vorwissen nicht wieder zu verlassen, um allen Irrungen vorzubeugen.

Es wurde nun dem General Ney befohlen, den deutschen Spion noch einmal vorzunehmen, und in Betreff des Bataillons Darmstädter Truppen in Philippsburg eine strenge Untersuchung mit demselben anzustellen. Jetzt wurde diese Aussage von ihm zurückgenommen, und für irrig erklärt. Der Elende, welcher uns diesen Schrecken und unnützen Lärmen verursacht hatte, erhielt 60 Stockstreiche für seinen falschen Bericht, da er die 60 Ducaten, die er gleich Anfangs erhalten hatte für seine Auskundschaftung, nicht mehr zurückgeben konnte. General Bernadotte war nun desabusirt und völlig beruhigt.

Ich blieb jetzt dreizehn Wochen lang in Mannheim, aß meistens an der Tafel des Generals, und besorgte unsere Angelegenheiten und die Communication sowohl mit Darmstadt als mit Rastadt, (wo damals der Minister von Gatzert, als hessen-darmstädtischer Gesandter auf dem Congreß fungirte) zu gleicher Zeit.

Es ist in der That ein wunderbares Ding mit dem diplomatischen Leben, in Betreff der Geschäfte; bald gehen mehrere Tage hin, wo man fast gar nichts zu thun hat, als einen Brief zu schreiben, bald darauf häufen sich die Geschäfte so schnell, daß ich zuweilen in zwei Tagen gar nicht aus dem Zimmer kommen konnte. Da ging es Tag und Nacht mit Briefen und Berichten,

durch Boten und Couriere, Estaffetten und Husaren von Rastadt und Darmstadt u. s. w. hin und zurück. Da ich keinen Schreiber haben durfte (des Geheimnisses wegen), so mußte ich alles selbst besorgen, und oft so eilig, daß nur der Landgraf, der meine Hand längst kannte, und am besten lesen konnte, das Geschriebene zu entziffern verstand.

Der General Bernadotte hatte schon 1796 auf dem Heereszuge des Generals Jourdan nach Franken, als Befehlshaber des rechten Flügels, das Fürstenthum Starkenburg passirt, und dort eine so gute Mannszucht gehalten, daß unser Fürst (der zu der Zeit in Sachsen war) dem General Werner in Darmstadt den Befehl ertheilte, dem Divisions-General Bernadotte das beste Reitpferd aus dem fürstlichen Marstall zu Darmstadt zu überschicken. Dieß Pferd erhielt der General Bernadotte auf seinem Marsch zu Anspach, und nahm es gütig auf, schickte aber 600 Franken dafür an den General Werner, weil er von keinem deutschen Fürsten ein Geschenk annehmen wollte.

Später (1799), wie unsere Pacification schon längst ratificirt und ins Leben getreten war, schickte der höchstselige Großherzog ein anderes herrliches Pferd (einen Araber à 90 Carolins im Ankauf), mit einem unübertrefflich schönen, aus London von dem Hrn. von Barkhaus mitgebrachten Sattel (à 12 Carolins) nach Mannheim an den General Bernadotte, um es ihm zum Geschenk anzubieten. Ich mußte ihm selbst das Schreiben des Großherzogs übergeben, und wollte ihm auch das Pferd

präsentiren. Es wurde aber weder angesehen, noch angenommen; vielmehr mußte ich es sofort wieder nach Darmstadt zurücksenden. Dites à votre Prince, sagte der General Bernadotte, qu'il sera le prémier Prince allemand, du quel j'accepterai un présent, en cas que j'en aurai besoin. Der Fall ist aber nie eingetreten.

Nur einen neuen Wagen erhielt er schon früher. Auch hatte ich das Vergnügen (mit Hülfe seines sehr gebildeten Kammerdieners) den schönen Sattel aus London eines Morgens, ehe der General erwachte, vor sein Bette zu bringen. Wie er einmal war angesehen worden, so wurde er auch behalten.

Der Großherzog hatte zugleich noch ein zweites Pferd mitgeschickt nach Mannheim für den Chef d'etat major des General Bernadotte. Dieß war der General Cherin, ein getaufter Jude, wie man behauptete. Dieser wollte das Geschenk gar zu gerne annehmen, wagte es aber nicht ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Ober-Generals Bernadotte. Diese sollte ich demselben verschaffen, wie ich aber den Ober-General darum bat, so sagte dieser: „non, il ne l'aura pas!" Auf meine weiteren Vorstellungen sagte er: „Weiß Cherin schon, daß ein Pferd für ihn da ist?" Ja, erwiederte ich. „Was sagte er dazu?" Er fragte ob auch ein Zaum dabei wäre. „Ah le juif! il ne l'aura pas." Am Ende willigte Bernadotte doch ein, und Cherin erhielt einen kecken Schimmel, auf welchem er aber noch in demselben

Jahre in der Schlacht bei Zürich erschossen wurde. *)

In der folgenden Zeit indessen verschlimmerten sich die französischen Angelegenheiten gar sehr, und die Verhältnisse zwischen dem österreichischen Hofe und dem unserigen wurden dadurch auch verändert. Allein von dieser Seite war ohnedieß von einer künftigen Entschädigung nicht viel für uns zu erwarten, da der Minister Thugut ja unseren Abgeordneten v. Gatzert bei seiner ersten Audienz in Wien gefragt hatte: ob denn der Landgraf von Hessen-Darmstadt auch durch die französische Revolution etwas verloren hätte? — O ja, war die Antwort, einige fünfzigtausend Un-

*) Dagegen rettete das treffliche Pferd, welches General Bernadotte aus dem großherzogl. Marstall zu Darmstadt im Jahr 1796 erhielt (und damals mit 600 Fr. bezahlte), den kühnen Feldherrn aus einer nahen Gefahr, Leben oder doch Freiheit zu verlieren, wie derselbe auf dem Rückzuge aus Franken nach der verlorenen Schlacht bei Würzburg die Arriere-Garde commandirte und den Rückzug der Haupt-Armee deckte. Frühe Morgens um 4 Uhr war eines Tages der General Bernadotte mit einigen Chasseurs recognosciren geritten, und begegnete auf einer langen aus dem Dorfe führenden Allee, welche auf beiden Seiten breite und tiefe Graben hatte, einem Trupp Blankensteiner Husaren, welche seine kleine Bedeckung sogleich niederhieben. Der General Bernadotte konnte nicht anders mehr entfliehen, als wenn er es wagte, über einen der beiden Gräben zu setzen. Er that es, und unser darmstädtisches Pferd bestand den gewagten Sprung glücklich, welchen kein einziger Husar nachzumachen versuchte. Jetzt hatte Bernadotte eine Wiese gewonnen, auf welcher er unversehrt zu seinem Corps gelangte, von wo aus sofort ein Chasseur-Detachement den Blankensteiner Husaren entgegenrückte, und sie zurücktrieb.

terthanen und einige Millionen an Geld und Geldes-Werth! — freilich nicht viel! —

In dieser Hinsicht waren die Franzosen zu Regensburg 1803 bei der Ländervertheilung weit liberaler gegen uns. Wir erhielten das Herzogthum Westphalen, und dadurch war die Pacification von 1799 gerechtfertigt, mehrerer Millionen Gulden nicht zu gedenken, die unser Land dadurch ersparte. Dieß wurde in späteren Jahren verkannt und für nichts gerechnet. Tempora mutantur.

Als Jourdan den 25. März 1799 bei Stockach eine Hauptschlacht gegen den Erzherzog Carl verlor, so mußte er sich theils über den Rhein zurückziehen, theils nach der Schweiz hin flüchten. Dieser Sieg der Oesterreicher wurde vorzüglich dadurch errungen, daß der General D'hautpoult, durch ein unerhörtes Mißverständniß des Ober-Generals Jourdan, nicht zu rechter Zeit mit seiner Cavallerie einhieb, sondern ein müßiger Zuschauer der Schlacht blieb.

An der Spitze der Avant-Garde war der Chef de Bataillon v. Larroque (mein nachmaliger Schwager) mit einigen Grenadier-Bataillonen so kühn vorgedrungen, daß er von der Hauptarmee abgeschnitten und von derselben gar nicht unterstützt wurde. Seine Bataillone wehrten sich aufs äußerste, wurden aber dabei ganz aufgerieben und ihr Chef Larroque gefangen und als Solcher von den Tyroler Jägern rein ausgezogen, bis auf Strümpfe und Unterhosen. Ohne Stiefel und Hut mußte derselbe sich sechs Stunden weit transportiren lassen, wo er auf ein österreichisches Re-

giment von der Reserve stieß. Der Obrist desselben, ganz entrüstet über die Brutalität und Raubgier seiner Landsleute, gab dem armen Gefangenen einen Hut und ein Paar Stiefel von seinen Leuten, und schenkte ihm etwas Geld, um nicht Noth zu leiden, bis er am Abend ein schwäbisches Städtchen erreichte, in welchem Larroque früher im Quartier gelegen hatte. Die guten Bürger dieser Stadt erkannten ihn sogleich; sie pflegten ihn aufs beste, versorgten ihn mit Wäsche und Kleidung, und equipirten ihn so gut, als es während der Nacht möglich war. — Die französischen Gefangenen wurden am folgenden Tage weiter bis nach Regensburg gebracht, und die Officiere in die dortigen Klöster einquartiert.

Sobald ich im Haupt-Quartier des General Bernadotte zu Mannheim davon Nachricht erhielt, schrieb ich an den österreichischen Geheimen Rath Freiherr von Hügel, den ich in Frankfurt hatte kennen lernen, und der damals in Regensburg kaiserl. Concommissär war, empfahl ihm Larroque, und legte für Letzteren einen Wechsel von 8 Lsdr. mit bei. Hr. v. Hügel antwortete mir sogleich,*) daß mein Auftrag sofort besorgt sey, und schrieb mir später, daß mein Schwager wünsche, aus der Gefangenschaft, durch Auslösung eines österreichischen Officiers von gleichem Grade, befreiet zu werden.

Dieß erreichte ich gleich darauf durch die Milde des Erzherzogs Carl, wie dieser im Lager

*) S. in der Beilag VI. den Brief Sr. Excellenz des Frhrn. von Hügel, vom 31. Mai 1799.

zu Siotsen bei Zürch stand, wobei mir der französische Chargé d'affaires Bacher in Frankfurt die Ausführung erleichterte.

Wie Larroque in Gießen angekommen, und nach seinem Ausdruck de la misère dans l'opulence gefallen war, so wurde die Heirath mit meiner Schwester vollzogen, und er blieb mehrere Monate lang bei uns, bis er im Monat September desselben Jahres definitiv ausgewechselt wurde.

Im Jahr 1800 wurde dieser brave Officier zum Commandanten zu Höchst ernannt, und blieb dort während der Dauer des Krieges bis 1801, und zwar durch die Vermittlung des Generals Andreossy, welchen gelehrten Officier ich als Chef de l'état major des Armee-Corps des Ober-Generals Angerau in dessen Haupt-Quartier zu Offenbach hatte kennen lernen. Mein Schwager Larroque wurde darauf 1801 Chef des Generalstabs in Mainz, und 1802 Aide de camp von Napoleon in dem Kriege mit Oesterreich. Dieser vertraute ihm bei Ulm sein Portefeuille an, wie er mit einem Dragoner-Regiment, welches absitzen und zu Fuß manövriren mußte, den letzten Berg vor Ulm eroberte und den Tag darauf in die Stadt einzog. Larroque wurde darauf nach Italien versetzt, und zum Obristen bei der Garde des Königs Joseph von Neapel ernannt. Er diente dann unter Murat, machte mit demselben den letzten Feldzug nach Rußland, nahm darauf als General den Abschied, und starb in Colmar, wo

er sich angekauft hatte. Larroque war ein redlicher, biederer und braver Mann.

Eben dieß kann ich von dem holländischen General Dumonceau behaupten, dem genauesten Freunde meines Schwagers, wie er Commandant in Höchst war, wo die holländische Militär-Division im Quartier lag. Er schenkte auf meine Vorstellungen zwei österreichischen Werbern das Leben, die in seiner Division als solche ertappt wurden, ungeachtet sie von drei verschiedenen Kriegsgerichten wiederholt zum Tode verurtheilt waren. Mein Schwager wirkte auch dabei mit, daß sie dem Tode entgingen.

Noch interessanter, gelehrter und geistreicher war indessen der General Andreossi, der wegen seiner vielen großen Kenntnisse selbst als Gelehrter berühmt geworden ist. Sein Buch über den Canal du midi ist das beste Werk über diese merkwürdige Wasser-Verbindung, die von Toulouse an bis nach Cette, am mittelländischen Meere, 19 deutsche Meilen in der Länge sich erstreckt, über Flüsse hinweg und durch ausgehöhlte Berge hindurchgeführt ist, und einigen Hundert Fahrzeugen jährlich eine Durchfahrt vom atlantischen bis zum mittelländischen Meere verschafft und sonach beide Meere miteinander verbindet.

Im Ausgange April (1799) wurde die Observations-Armee am Rhein aufgelöst, und General Bernadotte nahm auf einige Monate Urlaub, um seiner geschwächten Gesundheit durch eine Brunnenkur aufzuhelfen. Er zog sich deßhalb nach Simmern zurück, wo Einer seiner

Adjutanten die Tochter eines reichen Müllers geheirathet hatte, der vor der Stadt Simmern neben seiner Mühle ein schönes Haus bewohnte. Hier blieb der General Bernadotte einige Monate ehe er nach Paris abging, um die Stelle eines Kriegs-Ministers zu übernehmen.

So wie ich dieses unserem Hofe berichtete, bat ich zugleich um meinen vorläufigen Rappell von meinem diplomatischen Posten in dem französischen Haupt-Quartier zu Mannheim, weil der Nachfolger des Generals Bernadotte im Commando, der General Colland allerlei (freundschaftliche — wie er sie nannte) Prätensionen von einer Natural-Lieferung an Getreide an uns machte, die besser schriftlich abzulehnen war, als mündlich.

Mein Abberufungs-Rescript erfolgte auch gleich darauf *), und ich reisete von Mannheim ab mit allen meinen Effecten und Papieren, und ging bei Gernsheim über den Rhein. Als aber dort eine österreichische Patrouille von Uhlanen sich sehen ließ, ging ich sofort (um meine Papiere zu sichern,) wieder über den Rhein zurück nach Mainz, und traf am folgenden Tage über Rüsselheim in Darmstadt ein.

Während der General Bernadotte in Simmern war, nahm der langweilige und kostspielige Congreß zu Rastadt ein Ende mit Schrecken: d. h. mit einem abscheulichen dreifachen Gesandten-Morde.

---

*) S. das Abberufungs-Rescript in der Beilage VII.

In Mainz ward derselbe auf dem Theater von dem Commandanten selbst während einer Comödie öffentlich angekündigt, und Alles schrie: Vengeance Vengeance, et la mort aux Allemands. Alles französische Militär auf dem linken Rheinufer war empört über diesen Mord und es gab manche blutige Köpfe.

Gleich darauf brachte mir eine Estaffette von dem Minister der auswärtigen Affairen in Darmstadt die dringende Aufforderung, mich in vierundzwanzig Stunden in der Residenz einzufinden mit einem Bedienten und einer Equipirung auf zwei Monate, um sogleich nach Paris abgeschickt zu werden.

Ich war damals kaum einige Wochen von meinem diplomatischen Posten in Mannheim zurückgekommen, und hatte so eben angefangen, ein Paar Vorlesungen wiederum zu halten, als man mich zu dieser neuen Abwesenheit nach Frankreich abrief.

In Frankfurt erfuhr ich schon den Rastadter Gesandten-Mord, weßhalb ich in Darmstadt dazu bestimmt war, nach Paris zu gehen, um bei dem Directorium den Abscheu unseres Hofes gegen dieses völkerrechtswidrige, schändliche Verfahren zu bezeugen, und zugleich zu bewirken, daß unsere, kaum ratificirte Pacification auf keine Weise dadurch gefährdet, sondern aufrecht erhalten würde. Dazu bedurften wir aber der thätigen Mitwirkung des Generals Bernadotte, mithin beschloß man in Darmstadt, daß ich zuförderst zu diesem nach Simmern mich be-

geben, und von dort aus mit Empfehlungen von seiner Hand nach Paris abgehen sollte. Dieses Alles wurde so schnell beschlossen und so eilig ausgeführt, daß die nöthigen Pässe darüber ganz vergessen wurden, um nach Frankreich hinein zu können, welches in dem Augenblick ebenso schwierig als gefährlich war.

Mit herrschaftlichen Pferden ging ich eilig nach Wiesbaden ab, konnte aber dort keine Pferde für mich nach Bingen erhalten, weil die Ueberfahrt über den Rhein gesperrt, und ohne Pässe ganz unausführbar war.

Dieser Verlegenheit wurde jedoch bald abgeholfen. Die Frau Postmeisterin Schlichter in Wiesbaden, welche ich ein Jahr vorher bei einer Augen-Operation, die der Professor Jung in Marburg mit derselben vornahm und glücklich vollendete, in mein Haus zu Gießen aufgenommen hatte, verschaffte mir sofort einen Paß von der obrigkeitlichen Behörde in Wiesbaden. Sie empfahl mich zugleich einer Kaufmannsfrau aus Bingen, welche mit ihrem kleinen Kinde bei ihr einer Cur wegen logirte. Der Gemahl dieser hübschen, jungen Frau machte zu der Zeit ein gutes Haus in Bingen als Kaufmann. Er war zwar etwas rauh und barsch, sonst aber doch eben so brav und dienstfertig als kühn und unternehmend. Für mich war dieß von Wichtigkeit.

Es gelang mir nun vollkommen, die Gunst dieser liebenswürdigen Frau zu gewinnen, und von derselben in einem Briefe, welchen sie mir einhändigte, ihrem Gemahl so dringend wie mög-

lich empfohlen zu werden. Die Schwierigkeit bestand nun darin, glücklich nach Bingen hinein zu kommen, ohne dem dortigen französischen Militär in die Hände zu fallen, welches damals bei allen vornehmeren Deutschen den Gesandten-Mord zu Rastadt zu rächen oder doch zu rügen sich erlaubte.

Ich ließ mich, um diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, durch erkaufte Schiffsleute aus Rüdesheim, Abends um 11 Uhr über den Rhein schiffen, und stieg mit ihrer Hülfe über die Stadtmauer in den Garten des Kaufmanns, an den ich adressirt war. — In dem Garten angelangt, kamen wir bald an das Fenster seines Schlafzimmers, wo noch Licht brannte. Auf unser Anklopfen öffnete er dasselbe mit Ungestüm, und ließ uns hart an, als Diebe und Räuber. Das Schreiben seiner Gattin, welches ich ihm ins offene Fenster warf, beschwichtigte seinen Zorn (da er sie sehr liebte,) und verschaffte mir bald eine gütige Aufnahme, so wie den unentbehrlichen Paß für das Innere von Frankreich, welchen derselbe mir mit unsäglicher Mühe von der Municipalität besorgte.

Welche Schwierigkeiten dieses zu der Zeit verursachte für den Privatmann, (einen Paß für das Innere von Frankreich zu erhalten,) dieß ist unglaublich. Einen ganzen Tag mußten wir auf der Municipalität in Bingen zubringen, und zwei ansehnliche und reiche Bürger mußten für mich bürgen, und selbst ihr Vermögen einsetzen, ehe mir ein Paß für das Innere der französischen Republik ausgefertigt wurde.

In Simmern fand ich den edelmüthigen General Bernadotte noch eben so gütig und theilnehmend, als derselbe in Gießen, in Mainz und Mannheim gegen mich gewesen war. Ich blieb ein Paar Tage bei diesem gastfreien, hochherzigen Manne, und er gab mir fünf Empfehlungs-Briefe mit nach Paris, an das Directorium und vorzüglich an Barras, Garat, und an andere dortige bedeutende Männer.

Indessen mußte ich doch erst wieder nach Darmstadt, um Creditiv und Instruction, Wechsel und andere Verhaltungs-Befehle mitzunehmen. Wie ich von Simmern dahin zurück kam, so war die Sache unterdessen anders gekartet worden. Unser damaliger Gesandter zu Paris, Baron v. Pappenheim, (der, wie schon bemerkt, in diesem Augenblick in Frankfurt bei seiner kranken Gattin war,) hatte in Darmstadt dem Minister von Barkhaus, seinem Oncle, vorgestellt, daß meine Reise nach Paris überflüssig sey, wenn der General Bernadotte uns bei dem Directorium schriftlich vertreten wolle. Dieß fand in Darmstadt Eingang, man wollte die Reisekosten ersparen, und versprach mir eine andere Geschäftsreise nach Paris, die mir der Hof in der Folge auftragen würde.

Nun mußte ich an den General Bernadotte schreiben, daß ich krank geworden sey, und daß wir ihn bäten, bei dem Directorium zu Paris uns zu vertreten, und die mir aufgetragene Angelegenheit dort seinen Freunden zur Beförderung geneigtest anzuempfehlen. Der edelmüthige Ge-

neral erfüllte auch diese Bitte, bedauerte es aber, daß ich nicht selbst nach Paris reise, da er in einigen Wochen auch dort seyn würde. Dieß war für mich ein großer Verlust.

So wurde diese Reise vereitelt, welche mir von dem Minister von Barkhaus wiederholt war zugesichert worden, als Belohnung für meine so glücklich ausgeführten diplomatischen Geschäfte, und für die Abschließung einer Pacification mit Frankreich, welche unserem Staat viel Blut und Thränen und mehrere Millionen Gulden ersparte.

Die eingebüßten Colleg-Gelder bei meiner halbjährigen Abwesenheit von Gießen, die über 25 Carolins betrugen und die man mir bei meiner Abberufung natürlich zu ersetzen versprach, würden auch vielleicht in Vergessenheit gekommen seyn, wenn man nicht später von Seiten des Directoriums in Paris Erläuterungen über einen gewissen Punkt unseres Pacifications-Instruments verlangt hätte. Niemand konnte diese besser geben, als ich, und nun erinnerte man sich jener 25 Carolins, die mich für die verlorenen Colleg-Gelder entschädigen sollten.

Der Minister von Barkhaus, der den sogenannten Bensheimer Hof, eine Domaine von sehr großem Werth, zum Geschenk erhielt, hatte die unglückliche Gewohnheit, mit seinen Leuten, Freunden und Clienten, die er zu wichtigen Geschäften brauchte, oft zu wechseln, und wenn die Citrone ausgedrückt war, sie wegzuwerfen. Dieß machte dem sonst sehr verdienstvollen Manne so

viele Feinde, daß seine plötzliche Entlassung aus unseren Diensten, — gegen Aller Erwartung, — nicht beklagt wurde. Ein solches Schicksal verdiente Herr von Barkhaus indessen nicht, denn er hatte sich wirkliche reelle Verdienste um unseren Staat erworben, sowohl 1799 durch die obige Pacification mit Frankreich, als auch namentlich zu Regensburg 1803 durch die Erwerbung des Herzogthums Westphalen u. dgl. m. Friede sey mit seiner Asche!

Vierter Abschnitt.

Ferneres Professor- und Schriftsteller-Leben. Meine Verheirathung. 1800 — 1812.

Meine diplomatischen Geschäfte mit den Franzosen waren nun beendigt, und da der Lüneviller Friede (1801) Deutschland und einen Theil von Europa beruhigte, auch der Friedensschluß zwischen Frankreich und England zu Amiens 1803 darauf folgte, so kehrte Jeder zu den friedlichen Geschäften des Privatlebens zurück.

Indessen war die Politik, wiewohl auf eine friedliche Art, in Deutschland doch sehr in Thätigkeit, namentlich zu Regensburg (1803), wo bekanntlich die Ländervertheilung und die Secularisation der geistlichen Stifter 2c. vorgenommen wurde. *)

Hessen-Darmstadt erhielt für sein verlorenes Besitzthum im Elsaß u. s. w. das Herzogthum Westphalen als eine zweifache Entschädigung für den erlittenen Verlust. Dadurch wuchs auch die Anzahl der Studiosen auf unserer Universität ungemein; da alle Aspiranten auf unsere Staats-Dienste, wollten sie in den alten oder neu erwor-

*) S. Handbuch der Statistik vom Großherzogthum Hessen, von Dr. Crome. Darmstadt, bei Leske 1822, wo in der Einleitung dieß Alles kurz dargestellt ist.

denen Ländern angestellt seyn, in Gießen zwei Jahre lang studiren mußten.

In diesem Zeitpunkte erhielt ich einen Ruf nach Dorpat mit 2000 Rubel Gehalt rc. Da ich denselben nicht annehmen wollte, so erbat ich mir von unserem Großherzogl. Cabinet die Einführung eines Cameral-Examens (oder Facultät-Examens) für die abgehenden Cameralisten, welche bis dahin nur zu dem sogenannten Dienst-Examen bei der Rentkammer in Darmstadt gehalten waren. Dort bestanden sie dann meistens schlecht, weil sie die auf der hiesigen Universität gelesenen Collegien für das Fach der Cameral-Wissenschaften nie alle gehört, oder auch die gehörten oft versäumt hatten. Ohne ein Facultäts-Examen für jede abgesonderte Section der Universitäts-Wissenschaften ist gar nicht zu erwarten, daß die Mehrheit der Studiosen sich gehörig zum Staatsdienste vorbereiten werde.

Das damalige Ministerium in Darmstadt glaubte indeß, das juristische Examen passe auch für die Cameralisten, da man zu der Zeit dort gar keine richtige Idee von dem Cameralstudium zu haben schien. Hier in Gießen lehrten der selige Prof. Walther die Land- und Forst-Wissenschaft, der Prof. Matheseos (jetziger Geheime Finanzrath) Schmidt trug alle Theile der Mathematik, so wie der Physik und die Chemie vor. Ich docirte die Staatslehre (Politik), sodann die Staats-Polizei und Finanz-Wissenschaft, nebst der National-Oeconomie und der Cameral-Rechnungs-Wissenschaft. Dem zu Folge konnten die Haupt-

zweige des Cameralwesens hier wohl gehörig studirt werden, da auch die Bergbaukunde durch den angehenden Docenten Emmerling vorgetragen wurde, obwohl ohne großen Erfolg. Auch wurden hier tüchtige Cameralisten gebildet, sowohl für unsere damaligen beiden Hofkammern in Gießen und in Darmstadt, als für die Finanzkammer im Herzogthum Westphalen.

Um indeß dieß Studium zu consolidiren, mußte ein besonderes Cameral-Examen bei der Universität in Gießen eingeführt werden, welches ich mir dann, wie oben erwähnt, im Jahr 1802 von dem Großherzogl. Cabinet zu Darmstadt erbat, statt einer Zulage von 200 fl., die ich erhalten haben würde, für den abgelehnten Ruf nach Dorpat. Der höchstselige Großherzog Ludwig I. ließ mir damals durch den Geheimen Rath Schleiermacher schreiben: daß dieß Gesuch ganz zweckmäßig sey, und daß ich meine Wünsche deßhalb nur aufsetzen und an das Cabinet in Darmstadt einschicken möge. *)

Dieß geschah, und nun ward eine besondere Examinations-Commission ernannt, die aus den drei vorbenannten Professoren Walther, Schmidt und meiner Person bestand, wozu der jedesmalige Decan der juristischen Facultät als außerordentliches Mitglied noch mit zugezogen wurde, weil die Cameralisten außer dem Naturrecht auch das deutsche Privatrecht und die Institutionen des römischen Rechts hören sollten. Ich verwal-

*) S. Beilage VIII. den Brief des Hrn. Geh. Cabinets-Secretärs Schleiermacher.

tete die ersten zehn Jahre das Directorium darüber, in der Folge aber wechselte dasselbe jährlich unter den drei Professoren Walther, Schmidt und mir ab, (da das juristische Mitglied keinen Antheil an der Führung des Directoriums nahm) — bis ich 1831 in meinem 79sten Jahre mir meine Enthebung von derselben bei unserem Hofe erbat.

Zu gleicher Zeit, 1802, erhielt ich für den ausgeschlagenen Ruf nach Dorpat die Anwartschaft auf das Ephorat der hiesigen Stipendiaten, welches mühsame Nebenamt ich neun Jahre lang, von 1807 bis 1816, so verwaltete, daß der Fonds oder Capitalstock der Stipendiaten-Casse von 23,000 auf 29,000 fl. gebracht, und gleichwohl die Zahl der Stipendiaten um ⅔ vermehrt wurde. Dieß bewirkte ich dadurch, daß die ganze Form des Stipendiaten-Wesens radical umgeändert und total verbessert wurde, in der Art, wie sie gegenwärtig noch fortbesteht.

Noch wurde zu der Zeit für die Bildung der Officiere in der hiesigen Garnison dadurch eine treffliche Einrichtung getroffen, daß der Prof. Mathes. Schmidt ihnen halbjährig über einzelne Theile der Mathematik ein besonderes Collegium lesen mußte, so wie ich aus dem Gebiete der Statistik und Geschichte denselben Vorlesungen hielt, wofür Jeder von uns 100 fl. jährlich ausgezahlt bekam. Indessen machte der Krieg diesen Vorlesungen nach einigen Jahren ein Ende, da die Officiere abzogen.

Die Bekanntschaft mit dem berühmten Juristen von Almendingen (zu der Zeit Prof. juris

in Herborn, nachher Ober-Appellationsrath in Hadamar und zuletzt in Dillenburg) machte ich durch nachstehendes für mich nicht unbedeutende Ereigniß.

Das große Handelshaus Chappeaurouge in Hamburg hatte seit vielen Jahren die Handels-Geschäfte in der Ostsee für die Krone Spanien besorgt, namentlich den Ankauf und die Spedition der Marine-Artikel aus Rußland und Schweden nach Cadix, und die Rimessen dafür besorgt. Dieß Handelshaus hatte zu dem Ende eine besondere Casse von mehreren 100,000 Mark für Rechnung des Königs von Spanien zu seiner Disposition im Hause.

Im Jahr 1794 trat der Fall ein, daß die spanisch-ostindische Compagnie zu Manilla und zu Cadix für ein reich beladenes ostindisches Schiff, welches aus Manilla nach Spanien segelte, eine Assecuranz von ein Paar mal 100,000 Mark zu erhalten suchte, welche das Haus Chappeaurouge übernehmen und zu Stande bringen sollte. Während dieß Geschäft mit Mühe und Kosten durch Subscriptionen in Deutschland, England und Holland mit Erfolg betrieben wurde, erhielt man in Cadix die Nachricht von der glücklichen Ankunft des benannten ostindischen Schiffes in einem Hafen der canarischen Inseln. Nun bedurfte man der Assecuranz nicht mehr, welche jedoch einige Wochen vorher, also früher schon, als völlig zu Stande gebracht der ostindischen Compagnie zu Cadix von Hamburg aus war angezeigt worden. Diese wollte indeß ganz ungerechter Weise ristorno spielen, d. h. die Assecuranz aufgeben und als

nicht geschehen betrachten. Dieß konnte aber das Haus Chappeaurouge in Hamburg durchaus weder zugeben noch annehmen, weil es viele Tausende, welche es für diese Assecuranz als Prämie in Deutschland, so wie nach England und Holland hin, bereits ausbezahlt hatte, und noch zu bezahlen hatte, dadurch hätte einbüßen müßen.

Da indessen die spanisch-ostindische Compagnie in Cadix durchaus die Assecuranz-Summe nicht vergüten wollte, so hielt sich das Haus Chappeaurouge an die königl. Casse, die dasselbe für Rechnung der Krone von Spanien im Hause hatte, und welche mehr enthielt, als zur Deckung dieser Assecuranz nöthig war. Darüber entstand ein Prozeß zwischen dem Könige von Spanien und dem besagten Handelshause, welchen Chappeaurouge bei dem Prätor in Hamburg (wo der spanische Gesandte die Klage angebracht hatte) zweimal verlor. Jetzt appellirte der Beklagte an das Reichskammer-Gericht in Wetzlar, und dieses gab den Vorbescheid: wenn Beklagter seine Behauptung beweisen würde, nämlich, daß der König von Spanien der Haupt-Interessent und respective größte Actionär der ostiadischen Compagnie in Cadix sey, so solle weiter ergehen was Rechtens. Diese Aufgabe konnte nun nicht juridisch, sondern nur politisch von einem Statistiker gelöset werden, und die Lösung wurde dem berühmten Professor Ebeling in Hamburg zuerst von Chappeaurouge aufgetragen, um darüber ein parere auszustellen. Dieß parere fiel aber ganz gegen den Beklagten aus. Indessen

entschuldigtr sich Ebeling mit Mangel an Zeit wegen der Unvollständigkeit desselben. Darauf wandte man sich an den ersten Statistiker damaliger Zeit, den Professor Sprengel in Halle. Dieser hätte die Frage unstreitig am besten beantworten können, allein er war alt und kränklich. Professor Sprengel lehnte es daher ab, und wies den Beklagten mit seinem Anliegen geradezu an mich nach Gießen, mit der Versicherung, ich würde die Aufgabe ebenfalls lösen können.

Die juridischen Anwälte in dieser Sache, Procurator Hofmann, am Reichskammer-Gerichte zu Wetzlar, und sein Assistent in dieser Angelegenheit, Professor von Almendingen zu Herborn, trugen daher dieß statistische parere, wonach das Reichskammer-Gericht in Wetzlar die Sache entscheiden wollte, mir auf. Wie sollte ich aber ein Plenum von 25 Kammer-Gerichts-Assessoren (meist Stock-Juristen) durch statistische Data und durch die daraus gezogenen Schlüsse überzeugen? — Dieß schien mir nicht möglich. — Ich verband deßhalb die Politik mit der Statistik, und schrieb sofort an den königl. spanischen Gesandten zu Paris, den Ritter d'Azzara, — mit welchem ich durch meinen Gönner und Correspondenten, Herrn von Mellin in Paris, schon früher in Relation gekommen war, — und legte demselben achtzehn Fragen vor über diesen Gegenstand. Dieser eben so kenntnißreiche als edle Mann beantwortete alle diese Fragen mit der größten Offenheit, Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe eben so vollständig als gründlich, und zwar sämmtlich

zum Nachtheil des spanischen Hofes. Er bewies darin ganz unwidersprechlich, daß die Krone von Spanien der Haupt-Interessent und respective Actionär der ostindischen Compagnie zu Cadix sey.

Diesen ostensiblen Brief legten die obengenannten Anwälte des hamburgischen Handlungshauses in Wetzlar dem Pleno des Reichs-Kammer-Gerichts vor, und dieses entschied die Sache nun ganz zum Vortheil des Hauses Chappeaurouge. — Ich schickte zugleich ein von mir ausgearbeitetes statistisches parere nach Wetzlar mit, welches den Brief des Ritters d'Azzara mit statistisch-historischen Erläuterungen unterstützte, aufhellte und bestätigte. Beides, der Brief und diese meine Abhandlung, sind abgedruckt in dem Journal Germanien, von Jaup und Crome, 2ten Bds. 2tes Heft. 1809. S. 291 bis 313. Auch hat man diese Abhandlung von Hamburg aus in Woltmanns historischem Journal zu Berlin abdrucken lassen. Da der Brief des Ritters d'Azzara den Leser vielleicht interessirt, lege ich ihn in den Anlagen mit bei. *)

Die beiden obengenannten Anwälte in dieser Sache erhielten Jeder, so wie ich, vierzig Carolins von Chappeaurouge ausgezahlt zur Belohnung, da er für diese 120 Carolins mehrere 100,000 Mark gewonnen, d. h. aus der königl. spanischen Casse zur Deckung seiner Assecuranz gezogen hatte.

Zu eben der Zeit bekam ich durch den Herrn

*) S. Beilage IX. den Brief des Ritters d'Azzara.

von Almendingen, von Seiten des fürstlich nassau-oranischen Hofes zu Fulda, (dem jetzigen königl. nassau-oranischen Hause im Haag,) den Auftrag: an den Cardinal Caprara (damaligen päbstlichen Legaten in Paris) zu schreiben, und demselben die Bitte vorzulegen: sich für die Heiraths-Dispensation eines gewissen Domherrn in Fulda zu interessiren, dessen Stift aufgehoben war, und welcher nach dem Wunsch seines Vaters, mit Zustimmung des fürstlichen Hofes in Fulda, seine Geliebte, die von guter Familie war, zu heirathen wünschte. Vergebens hatte man diese Dispensation in Rom gesucht, und zuletzt den Rath erhalten, den Cardinal Caprara für die Sache zu gewinnen, da dieser bei Pius VI. Alles vermöge.

Der Cardinal Caprara (dem ich von Mellin und mehreren Gelehrten in Paris empfohlen war) antwortete mir sofort eigenhändig eben so gütig und wohlwollend als vollständig, aber er bewies in seinem vier Seiten langen Briefe, daß der Pabst die Dispensation zur Heirath eines gewesenen Geistlichen, der die Tonsur erhalten habe, nie bewilligen könne noch würde: so wie denn überhaupt das Heirathen der katholischen Geistlichkeit von dem römischen Hofe nicht zugegeben werden könne. Dieser merkwürdige Brief ist mir leider von Fulda aus nicht remittirt worden, sonst würde ich ihn hier abdrucken lassen. Viele meiner damaligen Zeitgenossen, Collegen und Freunde haben ihn indessen gelesen. *)

*) Einen weit kürzeren und sicherern Weg schlug in einer

Im Jahr 1804 kam Napoleon zum ersten Mal als Kaiser nach Mainz. Ich reiste um dieselbe Zeit mit dem Kammer-Junker und Assessor, Baron von Zwiernlein dahin, um meine Schwester (die damalige Obristin von Larroque) zu besuchen, und bei dieser Veranlassung den Kai-

ähnlichen Heiraths-Dispensations-Angelegenheit, der damals in Gießen fungirende katholische Geistliche Labroise ein, welcher als nicht geschworener katholischer Priester aus Frankreich zu uns gekommen war, und in Gießen Pfarrer wurde.

Nun ging im Jahr 1796 gerade die erste französisch-republikanische Armee über den Rhein, — unter dem General Jourdan, — und näherte sich der Lahn und der Stadt Gießen. Da kam der katholische Geistliche Labroise eines Morgens bestürzt zu mir mit dem Ausruf: „Dans une huitaine de jours, Monsieur, je serai fusillé!“ Pourquoi? — „Parceque je suis un réfugié françois, un prêtre réfractaire, qui a quitté la France, pour ne pas prêter le serment à la République.“

Da ich vielen Zweifel dagegen einwandte, führte er mir sofort ein Beispiel an, wo das, was er befürchtete, wirklich geschehen war. Er bat mich nun, bei unserem Hofe Verhaltungs-Befehle für ihn einzuholen und um Schutz zu bitten.

Auf meine Anfrage bei dem Staats-Ministerium in Darmstadt bekam ich den Auftrag: die Sache mit dem Labroise in der Stille zu beseitigen, quovis modo; man würde höchsten Orts alle gute und zweckmäßige Maßregeln billigen, die wir ergriffen. Mein Rath war nun der: Labroise möge sogleich heirathen, alsdann höre er eo ipso auf katholischer Geistlicher zu seyn, ohne seine Religion deßhalb verändern zu dürfen. Dieß gefiel, und er war von seiner Hauswirthin, einer angesehenen und honetten Wittwe längst schon so gern gesehen, daß die Heirath in acht Tagen vollzogen wurde. Jedermann lobte den Entschluß. Labroise lebte nun glücklich mit seiner Frau, und die Franzosen legten ihm nichts in den Weg, ohngeachtet sie Jahre lang (von 1797 – 99) in Gießen im Quartier lagen.

ser zu sehen. — Auch die Kaiserin Josephine sah ich damals, bei ihrer Ankunft in Mainz, ganz in der Nähe, nämlich bei ihrem Austritt aus der schönen Jacht des Herzogs von Nassau, in welcher sie von Cöln auf dem Rhein ankam. Ruhe, Freundlichkeit und Milde lag in den Blicken dieser edelmüthigen, geistreichen Frau. Dagegen herrschte in den sehr blitzenden Augen des Kaisers eine Beweglichkeit, die mit der Festigkeit des Willens, welche die Form der Nase ankündigte, einigermaßen zu contrastiren schien.

Nach meiner Zurückkunft von Mainz besuchte ich meinen Freund den Professor und Hofrath von Almendingen in Herborn. Dieser eröffnete mir, daß er sehnlich wünsche von Herborn wegzukommen, wo es diesem Maane nicht länger gefallen konnte. Der Minister von Neufville in Dillenburg, welchem ich dieß vorstellte, sagte mir: sobald v. Almendingen einen auswärtigen Ruf erhielte, könnte und würde er ihn dem Fürsten von Oranien zum Mitgliede des Ober-Appellationsgerichts, welches zu Hadamar errichtet wurde, vorschlagen. Es gelang mir, dem geschickten Manne in kurzer Zeit zwei Vocationen zu verschaffen, nämlich die erste nach Erlangen, wo gerade eine vacante Stelle in der juristischen Facultät zu besetzen war; die zweite aber nach Dorpat, wo der verdienstvolle Klinger zu der Zeit Curator war. Almendingen nahm keine von beiden Vocationen an, weil er, sobald sie eingelaufen waren, zum Ober-Appellationsrath ernannt wurde; aber er suchte es mir dadurch zu vergelten, daß er mir

(ganz ohne mein Zuthun) einen vortheilhaften Ruf als Professor und Hofrath nach Landshut verschaffte, und zwar mit 1800 fl. Gehalt, 600 fl. Wittwen-Pension, welches auch für die Kinder gelten sollte, sodann 600 fl. Reisegeld, und noch andere Vortheile mehr. — Diesen Ruf nahm ich wirklich an, da ich in mehreren Hinsichten in Gießen nicht recht zufrieden seyn konnte, auch nur 1500 fl. Besoldung hatte, also in pecuniärer Rücksicht mich in Landshut sehr verbesserte.

Ich suchte deßhalb sofort meinen Abschied in Darmstadt zu erhalten, und wandte mich zu dem Ende zu drei wiederholten Malen an das Cabinet, welches mir ihn endlich am 5. October in den gnädigsten Ausdrücken ertheilte.

Ich packte nun meine Bibliothek, arbeitete meine Antrittsrede für Landshut aus, bot meinen Garten vor dem Thore öffentlich zum Verkauf an, und erwartete das Bestallungs-Decret von München postäglich. Es blieb aber aus, und man rieth mir, nicht früher als bis ich dieß Decret in Händen hätte, nach Landshut abzugehen. Ich war daher den ganzen Monat October ohne Amt.

Jetzt riethen mir einige von meinen damaligen Collegen (namentlich der selige Prof. Walther, Posewitz und Grolmann, — nachmaliger Staatsminister), den Ruf nach Landshut abzuschreiben und meine hiesige Stelle, mit einigen Verbesserungen, wieder anzunehmen. Ich versprach dieß, wenn am 1. Nov. noch kein Decret von München angekommen seyn würde. Da dieß

nun erst den 10. Nov. eintraf, so hatten mir meine Freunde unterdessen ein neues Wieder-Anstellungsdecret von Darmstadt verschafft, worin mir der Character eines geheimen Regierungsraths gegeben, und eine Gehalts-Erhöhung versprochen wurde, die in der Folge auch mit 300 fl. realisirt worden ist. Kaum hatte ich dieß neue Decret vom 5. Nov. (1804) von Darmstadt in Händen, so traf am 10. Nov. das so lange erwartete Decret von München ebenfalls ein, und zwar unterschrieben vom Kurfürsten (nachmaligem Könige Max) selbst, so wie von drei Ministern. Auch war das Reisegeld mit 600 fl. während der Zeit eingegangen, und ich mußte nun beides nach München remittiren. Dieß wurde in Baiern höchst ungern gesehen, deßhalb schrieb mir der Canzler der Universität, — der Geh. Rath und Professor Gönner aus Landshut, — der sich sehr für mich interessirte, daß man mir eine freie herrschaftliche Wohnung einräumen, auch noch andere Vortheile verschaffen würde, wenn ich dem einmal angenommenen Rufe Folge leistete.

Dieß wäre aber unverzeihlich undankbar gegen meinen bisherigen Landesfürsten gewesen, der mich zu einer Zeit, wo ich über meinen Ruf nach Landshut in Ungewißheit schwebte, so großmüthig wieder anstellte, sobald ich nur in den Wunsch meiner Freunde einwilligte, meine vorige Stelle wieder anzunehmen. Ich hatte übrigens auch die gerechte Entschuldigung gegen Baiern für mich, daß man mein Bestallungs-Decret so lange zurückbehielt (weil zu der Zeit gerade ein

Lustlager bei Nymphenburg gehalten wurde, wo Alles sich hinbegab, auch selbst das Ministerium von allen Geschäften abgehalten wurde; vornämlich wurde auch die Unterschrift des Regenten dadurch verzögert).

Um mich indessen dankbar und gefällig gegen Landshut zu beweisen, trug ich dazu bei, daß die dortige Universität den geschickten Dr. Butte statt meiner zum Lehrer der Cameral-Wissenschaften erhielt, der damals zwar noch Prediger in der Wetterau, zu Bärstadt, war, aber Geist und Kenntnisse mit einer ungewöhnlichen Beredsamkeit verband, auch überhaupt treffliche Kenntnisse und schöne Lehrgaben besaß, um auf einer Universität glänzen zu können. Dieser wurde auch in Landshut angestellt, anfangs zwar nur provisorisch auf ein Jahr als Privatdocent mit 600 fl. Gehalt, nach einem Jahre aber, wie er sich vollkommen legitimirt hatte, als ordentlicher Professor und Hofrath mit 1800 fl. Besoldung. Butte füllte seinen Posten trefflich aus, verließ aber nach einigen Jahren wiederum diese Universität, und ging als Regierungsrath in königl. preußische Dienste nach Cöln. Gegenwärtig privatisirt derselbe in Bonn, wo er auch einige Collegien mit Beifall gelesen hat.

Nun war ich in Gießen gleichsam glebae adscriptus geworden, und erhielt vors Erste auch keinen Ruf wieder, außer 1817 eine Aufforderung, nach Basel in die Schweiz zu gehen, und bald darauf eine ähnliche nach Breslau, welche beide aber nicht realisirt werden konnten.

Ich hatte bis dahin meist nur ein öffentliches Leben geführt als Universitäts-Lehrer, als Schriftsteller und als Geschäftsführer bei Negotiationen und Commissionen in Staats-Angelegenheiten. An ein glückliches, häusliches Leben war nie gedacht worden, außer in den Jahren, wo meine Schwester bei mir war. Von Familienleben, im eigentlichen Sinne des Worts, konnte nicht wohl die Rede seyn.

Meine Ansichten von einer glücklichen Ehe waren vielleicht ein wenig zu idealisch, indeß war ich durch meiner liebenswürdigen Schwester neunjährigen Aufenthalt in meinem Hause wohl auch etwas verwöhnt. Ich war dadurch überzeugt, daß Geist und Herz die Grundlagen sind zu einem glücklichen ehelichen Leben, verbunden mit Häuslichkeits-Sinn und treuer Liebe. Vermögen und Rang sind dabei das Wenigste.

Im Pfingstfeste 1805 kam ich zufällig zu einem vieljährigen Freund, dem seligen Amtmann Buff in Wetzlar, welchen ich in Jahr und Tagen nicht gesehen hatte. Ich wußte also nicht, daß eine sehr gebildete Familie von nahen Verwandten seiner Frau aus Hannover bei ihm zum Besuch war. Gleich bei meiner ersten Bekanntschaft mit derselben fand ich mich so sehr angezogen, daß meine Zukunft dadurch bestimmt wurde. Bei näherer Erkundigung am folgenden Tage überzeugte mich meine gütige Freundin, die geistreiche Kammergerichts-Assessorin von Oettinger in Wetzlar, daß alle meine Voraussetzungen bei der Demoiselle Dorette Wagner aus Hannover, die

mir den Abend vorher so sehr gefiel, vollkommen gegründet seyen, und daß ich sie richtig beurtheilt habe. Auch schrieb mir Frau v. Oettinger bald darauf, daß sie Ursache habe zu glauben, mein zufälliger Besuch in dem Hause des Amtmanns Buff habe einen günstigen Eindruck dort für mich zurückgelassen. Sie billigte meinen Entschluß, um die Hand der Demoiselle Wagner mich zu bewerben, nicht nur vollkommen, sondern rieth mir auch eifrig, nicht damit zu säumen. Ich war damals schon 52 Jahr alt, aber doch rasch und gesund, munter und lebenslustig genug, um eine solche Verbindung einzugehen. Nun befolgte ich zwar den guten Rath meiner verehrten Freundin, der Frau v. Oettinger sogleich, aber doch auf meine eigene Art. Mein Grundsatz war von jeher: der Mann muß selbst das Herz seiner Geliebten gewinnen, und nicht durch Hülfe Anderer es zu erobern suchen. Dieser Grundsatz war auch bei einem so geistreichen und unbefangenen Frauenzimmer durchaus und allein anwendbar; er glückte daher vollkommen.

Nach einigen Wochen (es war grade im Johannisfest) machte ich auf einem Spaziergange in ihrem Garten meinen Antrag, der denn auch von diesem edlen freisinnigen und geistreichen Mädchen (welches gleich weit von Sprödigkeit und Verstellung war) freundlich angenommen wurde, falls die Mutter einstimmen würde.

Mit dem größten Vertrauen schlossen sich unsere Herzen gegenseitig auf, und der Bund zwischen uns wurde für Zeit und Ewigkeit geschlossen.

Indeß mußte dies damals noch Geheimniß bleiben, da die Mutter einige Tage vorher auf vier Wochen nach Hannover gereist war. Die Zustimmung derselben erfolgte zwar bald nach ihrer Rückkehr, aber die Verbindung selbst mußte doch — äußerer Verhältnisse wegen, — meinen Wünschen entgegen, leider bis zum October zurückgeschoben werden. Dies war für uns ein wahres Mißgeschick, denn fast wäre es dem bösen Willen unedler und neidischer Menschen gelungen, diese beschlossene Verbindung wieder zu zerstören, da die sorgsame Mutter meiner Braut ängstlich gemacht, und gegen diese Heirath eingenommen wurde. Meine Geliebte aber ließ sich in ihrem Glauben an mich nicht irre machen, und so wurde endlich unsere Hochzeit den 6ten October 1805 glücklich und froh gefeiert.

Heute in einem Greisenalter von 79 Jahren erinnere ich mich noch mit Begeisterung jener frohen Tage, welche auf diese unsere Verbindung folgten, und wenn gleich unsere Ehe leider kinderlos geblieben ist, so hat die Erfahrung doch bewiesen, daß dies nicht der einzige Zweck der Ehe sey, sondern daß der gegenseitige, auf Liebe und Achtung gegründete Entschluß beider Gatten, in allen Verhältnissen des Lebens fest und treu zusammenzuhalten, und sich gegenseitig kräftig und liebreich zu unterstützen, zu helfen und zu erfreuen, — daß dieser zweite und nicht minder wichtige Zweck der Ehe, den ersteren völlig aufwiege, auch weit bedeutender in seinen Folgen und Wirkungen sey als jener. Denn es hängt weit

mehr von den Gesinnungen und dem festen Willen der beiden Ehegatten ab, sich gegenseitig zu beglücken, als es jedesmal in ihrer Macht steht, das Schicksal ihrer Kinder zu bestimmen, welches oft von ganz anderen Dingen und von zukünftigen Umständen abhängig ist. Genug, Kinder können Glück, aber auch Unglück in die Ehe bringen; Liebe und Treue beider Gatten können aber nur beglücken. Uebrigens füge ich hier noch mit gerührtem Herzen hinzu, daß meine Gattin während unserer Ehe (deren silberne Feier wir 1830 erlebten) nicht nur Leid und Freude getreulich mit mir getragen hat, sondern daß ihre lobenswerthe häusliche Wirthschaftlichkeit eine fruchtbare Quelle von Zufriedenheit und Wohlstand geworden ist, daß meine häusliche Lage dadurch unendlich verbessert, so wie durch ihren geistreichen heiteren Umgang unterhaltend und reizend geworden ist; ja daß sie mich bei meinen Schriftsteller-Arbeiten trefflich unterstützte, kurz daß Segen und Wohlstand, Zufriedenheit und Ruhe, so wie häusliche Freuden in meinem Hause einheimisch, und Liebe und Einigkeit unsere Hausgötter geworden sind.

In der Mitte des September 1805 schickte mir der Marschall Bernadotte (damals schon Prinz von Ponte-Corvo), welcher aus Hannover, wo derselbe commandirte, *) schon mehrmals an mich

*) S. Beilage X den Brief des jetzigen churhessischen Gesandten in London (des Baron v. Langsdorf) an mich, vom 6ten März 1805 aus Hannover.

geschrieben hatte, einen Cabinets-Courier zu mit der Nachricht: daß er auf seinem Marsche nach Schwaben mit 23,000 Mann französischer Truppen in unsere Stadt und Gegend einrücken, und drei Rasttage daselbst halten würde. Der Courier kam um 10 Uhr Abends an, und der Prinz mit seiner Gemahlin und seinem Sohne (Prinz Oscar) folgten in derselben Nacht um 12 Uhr nach. Am folgenden Tage nahm der Marschall die Deputation von der hiesigen Universität gütig auf, welche ich bei ihm einführte, um demselben unsere Freude über sein Wiedersehen zu bezeugen. Er gab darauf ein glänzendes Fest mit vielem Aufwande auf seine eigene Kosten, wozu mehr als 50 Personen von unseren Honoratioren zugezogen wurden, die ich demselben dazu vorschlagen mußte. Liebenswürdiger und humaner kann eine so erhabene Familie sich wohl schwerlich beweisen, als dies gegenwärtig königliche Paar sich in Gießen zeigte.

Im Jahr 1806 wurde das Reichs-Kammer-Gericht in Wetzlar aufgehoben, und die Assessoren zogen von dort weg und traten in Dienste bei den einzelnen deutschen Fürsten als Minister, Präsidenten und Directoren der höheren Behörden, Tribunäle ꝛc. Bei dieser Gelegenheit kam der Kammer-Gerichts-Assessor Freiherr v. Stein nach Gießen, als zweiter Director des hiesigen Hofgerichts, jetzt Präsident der Regierung.

Von den Reichs-Kammer-Gerichts-Assessoren bemerke ich hier nur Diejenigen, mit welchen ich

vorzüglich in Berührung kam, nämlich: die Herren v. Riedesel, v. Oettinger, v. Fahnenberg, v. Steigentesch, v. Gruben, v. Stein und v. Kampz, deren Gunst ich mich zu erfreuen hatte.

Herr v. Kampz war einer von den Letzten, welche Wetzlar verließen. Er trat in königlich preußische Dienste, und stieg durch mehrere hohe Staatsämter bis zum ersten Minister der Justiz empor. Berühmt als ein gediegener Schriftsteller im juristischen und politischen Fach, verbindet dieser edle Mann mit dem größten Scharfsinn die ausgebreitetsten Kenntnisse und die seltenste Thätigkeit, gepaart mit Gerechtigkeitsliebe, Festigkeit und Muth. Sein Wohlwollen gegen mich wird mir immer unvergeßlich bleiben.

Das Jahr 1806 war für unser Vaterland höchst merkwürdig, wenn auch nicht durchaus erfreulich. Das deutsche Reich, welches länger als tausend Jahre bestanden hatte, ging unter. Kaiser Franz II. legte die deutsche Kaiserkrone nieder den 6ten August und wurde östreichischer Kaiser unter dem Namen Franz I. Bald hernach erklärte sich der französische Kaiser Napoleon zum Protector des von ihm gestifteten Rheinbundes, welchem nach sieben Jahren der gegenwärtige deutsche Bund folgte. Auch wurden in diesem Jahre (1806) sehr viele kleine Souveräne in Deutschland in Standesherren verwandelt, und ihre Besitzungen denjenigen größeren deutschen Staaten einverleibt, in deren Umfang sie sich befanden. Dagegen erhoben sich mehrere Fürsten des Rheinbundes zu höheren Würden. Unter Anderen nahm

der damals regierende Landgraf Ludwig X. den Titel eines Großherzogs, mit welchem königliche Rechte, Ehren und Würden verknüpft waren, als Ludwig I. an. Zugleich wurden, wie schon bemerkt, seine Staaten um das Dreifache vergrößert.

Im folgenden Jahre (1807) brachte der Friede zu Tilsit noch größere Veränderungen in Deutschland hervor. Sachsen wurde zum Königreich erhoben, und das neue Königreich Westphalen wurde errichtet. Es bestand aber nur 6 Jahre bis zur Schlacht bei Leipzig 1813.

Im Jahr 1807 drohte ein verwegener Leichtsinn unserer in Gießen studirenden Jugend der Universität den Untergang. Dem General Fauconnet nämlich, welcher in Gießen mit einem französischen Cavallerie-Regiment in Garnison lag, und der sich als ein alter ehrwürdiger Mann höchst anständig und wohlwollend gegen unsere Stadt und Universität betragen hatte, wurde auf einer Spazierfahrt im Holze nahe bei der Stadt in seiner Kutsche eine Kugel durch den Hut geschossen.

Der General pflegte in meinem Hause Abends um 6 Uhr mit meiner Schwiegermutter, Madame Thierry, und meiner Gattin — welche beide fertig französisch sprachen — Thee zu trinken. Eines Abends kam der alte Mann ganz verstört in unser Haus, erzählte uns den Vorfall und fügte hinzu: er würde in acht Tagen mit seinem Regiment aus Gießen abziehen. Er sagte: seine Adjutanten, die ihn zu Pferde begleiteten, hätten zwei Studiosen auf der That ertappt, die es auch

gar nicht läugneten geschossen und wider ihren Willen die Kutsche getroffen zu haben.

Die Bitten meiner Gattin und Schwiegermutter, vereint mit den meinigen, vermochten den menschenfreundlichen Mann, die Sache nicht an Napoleon nach Paris zu berichten, wie er es Willens war, auch seinen Officieren dies zu verbieten; sonst wäre unsere Universität in Gefahr gewesen, eben so wie früher die Universität zu Halle, wenigstens ad interim aufgehoben zu werden. Dagegen verlangte der General vom Marschall Augereau (der in Frankfurt lag, und das ganze französische Militär diesseits des Rheins befehligte) in acht Tagen mit seinem Regiment verlegt zu werden, unter dem Vorwande: daß es hier theils an hinlänglichen Quartieren fehle, theils an Hafer für die Pferde seines Cavallerie-Regiments. Die Hauptursache zu dieser schleunigen Verlegung, nämlich den Schuß im Holze, hatte der General großmüthig verschwiegen. Ebenso hatte er auch der Rache nicht erwähnt, welche die Officiere dieses Regiments unseren Studiosen geschworen hatten.

Der General Fauconnet rieth mir nun eifrig dahin zu wirken, daß gar keine französische Garnison wieder nach Gießen gelegt würde, weil die Antipathie zwischen den französischen Officieren und den hiesigen Studiosen zu groß sey, und diese jungen Leute, welche aus übelverstandenem Patriotismus und Unkunde der französischen Sprache mit den Officieren keine Bekanntschaft machten, immer mit dem Militär in Unfrieden leben wür-

den und leicht eine unangenehme Catastrophe herbeiführen könnten.

Am andern Morgen faßte der, auf meine Vorstellungen versammelte, academische Senat den Beschluß, mich mit dem Major und Professor Cämmerer nach Frankfurt zu dem Marschall Augerau zu deputiren, um bei demselben zu bewirken, daß unsere Stadt keine französische Garnison wieder erhielte.

Wie wir diese Bitte am folgenden Tage in Frankfurt zuerst dem Chef d'etat-major des Marschalls vorlegten, so war die Antwort desselben eben so rauh als kurz: Das sey zu spät und könne nicht statt finden, denn das Infanterie-Regiment des Generals Des-Jardins, welches in Friedberg lag, sey schon beordert in einigen Tagen in Gießen einzurücken zur Garnison u. s. w.

Wir beschloßen nun, trotz aller Hindernisse, die man uns in den Weg legte, uns unmittelbar an den Marschall Augereau zu wenden, den ich noch nie gesprochen hatte. Sein Aide de Camp (ein junger Lebrun, Sohn des ehemaligen dritten Consuls in Paris) nahm uns sehr artig auf und stellte uns demselben vor. Meine feurige und schmeichelhafte Anrede schien dem Marschall zu gefallen, er nahm mich liebreich bei der Hand, führte mich in sein Cabinet und schrieb folgenden Befehl: „Aussi long-temps que le sous-signé commandera en Chef dans ces contrées, la ville de Giessen n'aura point de Garnison de troupes françoises. Augereau."

Wir ließen diese Ordre noch denselben Abend im Journal de Francfort abdrucken, und sonach konnte sie nicht zurückgenommen werden. Von der Zeit an waren wir in Gießen von französischer Garnison befreit, und die Universität blieb außer Gefahr.

Noch ein paar Begebenheiten, die mich betrafen, muß ich hier erwähnen. Im Jahr 1807 wurde mir ein junger Britte aus London zugeführt, Namens Cope, der Sohn eines reichen Negotianten, welcher Statistik und deutsche Sprache in Gießen lernen sollte. Beides gelang vollkommen; indeß machte die französische Militärstraße, welche zu der Zeit durch Gießen nach Preußen ging, den Aufenthalt desselben bei uns etwas bedenklich. Cope, erst 16 Jahr alt, war nämlich zu schüchtern, um sich die Haltung eines Nordamerikaners zu geben, für den er, seinen Pässen gemäß, gelten sollte. Die Stadt Gießen hatte zwar zu der Zeit keine französische Garnison, aber doch (der Militärstraße wegen) einen französischen Commandanten mit zwölf Gensd'armen. Diese stellten dem jungen Menschen heimlich nach, um ihn zu arretiren und nach Verdun zu führen, wohin damals alle Britten gebracht wurden, die man in Frankreich und in dem Bereich der französischen Militärbezirke antraf. Cope war mit guten Pässen hier angekommen, welche von dem französischen Consul in Rotterdam ausgestellt waren, und er war in denselben als Nordamerikaner aus New-York gebürtig aufgeführt. Diese Pässe wurden auch von den französischen Gesandten und Civil-

behörden und auch von unserem Ministerio in Darmstadt als richtig anerkannt, nicht aber von dem französischen Militär. Auch verrieth der Jüngling zu sehr durch sein schüchternes Benehmen, so wie durch seine Manieren, daß er ein Engländer sey, um so mehr, da er außer dem Englischen nur sehr wenig, und nur sehr schlecht französisch reden konnte. Uebelwollende Menschen in Gießen hatten nun den französischen Commandanten, Obrist Burr, aufmerksam auf den Studiosen Cope gemacht, so daß dieser den Gensd'armen auftrug, demselben aufzupassen und zu ihm zu führen, ohne etwas davon kund werden zu lassen.

Am Abend vor Weihnachten (1807) stürzte Cope mit dem Ausruf in mein Zimmer: „Die Gensd'armen wollen mich aufgreifen!" — Ich verriegelte die Hausthür und fuhr noch in derselben Nacht mit dem Britten nach Darmstadt, um dort Schutz für ihn zu suchen. Umsonst, man fürchtete sich vor den Franzosen und überließ uns unserem Schicksal, wiewohl mir zwei Monate vorher von dem Ministerio der auswärtigen Affairen (nach Einsendung der sämmtlichen Papiere und Pässe des Britten) durch ein förmliches großherzogliches Rescript die höchste Erlaubniß gegeben war, den jungen Menschen in Gießen bei mir aufzunehmen und zu behalten, so lange er es wünsche.

Der Großherzog, weit hochherziger als sein damaliges Ministerium, sagte: er könne zwar der französischen Militärgewalt nicht widerstehen, billige aber meinen Entschluß, mit dem jungen Cope sofort nach Mainz zu dem Marschall Kellermann

(Duc de Valmy) zu reisen, um den Paß desselben, welcher in Gießen verdächtig gemacht wurde, von diesem visiren zu lassen. Dies war zwar etwas gewagt, denn wir konnten von dort leicht nach Verdun transportirt werden, wo wir bis zum Friedensabschluß zu Tilsit hätten verharren müssen. Indessen war doch nichts Anderes übrig, um aus der ungewissen Lage zu kommen. Wir reisten also von Darmstadt nach Frankfurt ab, wurden aber durch einen dortigen bedenklichen Vorfall belehrt, daß die höchste Vorsicht bei dieser Sache nöthig sey, weil Gefahr damit verbunden war.

Ich war nämlich bei dem Schluß der Mittagstafel im Gasthaus zum Schwan früher vom Tische weg auf mein Zimmer gegangen, wie der Britte. Sogleich fielen mehrere französische Officiere, die an der Tafel waren, über ihn her mit den Worten: Voilà un maudit Anglais! — il faut l'arrêter et le transporter à Verdun. Der Engländer entwischte aus ihren Händen und floh auf mein Zimmer. Ich verschloß ihn in demselben, beschwichtigte für den Augenblick die Officiere und begab mich sofort zu dem Fürsten Primas (meinem erhabenen Gönner von Erfurt aus) und bat denselben um ein Protectorium gegen die Angriffe der Franzosen auf den jungen Nordamerikaner, mit seiner Unterschrift und Siegel versehen. „Das will ich gerne ausstellen," sagte der hochherzige Fürst, „allein ohne die Zustimmung des hiesigen französischen Gesandten (Hedouville) kann ich dies doch nicht thun. Indessen will ich ihn auf morgen Mittag sogleich zur Tafel einladen

lassen; Sie speisen mit und dann wird die Sache wohl gehen." Dies geschah. Vor der Tafel stellte der Fürst mich und meine Angelegenheit dem Gesandten so eindringlich vor, daß dieser in Alles willigte. Das Protectorium wurde von dem Minister der auswärtigen Affairen nach der Tafel sofort ausgestellt und von dem Fürsten, sowie von dem Gesandten unterschrieben und besiegelt, an demselben Abend mir noch zugeschickt. Nun waren wir in Frankfurt zwar sicher, aber nicht so in Mainz. Der Engländer wollte auch am andern Morgen durchaus nicht mit mir dahin reisen, sondern überließ es mir allein das Abentheuer zu bestehen.

Wie ich bei meiner Schwester, der Frau von Larroque (die damals noch in Mainz wohnte) ankam, so sagte diese mir sogleich: die Sache sey für mich gefährlich, da Kellermann in allen Angelegenheiten, die ihm nicht lucrativ genug zu seyn schienen, sehr pünktlich die Gesetze vollziehe und dabei von dem damaligen Präfecten in Mainz, Jean-Bon St. André, scharf controllirt würde. Beide waren Antipoden in ihren Gesinnungen; aber Jean-Bon hatte mehr Vertrauen bei Napoleon (der in Preußen mit der Armee stand), als der Duc de Valmy. Es kam also darauf an, den Präfecten für meine Sache zu gewinnen, der dem Marschall imponirte. Letzterer sagte mir gleich bei der ersten Audienz: die Sache müsse schriftlich verhandelt werden, und ich müsse die Päße und die sämmtlichen Papiere, den

Hrn. Cope betreffend, an ihn abgeben. Alsdann aber war Alles verloren!

Der Einfluß des schönen Geschlechts half mir auch diesmal aus dieser gefährlichen Lage. Der Präfect, welcher unverheirathet war, trank alle Abend seinen Thee bei einer geistreichen und achtungswürdigen verheiratheten Dame in Mainz. Durch diese Frau konnte meine Schwester bei dem Präfecten vieles bewirken. Ich erhielt die Erlaubniß ihr aufwarten zu dürfen, stellte ihr mein Gesuch vor und bekam die Zusicherung, daß meine Sache bald abgemacht seyn würde. „Wir speisen morgen Mittag mit dem Marschall bei dem Präfecten, sagte sie, und Ihr Paß wird dort visirt." Es geschah auch pünktlich so.

Nach Tische behielt der Präfect Jean-Bon mich noch bei sich, und frug mich unter Andern: „Que jugez vous M. dans ce moment de l'Europe?" — L'Europe est dans une Crise sagte ich. — „L'Furope, dit-il, est une noix pourrie, qui se laisse despotiser par un seul homme, qui est un bon guerrier, mais en même tems un grand Despote." Serez vous toujours Republicain M.? versetzte ich. „Moi, je mourai Republicain" antwortete er.

Es war das letztemal, daß ich diesen ernsten, festen und würdigen Mann sah. Jean-Bon hatte als Präfect ein großes Departement, welches sich von Mainz an bis nach Zweibrücken hin erstreckte. Er regierte dasselbe mit strenger Gerechtigkeit und mit eben so großer Einsicht, als mit unermüdeter Thätigkeit, ohne allen Eigennutz. Na-

poleon nannte ihn den Advokaten seines Departements, und er hat wirklich viel Gutes in demselben gestiftet. Namentlich ist auch die neue Landstraße von Bingen nach Coblenz auf dem linken Rheinufer sein Werk. *)

Napoleon hatte ihn so sehr achten gelernt während seiner Administration als Präfect, daß er ihm völlig vertraute. Dasselbe Vertrauen hatte er bei der Kaiserin Josephine, wie sie im Winter 1806—7 in Mainz im deutschen Hause residirte. Sie trug dem Präfecten auf, ihr eine Liste des dortigen hohen Adels und der Vornehmsten der Stadt beiderlei Geschlechts einzuhändigen, um sie wöchentlich einigemal zur Cour einladen zu lassen. Dies geschah, aber nach einigen Wochen beklagte sich die Kaiserin bei dem Präfecten, daß er ihr manche insipide Personen zugeführt habe. Madame, sagte derselbe, c'est la faute de votre

*) Als man in Mainz vernahm, daß Jean-Bon St. André Präfect werden sollte, so schickten Stadt und Universität sogleich eine Deputation nach Paris, um den damaligen ersten Consul Bonaparte zu bitten, einen andern Präfecten zu ernennen. Dieser stellte rasch an den anwesenden Minister die Frage: „Warum habt Ihr mir diesen Mann denn vorgeschlagen? Ich kenne ihn nicht von Person." Der Minister versetzte, er wolle für ihn haften. „Wohlan, sagte der erste Consul, „ich verspreche eurer Stadt und Universität zu Mainz, daß Jean-Bon in seinem Departement keine Idee ausführen soll, ohne mein Wissen und Willen." Letzterer hatte während der Revolution zu den Terroristen gehört und war deshalb sehr gefürchtet, aber Napoleon hielt ihn im Zaum, so daß er der Wohlthäter seines Departements wurde. Er starb 1813 im Winter, während die Stadt von den alliirten Truppen belagert wurde.

Majesté! — „Comment ma faute?“ versetzte sie. — Parceque vous avez voulu voir des personnes de distinction par leur rang, qui ne sont pas toujours les plus spirituelles. „Donnez moi donc une autre liste de personnes du second rang; je les ferais inviter avec les autres.“ Dies geschah, und fiel besser aus nach dem Geschmack der Kaiserin.

Unter den Letzteren befand sich auch Frau v. Larroque (meine Schwester), von welcher Jean-Bon der Kaiserin gesagt hatte: Sa santé est bien faible, et elle a l'air d'une Dame d'un certain âge, mais son esprit est encore au printems. Meine Schwester entschuldigte sich aber, und wollte durchaus nicht erscheinen, da sie für das Hofleben keinen Geschmack hatte. Jean-Bon hatte indeß, als Freund derselben, zu viel von ihr bei der Kaiserin gesprochen, um wieder zurücktreten zu können; sie mußte also einwilligen, doch bat sie, daß der Präfect sie Tags vorher in einer Privataudienz vorstellen möchte. Dies geschah und die Kaiserin, welche sie sehr gnädig empfing, frug dann mit vieler Theilnahme: Madame, vous êtes si pâle, et avez l'air si plaintif, est ce que vous êtes malade? — Wie meine Schwester dies verneinte, sagte Josephine sehr gnädig: Vous avez donc d'autres soucis et peines, — confiez les moi, peut-être puis-je y remedier, et je le ferai avec plaisir. Frau v. Larroque versicherte, daß sie keine andere Wünsche habe, als ihren Gemahl bald wieder zu sehen, der seit Jahr und Tagen von ihr getrennt, in der Suite des Kaisers sich

befinde. Ah pour ce coup la, war die sehr freundliche Antwort, je ne puis rien faire pour vous; car si votre Epoux ne lui etoit pas utile, il ne le retiendroit pas, — mais venez demain à ma Cour, et dissipez vos soucis

Die Kaiserin Josephine bewies sich gegen Jedermann sehr herablassend und gütig; sie war wohlthätig gegen die Armen und liberal gegen Diejenigen, welche ihr dienten. Für Diejenigen, welche bei Napoleon etwas zu suchen hatten, interessirte sie sich, wenn die Sache gerecht und gut war, und sie reussirte auch immer, wenn es nicht Militär- und Douanen-Angelegenheiten betraf. In beiden Fällen war er unerbittlich.

Josephine consultirte den Geh. Rath Thilenius (berühmten Arzt, damals in Wiesbaden), so lange sie in Mainz residirte, und belohnte ihn kaiserlich. *)

Bei einem meiner früheren Besuche bei meiner Schwester in Mainz, welche acht Jahre dort wohnte (1799—1807), während ihr Gemahl

---

*) Thilenius erzählte mir, daß im Jahr 1804 der Marschall Lefebre die Cur in Wiesbaden unter seiner Direction gebraucht habe. Eines Tages zählte dieser alle Arten von französischen Weinen auf, die er selbst kannte, und Thilenius fand dies sehr interessant.

In derselben Nacht rief ein Courier von Napoleon den Marschall Lefebre schleunig ab, und dieser hinterließ nur ein Danksagungsbillet an den Arzt. Nach drei Monaten kam aber eine große Kiste, an Thilenius in Wiesbaden adressirt, franco an, in welcher von jeder Gattung der französischen Weine, die Lefebre ihm genannt hatte, eine Bouteille mit einer Etiquette versehen sich befand, zum Geschenk für denselben.

im Felde bei der Armee war, begab sich ein Ereigniß, welches damals dort einiges Aufsehen machte; es bewies wenigstens viel Muth und Entschlossenheit von Seiten meiner Schwester, im Gegensatz mit dem Kleinmuth des großen Publikums in der berüchtigten Mordanklage Napoleons gegen den Marschall Moreau.

Es hielt sich nämlich der ehemalige Banquier der Königin Marie Antoinette (ein alter ehrwürdiger aber verarmter Mann) mit Erlaubniß der Regierung in Mainz auf, der allgemein als ein höchst gebildeter und wohldenkender Mann geschätzt war. Da er seine Gattin verloren hatte, so nahm meine Schwester sein einziges Kind, ein Töchterlein von 6 Jahren, zu sich und erzog es. Doch mußte die Kleine des Nachts in der Wohnung ihres Vaters schlafen, dessen einziger Trost sie war. Des Morgens um 8 Uhr kam das Mädchen dann wieder, und blieb bis um 8 Uhr Abends.

Eines Tages erschien das Kind nicht, und meine Schwester erfuhr, der Vater sey in der Nacht arretirt und in den rothen Thurm ins Gefängniß gebracht worden, weil er mit in den Proceß gegen Moreau verwickelt sey, und das Kind habe den Vater nicht verlassen wollen.

Sogleich fuhr Frau v. Larroque selbst zu dem edelmüthigen Präsidenten des Criminal-Gerichts, dem durch erlittene Verfolgung bekannten Rebmann, und erhielt auch von demselben die Erlaubniß, den Gefangenen zu besuchen. Sie hatte gehört, daß der alte Mann auf dem Stroh liege mit seinem Kinde, ohne gehörige Bedeckung gegen

die Kälte des Decembermonats. Sie nahm deshalb alles Nöthige mit, was zu seiner Erwärmung und Erquickung dienen konnte, und brachte sodann das Kind mit zurück in ihre Wohnung; dies wurde auch nicht reclamirt.

Wie man am folgenden Tage in einer großen Assemblé von Herren und Damen bei dem Präfecten Jean-Bon das Verfahren meiner Schwester mißbilligte, sagte der Präfect mit starker Stimme: Comment? — Je n'aurais pas réconnu Madame de Larroque, si elle avait agi autrement. Le premier Consul approuvera le courage d'une femme allemande qui s'élève au-dessus du commun.

In der That widerfuhr meiner Schwester nichts Unangenehmes wegen dieses edelmüthigen Verfahrens, und das Schicksal des Vaters wurde dadurch sehr erleichtert, sowohl im Gefängniß, als bei seiner nachmaligen Befreiung.

Nun lobte die ganze Stadt die Kühnheit meiner Schwester, und sie behielt und erzog das Kind, welches sehr liebenswürdig war, bis zu seinem 16ten Jahre, wo es von den Verwandten des zu der Zeit längst verstorbenen Vaters abgeholt, und in der Folge glücklich verheirathet wurde.

Der junge Britte Cope blieb bei mir bis zu der Zeit, wo die westphälischen und französischen Truppen mit dem kühnen Partheigänger Schill in Lübeck beschäftigt waren, und so kam er auf Umwegen glücklich bis nach Bremen, nachdem er seinen Zweck in Gießen vollkommen erreicht hatte. Cope ging von dort nach England, machte später nach erfolgtem Frieden eine Reise durch Frankreich,

Italien, Helvetien und Deutschland und ging als=dann in Handelsgeschäften nach Südamerika, wo aus Buenos=Ayres die letzte Kunde von demselben mir zugekommen ist.

Im Jahr 1810 lernte ich an der Tafel des Fürsten Primas zu Frankfurt den königl. preußischen Gesandten, Baron v. Hänlein, kennen, der mir den Antrag machte, seinen Sohn, der schon in Erlangen einige Jahre studirt hatte, auf ein Jahr zu mir nach Gießen in mein Haus zu nehmen, um dort seine Studien zu vollenden. Dieß geschah und gelang so vollkommen, daß ich die Satisfaction hatte von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin autorisirt zu werden, mit Zuziehung meines damaligen Collegen, des Hrn. Prof. Jaup (jetzt Geh. Staatsrath und Director des Cassations=Gerichts über Rheinhessen), den Candidaten Baron von Hänlein in meinem Hause zu examiniren, und das Protocoll darüber nach Berlin zu schicken, wo dasselbe vollkommen approbirt, und statt eines dort üblichen Examens von dem Staatsministerium so angenommen wurde, als wenn es von demselben unmittelbar in Berlin wäre gehalten worden. Der junge Mann ward darauf sofort als Gesandtschafts=Secretair angestellt, machte im Jahr 1813 als Officier den sogenannten Freiheitskrieg mit, kam mit mehreren Orden geziert nach erfolgtem Frieden in sein Vaterland zurück, und bekleidet gegenwärtig und seit mehreren Jahren schon die ehrenvolle Stelle eines königl. preußischen Chargé d'Affaires zu Cassel.

Ich komme jetzt zu einem Zeitpunkte meines Lebens, welcher mir und meiner Gattin auf unverschuldete Weise unsäglich viel Kummer und Sorge, Gefahren und Mühseligkeiten bereitete.

Im Jahr 1813, wo Napoleon mit seiner neu organisirten Armee nach Sachsen zog, erhielt ich, vier Wochen vor der Schlacht bei Lützen, ein Schreiben aus dem französischen Hauptquartier des Inhalts: wie man dort von einem bekannten deutschen Gelehrten eine Druckschrift zu erhalten wünsche, wodurch die Völker beruhigt und ihnen bewiesen würde, daß es für Deutschland eben so nothwendig als zweckmäßig sey, die öffentliche Ruhe und Ordnung in jedem einzelnen Lande aufrecht zu erhalten, keine Privat-Insurrection aufkommen zu lassen, am wenigsten tumultuarische Volksbewegungen, die nur zu unnützem Blutvergießen führten und Plünderungen zur Folge hätten, ohne etwas Anderes als Befriedigung von unedlen Privat-Leidenschaften zu bezwecken; vielmehr sollten die deutschen Völker fest an ihre Fürsten sich halten.

In dem Briefe hieß es ferner: Uebrigens würde der Kaiser Napoleon, nach wiederhergestelltem Frieden, der deutschen Nation Ruhe und Schutz gewähren, ohne derselben die französische Gesetzgebung und Sprache in den Gerichtshöfen aufzudringen, noch die Fürsten und deren Unterthanen in ihren Gerechtsamen zu beschränken, auch ohne den Handel ferner durch das Continental-System einzuengen, sobald nur der Friede mit England zu Stande gekommen seye. Kurz, der

Kaiser würde durch Güte und Liberalität die Liebe der deutschen Nation sich zu erwerben wissen. „L'Empereur se fera aimer des Allemands", wie es in dem Schreiben wörtlich hieß.

Als Motiv zu dieser Schrift wurde angegeben: die eigene Ueberzeugung jedes rechtlichen deutschen Mannes, daß bei Privat-Insurrectionen (wie damals schon in Westphalen der Fall gewesen war) zu viele Collisionen und Leidenschaften zum Vorschein kämen, als daß sie jemals etwas Ersprießliches von Bedeutung für das Ganze bewirken könnten; daß man also den Erfolg von dem Krieges-Schicksal erwarten, und die Unterthanen sich ruhig verhalten müßten.

Dies war die Haupttendenz der verlangten Schrift, deren Zweck jeder aufgeklärte und rechtliche deutsche Mann billigen mußte, die also meinen Grundsätzen keineswegs widersprach; vielmehr schien mir diese Idee eben so recht- als zweckmäßig zu seyn, nur konnte sie in diesem Augenblick sehr mißdeutet und übel ausgelegt werden, wie dies denn auch wirklich der Fall gewesen ist.

Viele angesehene Gelehrte in Deutschland, an welche man sich hätte wenden können, würden den Auftrag gern und unbedingt angenommen haben; daß derselbe aber gerade an mich kam, das wird der Leser meiner Biographie wohl schon aus dem Vorstehenden entziffern können, da der Entschluß im französischen Hauptquartier gefaßt wurde, wo die Generäle und die Marschälle mit in dem Kriegsrath saßen, welchen wohl wenige deutsche Gelehrte persönlich so bekannt seyn mochten, wie Der, wel-

cher mit ihnen so manche diplomatische Unterhandlungen gepflogen, und so viele Commissionen im Namen seines Landesfürsten bei denselben gemacht hatte.

Die Namen derer, die mich vorschlugen, hat man mir zwar nicht bestimmt genannt, wohl aber schrieb der Privat-Cabinetssecretair des Kaisers Napoleon, der bekannte Lelorgne-d'Ideville, mir eigenhändig, daß man meine Person dazu erwählt habe, und daß man eine zusagende Antwort baldigst erwarte.

Zu gleicher Zeit wurde mir von guter Hand aus Cassel geschrieben, daß dort im königl. Staatsrathe (wahrscheinlich von französischer Seite) der Antrag geschehen sey, mich als Professor nach Göttingen zu berufen, daß dies für den Augenblick aber noch nicht möglich sey.

Indessen suchte ich den an mich ergangenen Auftrag gleich anfangs dadurch abzulehnen, daß ich die Antwort absichtlich bis nach der Schlacht bei Lützen und Bautzen verzögerte, worauf man nachher in Prag über den Frieden unterhandelte. Zu gleicher Zeit aber erging aus dem französischen Hauptquartier ein wiederholtes Aufforderungsschreiben an mich, mit der verlangten Schrift zu eilen. Was sollte ich bei dieser Lage der Sache thun? — Freilich hätte ich mich sicher setzen können durch Anfrage bei unserem Hofe, ob ich den Auftrag befolgen solle oder nicht; ich würde Diesen aber dadurch in zu große Verlegenheit gesetzt, und sehr compromittirt haben; denn hätte der Hof dafür gestimmt, so fiel die Verantwortung bei

dem deutschen Publikum auf denselben; stimmte er aber dagegen, so war der Großherzog der Empfindlichkeit des Kaisers ausgesetzt, — denn Letzterer war damals noch nicht geschlagen — also mußte ich, aus Liebe und Anhänglichkeit an unseren Fürsten, die Sache auf mich allein nehmen.

Ich schrieb die Schrift nun nach meiner Ueberzeugung, die sich aber in dem Augenblick keinesweges zum Druck eignete, welchen ich auch aufzuhalten hoffte, und, um Zeit zu gewinnen, eine Badereise vornahm. Das Manuscript ward mir aber vor derselben (zur Ansicht, wie man vorgab) abverlangt, noch ehe ich die letzte Feile daran gelegt, ja ehe ich den Titel fertig geschrieben hatte. Statt mir nun versprochenermaßen dasselbe nach genommener Einsicht zurückzuschicken, erhielt ich, zu meiner gewiß nicht angenehmen Ueberraschung, einige gedruckte Exemplare aus Leipzig zugeschickt, ohne Brief und ohne alle weitere Erklärung, die auch später nie erfolgt ist. Der Titel war noch dazu unrichtig, nämlich Geh. Justiz-Rath, statt Geh. Regierungs-Rath. Auch schrieb mir der eben so sehr geehrte als achtungswürdige Geh. Ober-Regierungs-Rath v. Kampz später aus Berlin: ich sey dort gänzlich wegen des Drucks dieser Schrift gerechtfertigt, da der preußische Commandant in Leipzig (Generallieutenant v. Bismark) nach Berlin berichtet habe: er sey völlig überzeugt worden durch Leute, die zugegen gewesen seyen, daß französische Agenten diesen Druck wider den Willen des Verfassers unter

dem Vorwande betrieben hätten: daß man damit eilen müsse, ehe derselbe Kunde davon bekäme.

Uebrigens war bei dieser Druckschrift von keiner Seite jemals von Honorar die Rede.

Nach der Schlacht bei Leipzig fiel nun Alles über diese Schrift und deren Verfasser her; selbst viele Derjenigen, von welchen sie vorher sehr war gelobt worden. Diese schwachen Menschen glaubten dadurch sich selbst sicher zu setzen, und vergessen zu machen, daß sie früher dieselben Grundsätze geäußert hatten, und nun nach den Zeitumständen modelten. Wie viele schwankende, zaghafte, characterlose, falsche und unedle Menschen brandmarkten sich damals durch ihr verächtliches Betragen. Dies hat der verdiente Kosegarten (zuletzt Prof. in Greifswalde) in seiner Vertheidigungsschrift gegen seine boshaften Verläumder meisterhaft und evident gezeigt, und dieselben mit scharfer Lauge gewaschen.

Dagegen fanden sich aber auch viele Edle in der Nähe und Ferne, welche sich für das Gegentheil rein aussprachen. Dahin gehört zuvörderst der höchstselige König von Baiern, Max, Höchstwelcher diese Schrift, die ich demselben (da sie nun einmal gedruckt war) zuschickte, nicht nur sehr gnädig aufnahm, sondern mir dieses auch in einem huldreichen Schreiben erklärte. *) Eben dieses war der Fall mit dem höchstseligen Könige von Würtemberg.

*) S. Beilage XI den Brief des Königs von Baiern, Max.

Von unserem höchstseligen Großherzoge war ich der höchsten Zufriedenheit gewiß. Dies wurde nicht nur durch Worte und Briefe, sondern durch Schutz gegen meine Verfolger bewiesen.

Unter den vorzüglichsten Privatpersonen von Kopf und Herz, deren Namen in ganz Deutschland mit Achtung genannt werden, und die sich offen für mich erklärten, darf ich den hochherzigen Freiherrn v. Wessenberg, Großvicar zu Constanz, vor allen Andern nennen, welcher mich nicht nur mündlich und schriftlich seiner unschätzbaren Freundschaft werth hielt, und meine Schrift richtig beurtheilte, sondern auch, wo die Gelegenheit sich darbot, wenn dieselbe in ein gehässiges Licht gesetzt wurde, sich meiner so kräftig annahm, daß die Verläumdung völlig dagegen verstummte. *)

Indessen wurde der so sehr gehoffte Frieden, welcher zu Prag geschlossen werden sollte, durch Napoleons unzeitige Weigerung, die gemäßigten Anträge Oesterreichs anzunehmen, vereitelt. Die Schlacht bei Dresden machte zwar das verlorene Treffen an der Katzbach wieder gut, hinderte aber nicht, daß Napoleon die folgenden Feldschlachten verlor.

Zu eben der Zeit drang Czernischeff mit seinem Kosacken-Corps bis nach Cassel vor, verjagte den König von Westphalen von dort und setzte das ganze Land in Furcht und Schrecken.

Jetzt erwachte der alte lange zurückgehaltene

*) S. Beilage XII dessen Brief an mich aus Constanz vom 22sten April 1814.

Groll gegen Napoleon und gegen die Franzosen überhaupt. Die Anhänger des sogenannten Tugendbundes und der Schwarzen standen auf und bearbeiteten das Volk, und namentlich die Jünglinge, und Alles ließ einen bevorstehenden allgemeinen Sturm in Deutschland erwarten.

Eine solche nationale Aufregung gereichte den Deutschen zur Ehre, und nur die Wahrnehmung einer Beimischung selbstischer Absichten, konnte den Besonneneren von der unbedingten Zustimmung zurückhalten. Allein bei dem feurigen Schwung, den der deutsche Nationalgeist auf einmal erhielt, war an eine ruhige und billige Beurtheilung der mit vieler Mäßigung abgefaßten Schrift, die wider mein Wissen und Willen war gedruckt worden, nicht zu denken; es war vielmehr vorauszusehen, daß die Gegner der Franzosen schonungslos gegen den Verfasser losbrechen würden. Deshalb beschloß ich, dem ersten Sturme auszuweichen, und eine gelehrte Reise nach der Schweiz zu machen, die mir schon früher zugesichert war, um die dortigen Institute von Pestalozzi u. s. w. kennen zu lernen. Man ertheilte mir zu dem Ende einen Urlaub von sechs Monaten mit einem Cabinetspaß von Darmstadt, und ich verließ Gießen im September 1813 beim Anfange der Ferien.

Fünfter Abschnitt.

Reise nach der Schweiz im Winter 1813 bis 1814.

Im September 1813 verbreiteten sich die Kriegsunruhen auch über unsere Gegend und machten sie unsicher. Die französischen Truppen waren indessen in Mainz und in Frankfurt noch zahlreich genug, um das Volk im Zaum zu halten. Nur von Cassel aus drohete ein Partial-Aufstand auszubrechen, seitdem der russische Partheigänger Czernitscheff sich dort mit seinen Kosacken hatte sehen lassen.

Ich beschloß diesen Unruhen aus dem Wege zu gehen, und erbat mir einen Urlaub auf sechs Monaten von unserem Hofe zu einer gelehrten Reise nach der Schweiz. Es wurde mein Gesuch um so eher bewilligt, da mir schon seit Jahren ein Urlaub war zugesichert worden. Da sich aber kein einziger Lehrer auf der Universität außer mir befand, der die Statistik und Cameralwissenschaften hätte vortragen können, so würde früher eine so lange Abwesenheit der Academie nachtheilig geworden seyn. Im Winter 1813—14 aber wurden die Vorlesungen in Gießen durch die Kriegs-

unruhen zu oft unterbrochen, als daß sie von Bedeutung hätten seyn können, deswegen wurde mir damals der Urlaub ohne Anstand ertheilt.

Nachdem ich in Darmstadt mich acht Tage verweilt und dem Großherzoge k. H., so wie dem Ministerium, Alles, was sich auf diese Reise bezog, zu ihrer vollkommensten Zufriedenheit vorgelegt, auch die nöthigen Instructionen nebst einem Cabinetspaß erhalten hatte, reisete ich mit meiner Gattin zuerst zu meiner Schwiegermutter nach Heidelberg, wo wir ein paar Wochen verweilten und woselbst mir die verehrten Männer Thibeau, Zachariä, Dittenberger u. A. m. eben so viele Theilnahme als Freundschaft bewiesen.

Von Heidelberg nahm ich den Weg nach Carlsruhe zu meinem Schwager, dem Herrn von Lamezan, und von da (nach Vorschrift des Cabinetspasses) über Straßburg nach Colmar zu meiner dortigen Schwester, der Frau Generalin von Larroque.

Da zu der Zeit mehr wie halb Deutschland in Allarm war, so fiel mir die große Ruhe sehr auf, die ich in Frankreich fand in dem Augenblick, wo große Kriegsheere dort einbrechen wollten. Namentlich war dies der Fall in der Stadt Straßburg. Freilich sichert diese treffliche Festung die Einwohner gegen jeden feindlichen Ueberfall. Doch ahnte der französische Leichtsinn damals das Ungewitter nicht, welches einige Wochen später über Frankreich losbrechen sollte.

Ich verlebte indeß ein paar angenehme Wochen in dieser schönen Stadt, wo ich einige interes-

same Bekanntschaften machte, namentlich mit den Professoren Schweighäuser (Vater und Sohn), so wie mit mehreren anderen Gelehrten. Auch fand ich meinen ehemaligen Collegen und Freund, den geschickten und berühmten Dr. Hessert (jetzigen Ober-Stabsarzt und Geh. Rath in Darmstadt) dort wieder zu meinem großen Vergnügen.

Der hohe Münster zog in Straßburg meine Aufmerksamkeit sehr auf sich, theils durch seine grandiose Bauart, theils aber durch die treffliche Aussicht von seinem erhabenen Thurme.

Mehr aber interessirte mich noch das herrliche Denkmal, welches Frankreich dem großen und verdienstvollen Marechal Duc de Saxe in der Thomaskirche zu Straßburg hat errichten lassen. Dies Monument ist nur einfach, von Marmor, gewährt aber einen so herzerhebenden Anblick, daß man in der That nicht leicht etwas Anziehenderes in der Art sehen kann. Die Dankbarkeit der französischen Nation gegen einen tapfern Mann, der einem auswärtigen Volke angehörte, erscheint hier in einem herrlichen Lichte. Vorzüglich zeichnet sich die schöne weibliche Figur, welche das weinende Frankreich darstellt, sehr aus, indem sie das Hinabsteigen des Helden in die Gruft wehmüthig und bittend mit den Händen abzuwehren sucht.

Ich wohnte in Straßburg dem feierlichen Leichenbegängniß des berühmten Professors und Staatsraths Dr. Koch bei, der in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Lehrer des Staatsrechts eben so, wie auch als Schriftsteller in diesem Fache, gewissermaßen Epoche machte.

Der kleine Ill-Fluß, welcher durch Straßburg fließt und in den Rhein fällt, ist zwar durch mehrere Canäle mit der Saone verbunden, aber jene sind zu klein und zu flach angelegt, und werden daher im Sommer zu leicht trocken, als daß dadurch eine bedeutende Wasserfahrt bewirkt werden könnte, welches doch für den inneren Handel der angränzenden Departements von großem Nutzen seyn würde. Jetzt soll eine neue Wasserverbindung zwischen der Saone und dem Rhein im Werke seyn, wodurch der Handel in Straßburg ꝛc. sehr gewinnen würde.

Von Straßburg reisete ich mit der Diligence über Schletstadt nach Colmar, und bemerkte bald, daß die französischen Diligencen den deutschen und helvetischen an Bequemlichkeit nachstanden. Dagegen bedient man sich dort häufig der Char-à-bancs, welches ein leichtes vierräderiges Fuhrwerk ist, mit Einem Pferde bespannt. Zwei Personen sitzen in demselben auf einem Strohsack sehr bequem und kommen sehr schnell vom Platze.

Das Wiedersehen einer geliebten Schwester, die neun Jahre lang bei mir in Gießen gewohnt hatte, und meinem Herzen eben so theuer war, wie ich dem ihrigen, war mir unendlich erfreulich, doch immer mit einem bangen Schmerzgefühl vermischt über die erste Trennung von meiner Gattin *) sowohl, als über die Ungewißheit wegen

*) Ich ließ diese in Heidelberg bei meiner Schwiegermutter zurück. Beide zogen beim weiteren Ausbruch der Kriegsunruhen nach Carlsruhe zu meinem Schwager, dem Geh. Referendar v. Lamezan.

des Ausganges des großen europäischen Drama's, welches damals gespielt wurde.

Frau v. Larroque besaß ein schönes Haus in Colmar und einen trefflichen Garten vor der Stadt. Sie lebt von ihrem mäßigen Vermögen. Es ist zu bedauern, daß diese wirklich interessante Frau bei einem immer emporstrebenden, fast blühenden Geist, einen kränklichen Körper hat.

In den frohen Tagen, die ich in Colmar verlebte, lernte ich den würdigen Obristlieutenant l'Anglois kennen, der als Adjutant des Generals Lafayette den amerikanischen Freiheitskrieg mitgemacht hatte.

Colmar ist eine hübsche, reinliche und wohl gebaute Stadt mit 14 — 15,000 Einwohnern. Sie liegt in einer schönen Ebene, am Fuß der Elsaßer Berge, drei Stunden vom Rhein entfernt, besitzt einige Indiennen-Fabriken u. s. w. Damals war dort keine Garnison, wohl aber ein Appellations-Gericht, besetzt mit würdigen Männern, wovon Einige meine Landsleute waren.

Von Colmar reisete ich mit der Diligence über Mühlhausen nach Basel. Mühlhausen gehörte bis zum letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts zu der Schweiz, und wurde von den damaligen Gewalthabern in Frankreich der französischen Republik incorporirt. Diese kleine Stadt ist sehr volkreich, und ihre Bewohner, die sich zu dem reformirten Cultus bekennen, sind eben so aufgeklärt als thätig, und besitzen treffliche Fabriken in Leinwand, Cattun 2c. Die Mühlhauser Diligence brachte uns nur bis zu einem Dorfe, eine Stunde von Basel, von dort fuhr sie zurück, weil

die Thore der Stadt damals (im Novbr. 1813) der Kriegsunruhen wegen schon um 6 Uhr Abends geschlossen wurden. So mußte ich also mit meinem Reisegesellschafter, einem Kaufmann aus Rapperswyl bei Zürich, den andern Morgen zu Fuß nach Basel wandern. Es war ein schöner Wintermorgen, an welchem ich mit heiterem Sinn das damals so ruhige Gebiet der Freiheit betrat, welches mir fünf Monate lang so manche frohe Tage verschaffte, und wo ich mir so viele Freunde erwarb, daß mein dortiger Aufenthalt mir immer unvergeßlich bleiben wird.

So reizend auch die Ansicht von Basel auf der Rheinbrücke dem Wanderer erscheint, wenn er in dem schönen Gasthaus zu den drei Königen sich befindet, so wenig spricht das Innere der alten Stadt den Fremden an, da die Straßen größtentheils enge und krumm sind, und die Häuser in altmodischem Style gebauet wurden. Auch scheint der Ort, obgleich von mehr als 15,000 Menschen bewohnt, doch nicht sehr volkreich zu seyn, da der Umfang der Stadt zu groß ist und die Gewerbthätigkeit der fleißigen Einwohner in ihren Fabriken und Werkstätten zu emsig zu seyn scheint, um ein geräuschvolles Leben und Weben auf den Straßen zu gestatten. Wenigstens erschien mir die Stadt in jeder Hinsicht düster und wenig belebt. Auch der gesellschaftliche Ton in den höheren Ständen schien mir etwas einförmig zu seyn. Die Universität in Basel war damals noch nicht reorganisirt und ins Leben getreten. Auch von dem Militär bemerkte ich wenig. Das

öffentliche Concert, welchem ich beiwohnte, war so wenig brillant, daß es die zahlreichen Zuhörer nicht sehr fesselte, welche sich durch fortwährendes Geplauder entschädigten.

Der bedeutendste Mann, mit welchem ich bekannt wurde, und der meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, war der würdige, in der politischen und gelehrten Welt rühmlichst bekannte Staatsrath Ochs, der durch seine Individualität sehr interessirte. Er war ein äußerst lebendiger, geistreicher Mann, eben so fein gebildet als kenntnißreich, kräftig und würdevoll, der sich dem unbefangenen Fremden als ein feiner Weltmann ankündigte. Seine Unterhaltung war angenehm und lehrreich. Ob er aber in Basel mit den übrigen Gewalthabern immer harmonirte, bezweifle ich sehr. Im Cirkel seiner gebildeten Familie habe ich viele Freundschaft genossen und angenehme Unterhaltung gefunden.

Den Bürgermeister Wieland konnte ich damals nicht sehen, weil er zu der Zeit, Unpäßlichkeits wegen, keinen Besuch annahm. In der Folge bin ich aber schriftlich mit diesem würdigen Manne in Verbindung gekommen, bei der Regeneration der dortigen Universität, wo man mich für diese Academie zu gewinnen suchte.

Die vielen meist vornehmen deutschen und französischen Flüchtlinge, welche nach der Schlacht bei Leipzig sich in die Schweiz begaben, und zum Theil in Basel sich aufhielten, machten die Gesellschaft in den dortigen großen Gasthäusern zu

der Zeit sehr interessant, und ich lernte unter ihnen mehrere merkwürdige Männer kennen.

Die vielen Seiden- und Bandfabriken konnte ich nicht besuchen, auch von den dortigen Kunstsachen wenig sehen, weil die Witterung gar zu ungünstig war. Nur die damals noch bestandene treffliche Buchhandlung des Herrn Flick fesselte mich oft, und Herr Flick war sehr gefällig und freundschaftlich gegen mich.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt verließ ich Basel, und fuhr in einer angenehmen Gesellschaft von französischen Kaufleuten in einer wohlverwahrten Glaskutsche, die uns bei einem starken Schneegestöber sehr zu Statten kam, nach Bern. *) Wetter und Wagen waren indeß

*) Da es keine Extraposten in Helvetien gibt, so bedient man sich theils der wenigen aber äußerst bequemen Diligencen, mehr aber noch der Lohnkutschen und Hauderer, welche aber so langsam gehen, daß nur die Gastwirthe sich gut dabei befinden. Letzteres soll auch ein Hauptgrund seyn, daß keine Extraposten eingeführt werden, weil das Land jährlich durch den längeren Aufenthalt der Reisenden große Summen gewinnt. Es gibt bekanntlich in neueren Zeiten an den großen Heerstraßen in der Schweiz, die auch meist trefflich chaussirt sind, selbst in den Dörfern gute Gasthäuser, in welchen Reisende oft länger als gewöhnlich zu verweilen pflegen, um in der Umgegend Excursionen zu machen.

Auf unserem Wege hatten wir um 2 Uhr zu Mittag gegessen und fuhren bis 6 Uhr weiter; als die eintretende Nacht uns nöthigte auf einem Dorfe zu bleiben. Das Gasthaus war leidlich und die Bewirthung ausgezeichnet gut. Die Tafel wurde um 9 Uhr servirt, für vier Schweizer-Demokraten-Bauern, die sich Deputirte nannten, so wie für die Gäste, die außerdem kamen.

Ein Vorfall, der den schweizerischen Demokratismus bezeichnete, ereignete sich bei dem Anfange dieses Abendessens und beurkundete den ächten Bauernstolz der vier

schuld, daß ich in dieser merkwürdigen Gegend auf dem ganzen Wege von 18 Stunden bis nach Bern nichts betrachten konnte, außer der Stadt Solothurn, welche der einzige Gegenstand unserer Aufmerksamkeit wurde. Sie ist reinlich und räumlich gebaut. Die schöne auf einem erhabenen Platze stehende neue Jesuiten-Kirche interessirte uns sehr. Uebrigens herrschte auch in Solothurn eine öde Stille, welche von der französischen Lebendigkeit, die ich in den Straßen von Straßburg z. B. wahrnahm, ungemein abstach.

Am folgenden Tage kamen wir in Bern an und quartierten uns in der goldenen Krone ein. Die Lage dieser Stadt ist so erhaben auf einem Berg-Plateau, daß man in derselben die Frachtwagen hemmen muß, wenn man nach dem Thore der am Fuße der Stadt fließenden Aar hinabfährt. In dem oberen Theile der Stadt ist daher die Aussicht vortrefflich, indem man dort bei hellem Wetter die Berner Alpen, z. B. die Jungfrau, den Mönch, den Eiger, das Wetterhorn, das Schreckhorn, die Grimsel rc. als ungeheure Colosse emporragen sieht in einer Entfernung von mehr als 12 bis 18 Stunden.

Deputirten. Sie traten in das Speisezimmer, wie wir an der Suppe waren. Sehr verwundert und selbst aufgebracht über Letzteres hießen sie uns Alle sofort aufstehen, und drohten dem Zaudernden mit geballten Fäusten. Sie nahmen darauf die ersten Plätze an der Tafel ein und sagten: wir wären heimathlose Leute, sie hingegen seyen hier zu Hause und seyen die Herren. Wir gaben natürlich nach, fanden aber bald, daß diese ungebildeten Menschen bei aller Rohheit doch sehr gutmüthig waren.

Die nächsten Umgebungen der Stadt sind mir dagegen nicht so reizend erschienen; doch war dies im Winter, im Sommer mögen sie angenehmer in die Augen fallen. Die Stadt selbst hat ein sehr alterthümliches Aussehen, wozu die vielen Arkaden, welche an den vordern Seiten der Häuser herlaufen, vieles beitragen. Von wahrhaft schönen Gebäuden ist mir besonders ein prächtiges Krankenhaus aufgefallen, welches eine reiche Stiftung besitzt und wohl zu den schönsten und größten in Europa gehört. Es ist mit Geschmack und mit einem großen Aufwande gebauet, auch im Innern trefflich eingerichtet. Eben dieses kann man von dem neuen schönen Armenhause behaupten, sowie von dem Gebäude für Staatsgefangene. Man sagt deshalb wohl mit Recht: die Armen, die Kranken und die Staatsgefangenen (die letztern jedoch mit großer Einschränkung) *) logiren in Bern am besten. Die Universitätsgebäude imponirten dagegen eben so wenig, als die Kirchen und andere öffentliche Häuser.

Die Universität war damals nicht sehr blühend, doch habe ich einige geschickte und bekannte Männer an derselben kennen gelernt, z. B. die Professoren v. Haller, Jahn, Snell, Henke, Meisner u. A. m.

An dem Professor v. Haller fand ich einen gelehrten, lebhaften und gefälligen Mann, der mir manchen angenehmen Dienst in Bern erzeigte.

---

*) Vor wenigen Jahren ist ein weit ansehnlicheres Gefängniß in Verbindung mit einem Armenhaus zu Bern gebaut worden.

Sein Manuscript über die Restauration der Staatswissenschaften, gab er mir zu lesen; ich fand darin einen Schatz von Gelehrsamkeit, so wie eine gute Darstellung, aber die ganze theokratisch-aristokratische Tendenz war mir völlig zuwider. Herr von Haller wurde später Curator der Universität zu Bern, und bewies sich als solcher sehr despotisch; unter Andern auch gegen den von Aarau nach Bern für den Lehrstuhl der Staats-Wissenschaften berufenen Prof. Heldmann, und zwar deßwegen, weil dieser in Hallers politisches System nicht eingehen konnte. Heldmann verlor dadurch unschuldiger Weise seine Stelle, er wurde sehr gefährdet: da er doch seiner schönen Talente, seiner vielfachen Kenntnisse und seines biederen Characters wegen, wahrlich ein besseres Loos verdiente. Des Prof. von Haller späteres Schicksal ist zu bekannt, um es hier weiter berühren zu dürfen.

Die Universitäts-Bibliothek in Bern interessirte mich nicht so sehr als das Museum, wo unter Andern einige große Krystalle von mehr als 100 Pf. an Gewicht, und von hochgelber Farbe, mich sehr überraschten. Selten mögen solche kostbare Stücke wohl noch gefunden werden, da die Krystalle in der Schweiz überhaupt nur noch wenig vorkommen. Häufiger findet man sie in Tyrol und in Ungarn.

Der gesellschaftliche Ton in Bern schien mir zu aristokratisch, um den Fremden sehr anziehen zu können, der nicht zu schmeicheln gewohnt ist. Man wurde auch zu der Zeit dort durch die vie-

len, zum Theil interessanten Fremden, welche sich als Flüchtlinge daselbst aufhielten, so sehr gefesselt, daß man eben so wenig Zeit als Lust hatte, in der Stadt große Bekanntschaften zu suchen. In dem Gasthofe wimmelte alles von Deutschen und Franzosen, die zum Theil sehr gebildet waren. Ich lernte dort unter Andern auch den beliebten deutschen (Bassisten) Maurer kennen, der mit seiner Gattin aus Italien zurückkam, wo er viel Glück gemacht hatte. Er bewährte seine Kunst auch in Bern in dem öffentlichen Concert. Es war zugleich ein feiner und instruirter Mann. Seine Gattin, die natürliche Tochter eines verstorbenen Prinzen von Nassau-Saarbrück, zeichnete sich ebenfalls durch ihre feinen Sitten vorzüglich aus. Eben dieß war der Fall mit der gräflichen Familie von Bose, die auf einige Zeit aus Dessau in die Schweiz gezogen war, um den Kriegs-Unruhen zu entgehen.

Im Ausgange des Novembers machte ich bei einem stillen und heiteren Frostwetter einen Ausflug nach den Gletschern des Grindelwaldes, im Berner Oberlande. Eine solche Wanderung gehört zu den angenehmsten und schönsten, wenn sie im Sommer gemacht wird, im Spätherbst aber rechnet man sie zu den beschwerlichsten, und einigermaßen zu den gefährlichsten in der Schweiz. Indessen hatte ich eine schöne Empfehlung an den geschickten Physiker Dr. Koch in Thun, welcher mich hinlänglich instruirte um den Kreuzzug in die Gletscher füglich anstellen zu können. Auch hatte ich die Colossen der Berner Alpen von

der Ferne aus, so oft schon bewundert, daß ich sie endlich auch in der Nähe zu sehen wünschte. Freilich wußte ich nicht, daß sie von ihrem Eindruck in Beziehung auf ihre Größe und Majestät, in der Nähe so viel verlieren.

Mit der Diligence ging ich nach Thun, einem kleinen Städtchen von 4200 Einwohnern am Thuner See. In diesem Orte findet man ein altes Schloß, worauf der Landvogt residirt. Der Aar-Fluß wird hier bei seinem Ausflusse aus dem Thuner See schiffbar.

In dem reinlichen Gasthofe logirte auch eine Madame Thierry, eine Verwandte von meiner Schwiegermutter, deren zweiter Gatte (Thierry) ein Schweizer war von Geburt.

Der Thuner See ist 5 Stunden lang und 2½ Stunden breit, so wie über 700 Fuß tief. Da die südliche Küste, welche sich nach dem Orte Unter-Seen hinzieht, fast über die Hälfte der ganzen Peripherie des See's, mit hohen und steilen Felsen umgeben ist, welche keine Landung zulassen (außer an der äußersten südlichen Spitze des See's), so muß man die ganze Länge desselben zurücklegen, ehe man an das Ufer steigen kann.

Diesen See zu umgehen, ist auf der östlichen Seite, der hohen und steilen Felsen wegen, sehr gefährlich, von der westlichen Seite aber ist es zwar langweilig und zeitraubend, aber doch bequem, und kann dort selbst zu Wagen geschehen. Ich wählte den kürzesten Weg, nämlich zu Wasser, und bestieg das gebrechliche platte Schiffchen,

welches keinen Kiel hat, auch schwer beladen nur ein Paar Fuß Bord zu haben pflegt, und deßhalb ganz ohne Verdeck ist. Ein solches plattes Fahrzeug, welches zuweilen nur einige Caroline zu erbauen kostet, hat zwar einen Mast, allein die Segel werden seiten aufgespannt, vielmehr wird es durch zwei große Ruder fortbewegt. In demselben fand ich einige zwanzig Menschen aus den niedrigsten Volksklassen, die meist auf dem Boden lagen, um alle Erschütterungen zu vermeiden, wodurch das Wasser den Bord des Schiffes hätte erreichen können. Für mich hatte man, gegen ein gutes Trinkgeld, bei dem Mast des Schiffes, (dessen Segel damals nicht gebraucht wurden) einige Säcke gelegt, worauf ich bequem sitzen konnte.

Von Morgens 8 Uhr an bis Nachmittags 3 Uhr schwammen wir auf diesem stürmischen See, und hatten die langweiligste und gefährlichste Wasserfahrt, welche ich je bestanden habe.

Nachdem ich die Nacht in dem Dorfe Nieder-Seen, in dem guten Gasthofe des Hrn. Bratter, mich erquickt und gestärkt hatte, ging ich am anderen Morgen früh mit einem Führer das Luitschiner Thal hinauf nach Lauterbrunn. Dieses Thal führt zu dem höchsten Gebirge des Grindelwaldes, welcher die Vorderseite der Berner Alpen ausmacht. Zu den letzteren gehören: die Jungfrau (12,872 Fuß hoch) mit ihren drei hohen Spitzen (oder Hörnern), — wovon das mittelste gewöhnlich auf 14,000 Fuß und darüber angegeben wird, — das Finster-Ahorn

13,274 Fuß hoch, der Mönch 12,660, das Schreckhorn 12,366 Fuß, der Eiger 12,268 Fuß, das Wetterhorn 11,435 Fuß und der Grimselberg 5580 Fuß hoch. Dieß gilt nämlich von den höchsten Spitzen oder Hörnern derselben.

Vor der sogenannten Jungfrau-Alp liegt das Dörfchen Lauterbrunnen, welches an sich schon mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Dort bietet sich der 925 Fuß hohe Wasserfall des Staubbaches dem Auge des Wanderes dar. Dieser imponirte bei weitem nicht so sehr, als ich erwartet hatte, denn er führte zu wenig Wasser mit sich in seinen Fall, weil dieß zu der Zeit meist gefroren war, oder durch vielen Schnee aufgehalten wurde. Letzterer lag damals in dieser Gegend sehr hoch. Indessen war es doch ein merkwürdiges Schauspiel, von der ungeheuren Höhe des steilen Felsens das Wasser in einem großen Bogen herabschießen zu sehen, auch unter demselben zu stehen, so daß man zwischen den Felsen und dem Cataract selbst verweilen konnte, ohne benetzt zu werden. Im Sommer, wo derselbe des geschmolzenen Schnees wegen mehr Wasser mit sich führt, muß der Anblick natürlich einen weit größeren Eindruck machen.

Von Lauterbrunnen ging ich um 12 Uhr wieder zurück, mit meinem Führer das Lauterbrunner Thal hinab, durch welches ich des Morgens heraufgestiegen war. Es wird durch die beiden Luitschinen-Flüßchen und durch die rauschende Sausbach bewässert. Ich stieg nun von

der anderen Seite das Thal des Grindelwaldes vier Stunden lang wieder hinauf, nach dem Dorfe Grindelwald zu. Dieß Dorf liegt hart an den Gletschern der Berner Alpen, nämlich in der Nähe des Wetterhorns und Schreckhorns, so wie des Mettenberges und des Eigers.

Der damalige Pfarrer Lehmann in Grindelwald nahm den müden Wanderer gastfreundlich auf, der an diesem Tage von Morgens 8 bis Abends 7 Uhr eilf Stunden bergauf und bergab gegangen war, und nur eine Stunde gerastet hatte. Er tractirte mich mit einem Gemsenbraten (der mir aber doch etwas widerlich war), und mit anderen wohlschmeckenden Speisen. Wein und Desert fehlten auch nicht, welches Alles ich auf dem Grindelwalde nicht anzutreffen glaubte. Ein gutes Bett verschaffte mir die nöthige Ruhe und stärkte meine Kräfte wieder für die noch größeren Fatiguen des folgenden Tages.

Am anderen Morgen führte der Pfarrer Lehmann (ein großer und starker Mann, auch ein guter Schütze), von seinem Knecht und von meinem Führer begleitet, mich auf das nahe daran stoßende Eismeer, nämlich auf den ungeheuren Gletscher, welcher sich viele Stunden weit nach Süden hin erstreckt, und worüber kühne Gemsen-Jäger, bis nach dem Waadtlande, selbst bis nach Wallis, auch bis zum Furca-Berg hin zu gelangen im Stande sind.

Ehe wir zu den Gletschern hinauf stiegen, mußten wir, eine Stunde weit, eine ungeheure Masse Schnee durchwaten, wobei mich der nervige

Arm des kräftigen Pfarrers Lehmann mehrmals aus demselben hervorzog, wenn ich bis an die Arme hineingesunken war. An diesem Morgen hatten wir auch das Vergnügen, eine Schnee-Lavine von dem nahe liegenden hohen Eigerberg sich ablösen und herunter rollen zu sehen. Es ist unglaublich, wie schnell sich eine solche Lavine, welche der bedeutenden Höhe wegen (hier 12,000 Fuß), anfangs ganz klein erscheint, im Herabrollen vergrößert, und mit welchem Getöse das Herunterfallen derselben verbunden ist. Uns konnte sie aber nicht gefährden, weil sie eine entgegengesetzte Richtung von unserem Standpunkte genommen hatte.

Wir bestiegen nun das Eismeer oder den Gletscher, und mußten anfangs eine schräge, in die Höhe laufende Eiswand ersteigen. Zu dem Ende wurden Haarschuhe über die Stiefel gezogen, auch Eiskrampen unter die Füße geschnallt. Dabei war ein jeder von uns mit einer sieben Fuß langen Schneestange versehen, welche unten eine eiserne Spitze oder Picke hat. Man kann damit über die Spalten im Eise leicht hinwegspringen, da die Haarschuhe und die Krampen das Ausgleiten verhindern. Wir durchkreuzten einen Theil dieses Eismeeres, und übersprangen manche kleine Spalte. Die Oberfläche desselben war oft uneben und nicht bequem zum Gehen.

Gegen eilf Uhr entstand ein Foen-Wind gewöhnlich der Vorläufer eines Sturmwindes. Dieser wurde innerhalb einer Stunde so stark, daß wir in das Dorf zurückeilen mußten, wo uns

ein gutes Mittagsmahl bei dem Pfarrer Lehmann erquickte. *)

Man schätzt die Oberfläche der sämmtlichen Gletscher in Helvetien, Italien, Frankreich und

---

*) Von den Gletschern bemerke ich noch Folgendes: Es sind meist große Eisfelder, die vorzüglich an den Abhängen der Eisberge, oder auch zwischen diesen Bergen selbst sich befinden. Das Eis derselben besteht in der Regel aus gefrorenen Schneekörnern, ist undurchsichtig, meist grau oder auch bläulich von Farbe und voller Spalten, in deren Rissen das Gletscher-Eis eine grünliche, in der Tiefe eine himmelblaue Farbe erhält.

Die Gletscher nehmen jährlich in der Regel ab oder zu. Im letzteren Fall schieben sie die ihnen im Wege stehenden Felsenblöcke vor sich her, oft 25 Fuß weit in einem Jahre. Die Dicke des Eisfeldes beträgt, in einzelnen Fällen, oft viele Klafter in der Tiefe, zumal wenn es nicht platt auf dem Boden, sondern hohl liegt. Alsdann hat es auch meist fließendes Wasser unter sich, aus welchem Bäche hervorgehen. So sahen wir die weisse Luitschine daraus hervorrauschen. In dem Fall, wenn das Eis unten hohl liegt, hat es die meisten Spalten, aus welchen es sehr schwer ist, sich wieder heraus zu arbeiten, wenn man einmal hinunter gefallen ist. Indessen entkam doch vor einigen Jahren der Gastwirth Bratter in Unterseen einem solchen schmählichen Tode unter dem Gletscher-Eise. Er war allein auf dem Gletscher, und fiel in eine Eisspalte mehrere Klafter tief. Er gab sich selbst verloren, da er keine Begleitung bei sich hatte, die ihm einen Strick hätte zuwerfen und damit ihn wieder herausziehen können. Indessen bemerkte er nach einiger Zeit, daß seine Füße naß wurden; dieß gab ihm neue Lebens-Hoffnung, da er vermuthete, daß es von einem Fließen des Wassers herrühre, welches doch einen Ausgang oder Ausfluß haben müsse. Er legte sich nun auf den Bauch und kroch unter dem Eise dem fließenden Wasser auf Händen und Füßen langsam nach, und so kam er nach einigen Stunden bei dem Ausfluß dieses Bächchens wieder an das Tageslicht. Doch mögen solche Versuche wohl nicht oft gelingen.

Deutschland auf einige 70 Quadratmeilen in der Ausdehnung.

Die Jagd auf den Gletschern kann sich wohl größtentheils nur auf Gemsen erstrecken, sodann auf weisse Hasen und Lämmergeyer (deren Flügel zusammen 6 Fuß lang sind). In der Nähe der Gletscher kommen in den Gebirgen und Wäldern (namentlich in Graubündten u. s. w.) Wölfe und selbst Bären zuweilen vor. Es war im Jahr 1810 ein Bär im Grindelwalde erlegt worden. Murmelthiere findet man in den dortigen Felsenhöhlen häufiger. Auch gibt es in den mit Tannen und Fichten bedeckten Thälern Auerhähne, Birk- und Hasel- Hühner, Schneehühner u. dgl. m.

Da wir die schöne Alp, Scheideck genannt, des ungeheuren Schnee's wegen nicht passiren konnten *), so mußten wir von Grindelwald aus eben denselben Weg zurück gehen, den ich gekommen war, um wieder nach Unterseen zu gelangen. Ich ging den Abend noch vier Stunden weit bis zum Ausgange des Grindelwalder Thales, in welches die schwarze Luitschine brausend hinunter stürzt. Auf beiden Seiten des Thales sind hohe Felsenwände, auf welchen doch Bäume und selbst kleine Bauernhäuser stehen, die von armen Leuten bewohnt werden. Diese nähren sich von Ziegenmilch und Kartoffeln, denn Getreide wird dort nicht mehr reif. Doch wird etwas Rindvieh gehalten, aber weit mehr Ziegen.

*) Die Scheideck führt mehrere Stunden weit von Grindelwald bis nach Meyeringen ins Haslithal, wo der schöne Reichenbacher Wasserfall dem Wanderer erscheint.

Ich mußte am Ausgange des Grindelwaldthals in einem kleinen Dörfchen übernachten, wo mich ein gutes Streulager, Ziegenmilch und Kartoffeln, Hunger und Müdigkeit vergessen ließ, so daß ich am anderen Morgen ganz erquickt meinen Stab weiter setzte nach Unterseen.

Am nachfolgenden Tage war der Thuner See, den ich passiren mußte, so sehr stürmisch, daß ich keine Lust hatte mich 5 bis 6 Stunden auf demselben herumtreiben zu lassen, in einem Fahrzeuge ohne Kiel, welches früher ein englischer Capitain, der zweimal in Ostindien gewesen war, nicht hatte besteigen wollen, weil es ihm zu gebrechlich schien. Ich wollte lieber den Weg zu Lande machen, und den See umgehen. Auf der östlichen Küste desselben ist ein felsiges Gebirge, welches dem Wanderer einen Fußsteig darbietet, der nur ein Paar Schritte breit und sehr unbequem ist. Der Weg ist zwar weit näher, aber steil und gefährlich. Ich wählte denselben damals, weil ich die Gefahr nicht kannte, die dem Wanderer droht, wenn er nämlich leicht schwindlich wird, bei dem Anblick der Abgründe, welche ihm entgegen gähnen. Mein Führer war daran gewöhnt, und rieth mir diesen Weg zu nehmen, vermuthlich weil er kürzer ist, und er nach Thun zurück eilte. Wir hatten einen stürmischen Wind gegen uns, der uns kaum aufrecht stehen ließ, und der Fußweg, der fortdauernd zwischen der steilen Felsenwand und dem See (welcher einige hundert Fuß in der Tiefe unter uns war) hinlief, wurde so schmal, daß kaum zwei Personen neben

einander gehen konnten. Dieser Weg zog sich mit [redacted] vielen Krümmungen über Felsen auf und ab, indessen gingen wir doch die Hälfte desselben mit vieler Mühe, dann aber waren meine Körperkräfte und mit ihnen mein Muth erschöpft; wir mußten wieder umkehren und erreichten nach einer zweistündigen, eben so gefährlichen als mühevollen Wanderung wieder das ebene Land.

Ich will es Niemand rathen, der zum Schwindel geneigt ist, diesen gewagten Gang zu machen, wenn er nicht Gefahr laufen will, einen jähen Sturz von 100 Klaftern bis auf den Wasserspiegel des Sees zu machen, und dann eben so tief unter dem Wasser versenkt zu werden.

An demselben Tage besuchte ich Nachmittags die naheliegenden Oerter Scheidecken, Neuhaus und Interlacken, woselbst der Landvogt residirt, und fuhr am andern Morgen bei ruhigem Wasser auf dem Thuner-See in 5 Stunden nach Thun.

Da ich nach Bern zurückeilte, so reisete ich den Tag darauf ebenfalls auf eine ungewöhnliche Weise, nämlich zu Wasser dahin ab und zwar auf der Aar. Dieser Fluß, welcher hier aus dem Thuner-See herausströmt, ist gleich bei Thun schon schiffbar, obgleich nur für kleine Nachen. Auf einem solchen Fahrzeuge schiffte ich mich ein und fuhr damit in 5 Stunden von Thun nach Bern. Die Aar hat hier einen starken Fall und ist an manchen Stellen reißend. Der Wind war frisch und das Wetter hell, aber (am 7ten Dec.) schneidend kalt, so daß ich in meinem damaligen 60sten Jahre in der That mich einer guten Gesundheit

rühmen konnte, bei einem starken Frostwetter eine fünfstündige Wasserfahrt auf der Aar mit Vergnügen und ohne allen Nachtheil machen zu können. Allein grade die Alpenreisen stärkten mich ungemein, so daß ich nie gesunder gewesen bin, als eben in der Schweiz.

Unterdessen brachen die alliirten Truppen, der gepriesenen aber nicht respectirten Neutralität der Schweizer ungeachtet, dennoch (Ausgang December 1813) in Helvetien ein, und alle Fremden zerstreuten sich eiligst und verließen Bern. Ich hatte vier Wochen dort vergnügt gelebt, und begab mich nun nach Yverdun zu Pestalozzi, um dessen Institut kennen zu lernen, welches ein Hauptzweck meiner Reise war. Dieser ehrwürdige Greis, an welchen ich ein Empfehlungsschreiben von dem Staatsrath Ochs in Basel hatte, nahm mich sehr freundlich auf, und versammelte bei meiner Ankunft sofort sein ganzes Institut, um mir Alles in einem Ueberblick zu zeigen. Er bewohnte mit seinen Gehülfen das alte Schloß in Yverdun, welches zwar etwas verfallen, aber groß und bequem genug war, um 70 bis 78 Zöglinge von 8 bis 18 Jahren (der älteste war damals ein Spanier, 18 Jahr alt) mit ihren Lehrern aufzunehmen.

Yverdun ist ein kleines niedliches Städtchen an der Südspitze des Neufchateller-Sees, nahe beim Juragebirge, 15 Stunden von Bern, sowie 5 Stunden von Neufchatel entfernt.

Pestalozzi erschien mir damals noch als ein rüstiger, munterer Greis, voller Geist und Leben, aber viel weniger fein gebildet, als man von ei-

nem Erzieher erwarten durfte. Dabei machte ihn sein Züricher Dialekt dem fremden Deutschen oft unverständlich. Er gewann jedoch Jedermann durch seine Offenheit, Rechtlichkeit und Herzensgüte, sowie durch seine Thätigkeit für das Wohl der Jugend. Anerkannt ist sein Verdienst in Betreff des Unterrichts, den er durch eine bessere Methode auf alle Art zu befördern suchte.

Diese ist zu bekannt, um sie hier erst darstellen zu dürfen, nur dies bemerke ich, daß man sie bei der Vorbereitung zum höheren Unterricht überall anwenden sollte, namentlich in Betreff der mathematischen Ansichten und Uebungen. Sie führt eher zum Denken und zum Gebrauch des Verstandes, als der ganze unnütze Wortkram der zu früh erlernten und zu schnell wieder vergessenen grammatikalischen Regeln aus unsern lateinischen Schulen, wodurch so viel Zeit und Kräfte verloren gehen. Ich fand dort Knaben von acht Jahren, die im Kopfrechnen und in der Auflösung algebraischer Aufgaben sehr geübt waren, und gewiß manchen erwachsenen Jüngling beschämten. Dabei herrschte eine Aufmerksamkeit und Auffassungsgabe unter den Schülern, die auffallend war. Dies war aber auch die glänzende Seite dieses Instituts; in Sprachen und Realkenntnissen waren die Schüler zurück.

Auch schien es mir, als wenn der mathematischen Lehrstunden zu viele und der Aufwand an Zeit und Kräften dafür zu groß sey. Dagegen hätte auf Sprachkenntnisse bei weitem mehr verwandt werden sollen. Uebrigens fand Fleiß und

Ordnung im Allgemeinen in diesem Institute statt, und der herzliche Ton zwischen den Lehrern und den Zöglingen war sehr erfreulich für den Jugendfreund. Die Kleidung der Knaben war buntscheckig genug und jeder trug, was er hatte. Eine wohlfeile, ganz einfache Uniform (wie sie im Philantropin zu Dessau war) würde besser gefallen haben. Es herrschte Reinlichkeit in den Schlafzimmern, so wie in Betreff der Wäsche; indeß hätte die Hauswirthschaft wohl besser seyn können, aber es fehlte die waltende Hand einer geschickten und sorgsamen Hausfrau. Pestalozzi selbst verstand von der Wirthschaft gar nichts, und seine gebildete Gattin eben so wenig, auch war sie damals schon zu alt und kränklich. Der Mann mußte also in Betreff der Administration seiner Anstalt sich größtentheils auf fremde Leute verlassen. Dies gab zu vielfachen Zänkereien und Nachtheilen Veranlassung, die den Rückschritt, so wie endlich den Untergang des Instituts nach sich ziehen mußten, welches in der Ferne einen so großen Ruf hatte.

Unter Pestalozzi's Gehülfen war zu der Zeit Dr. Niederer der vornehmste und bedeutendste, ein philosophischer Kopf, der früher Landgeistlicher gewesen war, auch damals in dem Institut dem Religionsunterricht trefflich vorstand. Er hielt meist den sonntäglichen Gottesdienst in dem Betsaal desselben, wobei ich zweimal die Reden zu übernehmen veranlaßt wurde.

Niederer heirathete nach der Zeit ein Fräulein Kastenhofer aus Bern, ein sehr gebildetes

Frauenzimmer, die damals schon eine weibliche Erziehungsanstalt in Yverdun dirigirte, welche neben dem Pestalozzischen Knaben-Institute angelegt, im besten Flor war.

Niederer (welchem geschickten Manne die philosophische Facultät zu Gießen in der Folge auf meinen Antrag das philosophische Doctor-Diplom ertheilte) trennte sich nach seiner Verheirathung von diesem Institute, und Pestalozzi berief darauf den bekannten Mathematiker Schmidt, der vor Niederer sein Hauptgehülfe gewesen war, wieder zu sich. Allein von der Zeit an ging unter vielen ärgerlichen Streitigkeiten und schmählichen Streitschriften die Anstalt ihrem Untergange, so wie Pestalozzi seinem Grabe entgegen. Was nach seinem Tode aus dem Institute geworden ist, weiß ich nicht. Sic transit gloria mundi.

Da ich bei dem ehrwürdigen Pestalozzi selbst vier Wochen lang logirte, so konnte ich mich seinen Wünschen nicht entziehen, täglich von 2 — 3 Uhr eine öffentliche statistische Vorlesung in dem großen Saale des Instituts zu halten, wo denn das ganze Personal desselben gewöhnlich versammelt war. Auch wurde ich genöthigt, in der weiblichen Erziehungsanstalt der Madame Kastenhofer ebenfalls täglich von 11 — 12 Uhr eine statistisch-geographische Lehrstunde zu geben, nämlich für die ziemlich erwachsenen Mädchen, deren einige zwanzig an der Zahl in diesem Institute befindlich waren. Da es dort gesetzlich eingeführt war, daß nur in der französischen Sprache Alles gelehrt und gesprochen wurde, so mußte auch ich meine Vor-

träge in dieser Sprache halten. Nie habe ich vor aufmerksameren und dankbareren Zuhörern geredet, als hier in den Instituten zu Yverdun. Ueberhaupt wurden Statistik und Geographie in der Schweiz sehr geschätzt.

Die damaligen Lehrer waren theils Schweizer, theils deutsche junge Männer. Alle Fächer waren ziemlich gut besetzt, nur fehlte ein geschickter Musiklehrer. Ein kleines Taubstummen-Institut wurde zu der Zeit in Yverdun von einigen Pestalozzischen Lehrern errichtet.

Dieser ehrwürdige Greis schrieb seine Bücher durchaus à force de brouillons, und zwar meistens Morgens im Bette. Seine Schüler schrieben das Manuscript alsdann nach mehrmaligem Revidiren ab, und endlich ins Reine. Sein bestes Buch ist unstreitig Lienhardt und Gertrud, das er lange vorher schrieb, ehe er an Errichtung einer Anstalt dachte.

Nahe vor Weihnachten 1813 reisete Pestalozzi mit Niederer nach Basel, um dem Kaiser Alexander dort vorgestellt zu werden, der ihn zu sprechen wünschte. Ihr Gesuch, Yverdun von allen Truppendurchmärschen und Einquartierungen während des ganzen Krieges befreit zu sehen, wurde gewährt und wirklich erfüllt, und der russische Monarch nahm den alten würdigen Pestalozzi sehr huldreich auf, und unterhielt sich lange mit ihm.

Ich reisete unterdessen nach Lausanne ab, wo ich ein paar alte Freunde fand, die in Dessau am Philanthropin meine Collegen gewesen waren.

Dies war der damalige Landammann Pidou zu Lausanne, und der durch seine neue Buchstabier- und Lesemethode bekannte Professor Olivier. Beide waren in dem Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach Dessau gekommen, und Pidou hatte zwei Jahre, Olivier aber eine lange Reihe von Jahren dort verlebt. Ersterer war ein sehr gediegener und unterrichteter Mann, der sich zu den höchsten Staatsämtern in Lausanne emporschwang, da er Klugheit mit Rechtlichkeit und Thätigkeit verband. Er erwies mir manche Freundschaft und galt in Lausanne viel. Auch seine liebenswürdige Familie (Gattin und Sohn) war mir freundlich zugethan.

Professor Olivier war ein guter Kopf und ein sanfter liebenswürdiger Mann. Er hatte die Hofsängerin am Dessauischen Hofe, Dem. Niedhardt, geheirathet, und von derselben eine schöne erwachsene Tochter bei sich, welche ebenfalls vortrefflich sang. Wie ich zum zweitenmale im März 1814 nach Yverdun kam, fand ich Beide noch einmal wieder und verlebte mit ihnen ein paar frohe Tage bei Pestalozzi. Professor Olivier ist seitdem gestorben, der liebenswürdigen Tochter aber bringe dies Blatt einen herzlichen Gruß von dem Verfasser, wenn sie es zu Gesicht bekommen sollte.

Es war in der Woche vor Weihnachten, wie ich zu Lausanne ankam, so heftig kalt, daß die Sohlen der Stiefel mir am Kaminfeuer fast verbrannten, während es mich auf dem Rücken fror. Der Mangel an Oefen in vielen dortigen Häu-

sern und Gasthöfen ist für die Fremden sehr empfindlich, und ich habe nie mehr Kälte ausgestanden, als zu Weihnachten 1813 im goldenen Falken, einem der größten und besten Gasthöfe in Lausanne. Die Stadt hat eine sonderbare Lage auf einer Höhe, eine halbe Stunde etwa vom Genfer-See entfernt, und ist unregelmäßig gebaut. Der Ort liegt auf einem ungleichen Boden, der mit Berg und Thal abwechselt. Die Straßen sind zum Theil winklich, auch schlecht gepflastert, und zu dem nördlichen oberen Theil der Stadt steigt man mehr als 30 hölzerne Stufen hinauf. Indessen findet man doch viele große und gute Häuser in dieser Stadt, die von mehr als 12,000 Einwohnern bewohnt ist. Auch fehlt es an mancherlei Kunstsammlungen, Naturalien-Cabinetten ꝛc. nicht. Gelehrte Anstalten, Schulen, Gymnasien u. s. w. blühen dort ebenfalls; auch wird der Ort von vielen vornehmen und reichen Fremden besucht, die sich dort kürzere oder längere Zeit aufzuhalten pflegen, der angenehmen Umgebungen und des milden Climas wegen. Die reizende Aussicht von dem oberen Theile der Stadt, theils nach dem tief darunter liegenden Hafen von Ouchy, theils über den Genfer-See hinweg nach Italien, wo die savoyischen Gebirge den Horizont begränzen, ist außerordentlich anziehend. Man glaubt am italienischen Ufer des Sees Rousseau's Meillerie zu entdecken, und die Phantasie zaubert die schönen Bilder aus der Heloise, jenes unübertrefflichen Romans des vorigen Jahrhunderts, dem entzückten Fremdlinge

gleichsam vor's Auge. Die Umgegend ist mit Landhäusern und Weinbergen bedeckt. *)

In den Weihnachtsfesttagen rückten in Lausanne preußische Truppen ein und besetzten die Stadt. Da es in dem goldenen Falken, wo ich logirte, (in demselben Zimmer, wo drei Tage vor mir der König von Holland, Louis Napoleon, auf seiner Durchreise nach Italien gewohnt hatte) zu sehr angefüllt und zu geräuschvoll wurde, reisete ich am dritten Weihnachtsfesttage nach Vevay ab, welches fünf Stunden von Lausanne, an der östlichen Spitze des Genfer-Sees liegt. Dies kleine nett gebaute Städtchen hat eine sehr angenehme und gesunde Lage, da es gegen alle Ost- und Nordwinde durch Berge gedeckt ist.

Ich verweilte in Vevay neun Wochen bis zum Ausgange Februars, und fand dort an dem berühmten Türk (jetzt in Potsdam in k. preußischen Diensten) einen sehr gebildeten und unterrichteten Mann, der zu der Zeit das Erziehungs-Institut für Knaben und Mädchen in Vevay dirigirte. In dem letzteren wohnte ich und gab den Demoisellen zuweilen eine geographische Lehrstunde gratis. Dieses Studium war in der Schweiz so beliebt, daß ich nöthigenfalls allein davon zu subsistiren mich getraut hätte, da die einzelne Lection

*) Der Genfer-See ist dort etwa 3 Stunden breit und seine ganze Länge beträgt gegen 20 Stunden, nämlich von Genf an gerechnet bis nach Vevay hin, oder auch bis zum Ausfluß der Rhone aus demselben, an der Gränze von Wallis. Die Tiefe des Sees soll an einigen Stellen über 920 Fuß betragen. Er wird von Dampfschiffen und vielen anderen Fahrzeugen häufig befahren.

von einer Stunde dort mit einem Schweizer-Franken gern bezahlt wird. Ueberhaupt ist der deutsche Gelehrte in der Schweiz sehr geachtet und beliebt. Ich habe dort frohe Tage verlebt und interessante Bekanntschaften gemacht.

Es hielt sich den Winter 1813 — 14 eine Frau v. Alten aus Hannover mit ihrer liebenswürdigen Tochter und ihrer Schwester (welche Letztere Hofdame in Weimar war) in Vevay auf, um den Kriegsunruhen in Deutschland zu entgehen. Der Umgang mit diesen gebildeten Damen war für mich sehr angenehm, so wie auch mit einem dortigen Kaufmann, Herrn Ausset (dessen Gattin aus Hamburg war). Ich hatte bei ihm meinen Mittagstisch. *)

Die Umgegend von Vevay war selbst im Winter lieblich, wie schön mag sie im Sommer seyn! Auch war das gesellschaftliche Leben in diesem Städtchen von 12,000 Einwohnern fein, annehm und herzlich. Truppendurchmärsche von Oesterreichern kamen zuweilen vor, da Vevay gleich-

*) Ich bemerke hier, daß die Art des Theetrinkens dort so nahrhaft ist, daß man nach demselben keines Abendessens mehr bedarf. Es werden nämlich geröstete Kastanien mit Butter dazu gegessen, welches sehr wohlschmeckend ist und zugleich ungemein sättigt. Auch werden diesen Kastanien oft grüne Weintraubea hinzugefügt, die am Stiele getrocknet und dadurch etwas eingeschrumpft sind. Sie sind sehr angenehm, süß nnd lieblich.

Ueberhaupt ist der Wein im Waadtlande angenehm, namentlich der Ryffwein, la Côte, de la Veau u. a. m. Es ist ein leichter weißer Wein, wovon jedoch selbst die besseren Sorten dem rothen Neufchateller bei weitem nicht gleich kommen.

sam der Paß ist, welcher aus der Schweiz nach Wallis und von da über den Simplon nach Italien führt.

Von Vevay aus machte ich ein paar Ausflüge, nämlich nach den bekannten Salinen zu Bex und nach Wallis hin. Ersteres ist ein Flecken im Canton Waadt, an der Walliser Gränze, bekannt durch seine Salzquellen, die aus einem großen Sandstein-Felsen entspringen, den man mit unsäglicher Mühe und Kosten durchbrochen hat. Es ist unbegreiflich, wie man in denselben einen schlänglichen Gang (Stollen) hat hinein arbeiten können, wenn dieser Stollen gleich nur 5 Fuß hoch und 4 Fuß breit ist, welchen zu durchschreiten ich 50 Minuten brauchte. In der Mitte des Felsens findet man eine natürliche Grotte, in welcher ein ungeheuer großes viereckiges Bassin durch die Kunst eingearbeitet ist, in welchem die Soole des ganzen Felsens sich sammelt, um von dort durch hölzerne Röhren, die auf dem Boden des eben erwähnten Stollens liegen, zu Tage geleitet zu werden. Daß in dem ganzen langen krummen Gange (Stollen) und in dem Bassin eine ewige Finsterniß herrscht, die nur durch Fackeln und Lampen erhellt wird, dies ist für den Fremden wirklich furchtbar. Doch hat man eine ziemlich steile Treppe von 150 Stufen, von dem Bassin aus, also aus der Mitte des Felsens bis zum Tage hinauf mit ungeheurer Mühe in den Felsen hinein gearbeitet, vermöge welcher man in grader Richtung zu Tage gelangen kann, ohne den beschwerlichen engen, langen und krummen

Gang passiren zu müssen, doch ist die Treppe ebenfalls höchst mühsam zu ersteigen.

Die Soole wird in den nahe liegenden Orten Bevieux u. s. w. gradirt und alsdann zu Salz versotten. Der berühmte Haller (früher Professor zu Göttingen) war in seinen letzten Lebensjahren Oberaufseher dieser Saline und hat die Kunstwerke derselben auch sehr verbessert.

Mein Begleiter, der damalige Inspector der Saline, Herr v. Charpentier, erzählte mir, daß einige Jahre früher ein Engländer mit seiner hochschwangeren Gattin dies Salzwerk besucht habe. Bei dem Bassin (in der Mitte des Felsens) angelangt, bekam die Frau Geburtswehen, und es war zu befürchten, daß sie dort niederkommen würde. Man mußte sie nun (da der krumme Gang viel zu lang zu durchwandern war) die steile Treppe hinaufbringen, und kaum eben glücklich zu Tage gekommen, gebar diese Dame ein gesundes Knäblein, welches mit der Mutter baldmöglichst nach dem Flecken Bex gebracht wurde, wo beide, Mutter und Kind, sich so wohl befanden, daß sie nach einigen Wochen ihre Reise über den Simplon nach Italien fortsetzen konnten.

Von dem Salinen-Inspector Charpentier muß ich noch bemerken, daß derselbe, aus Freyberg in Sachsen gebürtig (wo sein Vater eine hohe Stelle im Bergamte bekleidete), zum Bergwerkswesen erzogen wurde.

Er ging darauf in k. preußische Dienste, wo er mehrere Jahre bei dem Ober-Bergamte in Oberschlesien stand. Von dort vertrieben ihn die Kriegs-

unruhen von 1806 und 1807, so daß derselbe auf einige Zeit die k. preußischen Dienste verließ und eine Reise nach Frankreich machte. Dort wurde ihm eine Stelle als Bergwerks-Director in den Pyrenäen angetragen, die er annahm, um dies merkwürdige Gebirge genau kennen zu lernen. Er lebte dort fünf Jahre und hat die Pyrenäen in der Folge unstreitig auf das Genaueste und Beste in einem eigenen Werke geschildert.

Aus Frankreich sich wegsehnend, ging Herr v. Charpentier nach Helvetien und nahm dort die ihm angebotene Stelle als Salinen-Director in Bex an, welche ihm Zeit und Muße übrig ließ, um das obengenannte Werk auszuarbeiten. Hier lernte ich diesen kenntnißreichen und wohldenkenden Mann kennen, mit welchem ich mehrere Tage froh verlebte. Späterhin ist Herr v. Charpentier in sein Vaterland zurückgekehrt.

Das Walliser-Land, welches ich bald darauf im Februar besuchte, gehört zu den uncultivirtesten Schweizer-Cantonen, sowohl in physischer als in moralischer Hinsicht. Es ist ein großes 17 Meilen langes Alpenthal, durch welches auf der nördlichen Seite die Rhone fließt, und das in sehr viele kleine Thäler durch niedrige Felsenwände abgetheilt ist.

Ober-Wallis ist sehr bergigt und sehr gesund, aber nicht reich an Producten und Bewohnern. Rousseau sagt von diesem Ländchen, daß diejenigen Gegenstände dort gänzlich fehlten, welche in anderen Ländern allgemein sind, nämlich: Advokaten, Diebe und Schlösser an den Thüren und

Schränken. Es müssen denn freilich dort sehr ehrliche Leute gewohnt haben. Das Leuker-Bad in Ober-Wallis, am Abhange des Gemmi-Berges, wird sehr besucht.

Nieder-Wallis dagegen ist niedrig und sumpfig, denn zwischen den vielen Felswänden findet man tiefe und wasserreiche Thäler, welche keineswegs gesund sind; daher dort die Cretinen (Cretins, in Savoyen Christiani genannt) häufig angetroffen werden. Diese elenden geistlosen Geschöpfe sind meist auch ungestaltet, doch nicht alle in gleichem Grade. Sie haben schlaffe Muskeln, eine bleiche Gesichtsfarbe und matte Augen ohne Geist und Feuer. Dabei sind die Cretinen meist unempfindlich, träge, schwerfällig und oft ganz unvermögend articulirte Töne hervorzubringen. Deßhalb sind viele auch taub und stumm. Die Kröpfe sind übrigens bei ihnen keineswegs so allgemein wie man glaubt. Ich sah einen Cretin in Wallis, der ziemlich groß und wohlgewachsen, 28 Jahr alt, männlichen Geschlechts, aber völlig ohne Zeichen von Geisteskräften, mithin einem Thiere ähnlich war. Seine großen blauen Augen waren matt und seelenlos. Er konnte weder einen articulirten Ton hervorbringen, noch eine einzige Sylbe aussprechen; auch war er so ganz bewußtlos, daß er sogar seiner Excremente in dem Putzzimmer des Prälaten zu St. Martinach, wo er mir vorgestellt wurde, ohne Bedenken sich entledigte. Deßhalb durfte er keine Hosen tragen, sondern nur einen langen sogenannten polnischen Rock. Gefräßig wie die meisten Cretinen, verschlang er

alles nur einigermaßen Eßbare, roh oder gekocht, z. B. auch die Schalen von Rüben, rohe Wurzeln u. dgl. m.

Sein Bruder, der ihn herführte, war ein wohlgebildeter, gesunder und vernünftiger Mann von 30 Jahren, gesprächig, ja selbst beredt und gewandt, so wie die Eltern ebenfalls gesunde und vernünftige Leute waren. Uebrigens gibt es verschiedene Abstufungen unter den Cretins, die auch mit den eigentlichen Albinos nicht zu verwechseln sind. Letztere werden in Wallis nicht angetroffen.

Wenn Ober-Wallis durch seine erhabene Lage, gesunde Luft, größere physische Cultur und Reinlichkeit seiner Bewohner von Cretinen frei ist, so findet man dagegen in Unter-Wallis diese unglücklichen Geschöpfe nicht selten, weil dort die höchstmöglichste Unreinlichkeit in den unteren Volksklassen, bei den erbärmlichen niedrigen Wohnungen und den schlechtesten Nahrungsmitteln herrscht. Das häufige Trinken von Schnee- und geschmolzenem Eiswasser (oder dort sogenannten Duftwasser) wirkt gewiß auch wesentlich mit zu dieser traurigen Erscheinung.

Wenn vornehme und wohlstehende Einwohner ihre Kinder frühzeitig nach Ober-Wallis oder sonst nach gebirgigen Orten bringen, so werden sie keine Cretins, wenn es auch die Geschwister waren.

Der oben genannte alte würdige Prälat zu St. Martinach versicherte mich, daß ein dort tief eingewurzeltes Vorurtheil der einfältigen abergläubigen Einwohner (die ihre Cretinen für heilig halten) es bis dahin verhindert hätte, den Kopf ei-

nes verstorbenen Cretins zu seciren, wofür er doch oft große Summen geboten hätte, um den Sitz der Kranheit (vielleicht im Gehirn) zu ergründen. Nach der Zeit sollen solche Sectionen doch von den Franzosen vorgenommen worden seyn.

Nieder-Wallis würde in der That wenig besucht werden, wenn nicht die großen Heerstraßen nach Italien über den St. Bernhard zwar sparsam, über den Simplon aber häufig, befahren würden. Die Straße führt über Martinach nach dem Simplon, wo Napoleon sich durch die angelegte herrliche Straße ein Denkmahl für ewige Zeiten errichtet hat, welches nur durch Unkunde und Nachlässigkeit wieder zerfallen könnte.

Auf dem großen Bernhard war der obengenannte Prälat in St. Martinach 39 Jahre Geistlicher in dem dortigen Hospiz gewesen, wo er sehr viele punische Inschriften, die in den Felsen eingehauen waren, copirt hatte, die von Hannibals Uebergang über diese Gebirge (wenigstens von einem Theil seiner Armee) unwidersprechlich zeugen. Er war im Jahr 1814 im Begriff sie stechen zu lassen, um sie herauszugeben. Ob sie wirklich erschienen sind, weiß ich nicht. Daß übrigens der größere Theil der Armee von Hannibal über den kleinen Bernhard (6650 Fuß hoch) gegangen sey, wie Lord Melville und de Luc, nach Polybius Darstellung, dies dargethan haben, kann sehr wohl mit jener Behauptung des Prälaten bestehen, wenn man annimmt, daß ein Theil des Heeres über den großen Bernherd (7540 Fuß

hoch) gegangen sey, der größere Theil aber über den kleinen Bernhard. *)

Noch muß ich bemerken, daß die alte Stadt Sion (Sitten) mit ihren vielen kleinen Thürmen eben nicht sehenswerth ist, so wenig als der Wasserfall der Pissevache imponirt, namentlich im Winter, wegen Mangels an Wasser.

Dagegen ist der Rhonefluß in Wallis sehr reißend, wirft die Felsen an seinen Ufern um und selbst in den Strom hinein, und verhindert alle Schiffahrt, ja sogar das Holzflößen auf seinen rauschenden Wellen.

In Wallis waren unterdessen die östreichischen Truppen unter dem Commando des Generals Grafen v. Bubna eingerückt, der von dort in der Folge mit seinen Truppen nach Genf zog. Ich sah ihn in St. Maurice in dem Gasthofe, wo er mit seinem Generalstabe zu Mittag speisete. Graf Bubna war ein kleiner, geistreicher, lebenslustiger Mann, der allgemein geschätzt und beliebt zu seyn schien.

Von Wallis fuhr ich nach Bex zurück und

*) Merkwürdig ist es, daß in eben dem Jahre (oder vielleicht ein Jahr vorher), wie Hannibal über die Alpen ging, die große chinesische Mauer ganz vollendet wurde, woran man über 100 Jahre gebaut hatte. Bei einer Länge von 700 Meilen soll sie eine Höhe von 20 Fuß und eine Breite von 14 Fuß haben, und mit vielen Thürmen und Thorwegen versehen seyn. S. neueste russische Gesandtschafts-Reise nach China übersetzt von Schmidt. Leipzig, 1826. ausgezogen von dem Hofrath und Professor Heren, in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1826.

von da nach Vevay. Gern hätte ich von Martinach aus den Simplon besucht, der nur einige Stunden von dort entfernt ist, aber die ungeheure Menge des Schnees machte es unmöglich. Ein Kaufmann aus Freiburg im Breisgau, welcher 6 Wochen vorher, nämlich in den Weihnachtsfeiertagen, aus Italien nach Vevay kam, sagte mir, daß er wegen des hohen Schnees 16 Pferde vor seinen kleinen Wagen habe spannen lassen, um die Höhe des Simplons (6500 Fuß) zu erreichen.

Es war jetzt Zeit für mich nach Deutschland zurückzukehren, da mein Urlaub zu Ende ging. Ich nahm deßhalb von meinen Freunden in Vevay Abschied und ging nach Lausanne. Hier blieb ich nur einige Tage und reisete alsdann mit dem Professor Olivier und seiner Tochter (welche beide ebenfalls die Schweiz verließen) nach Yverdun zurück zu Pestalozzi, wo ich auf dessen dringenden Wunsch noch drei Wochen verweilte, und dort geographisch-statistische Vorlesungen hielt.

Im Anfange des Monats März machte ich mit einem der dortigen Lehrer einen Ausflug nach dem Juragebirge, dessen Fuß nur zwei Stunden von Yverdun entfernt ist und dessen Höhe dort etwa nur von 4000 bis auf 6000 Fuß steigt.

Wir nahmen ein Cariol, deren man sich so wie auch der einspännigen Char-à-banc in der Schweiz häufig bedient, der vielen engen Straßen und Pässe wegen.

Der Weg bis zu der halben Höhe des Gebirges, welches dort viel besucht wird und sehr zugänglich ist, war in krummer Linie chaussirt, bis

die Waldung anfängt. Nun lag damals noch so hoher Schnee, daß unser Cariol im Holze bald so tief hineinfiel, daß der Kopf des Pferdes kaum aus demselben hervorragte. Wir spannten das Thier schnell ab und ich setzte mich darauf, um meinem Begleiter eine Bahn zu brechen. Das Fuhrwerk ließen wir im Schnee stecken.

Auf der halben Höhe des Gebirges ist ein Plateau, worauf ein kleines Wirthshaus liegt, in welches man uns gern aufnahm und mit heißem Wein und Butterbrod erquickte. Der Wirth, ein schön geformter Mann (wie es denn auf den Schweizer Gebirgen die schönsten männlichen Formen gibt), zeigte uns seine beiden kleinen Töchter von 3 bis 5 Jahren. Es waren die schönsten Geschöpfe, welche ich je gesehen habe, dabei so lieblich und graziös, so einschmeichelnd mit ihrer angenehmen französischen Sprache, daß ich dem Wirthe vorschlug das jüngste Mädchen zu adoptiren, ihm auch noch ein Geldgeschenk zu machen. Der Mann war dies zufrieden, die Frau aber stimmte nicht ein, denn nachdem sie diesen Accord erfahren hatte, entriß sie dem Vater die beiden Kinder und schloß sich mit denselben ein, bis wir abgereist waren. Und doch waren diese Leute sehr arm.

Der Wirth begleitete uns anfangs den anderen Theil des Weges. Dieser ging ziemlich steil hinauf über gefrornen Schnee und Eisgefilde. Auf einmal brach die Eisdecke unter meinem Schimmel, und ich fiel mit demselben so tief hinab, daß ich mit den Armen auf dem gefrornen Schnee

lag, und so von meinen Begleitern aus dem Sattel in die Höhe gezogen den eisigen Boden wieder betrat. Aber das Pferd zu retten und wieder heraufzubringen, das kostete unglaubliche Mühe. Doch gelang es uns endlich und der Wirth führte es glücklich in sein Haus zurück.

Mein Begleiter aus dem Pestalozzischen Institut ging nun allein mit mir bis auf die Spitze des Berges, wo ebenfalls ein kleines Gasthaus stand, in welchem wir uns erfrischten.

Hier sahen wir den Montblanc vor uns liegen, wiewohl in einer Entfernung von 18 Stunden, welche uns nur drei Stunden zu seyn schienen. Eine Gruppe von Eisbergen, den Mont-Rosa an der Spitze, umkränzten den König der Berge und die Berner-Alpen bildeten zu seiner Rechten eine Kette von Colossen, viele Stunden lang bis zum Gotthards-Berge hin.

Die Abendsonne beleuchtete den Montblanc mit ihren rothen Strahlen und schien sich nicht gern von demselben trennen zu wollen. Wir waren im Anschauen dieser herrlichen Naturscene ganz verloren, und glaubten eine Kette von großen Ritterburgen und alten Bergschlössern vor uns zu sehen, deren buntgemahlte Fenster von den Sonnenstrahlen beleuchtet wurden. Nie sah ich ein reizenderes und erhabeneres Phänomen.

Nach Sonnenuntergang traten wir bei einer schönen mondhellen Nacht den Rückweg an, fanden unser Fuhrwerk durch unsern braven treuen Wirth von Schnee befreit und kamen um 10 Uhr Abends glücklich wieder in Yverdun an.

Der Abschied von dort war für mich eben so schmerzlich, als meine Abwesenheit fühlbar geworden ist, wie mir Niederer einige Wochen nachher nach Schaffhausen schrieb. Der würdige Pestalozzi gab mir einen Brief an meine Frau mit. *)

Neuschatel, wohin ich längs dem Neuenburger See eine angenehme Fahrt hatte, liegt fünf Stunden von Yverdun, an der nördlichen Spitze desselben. Die Stadt zählt 4500 Einwohner, hat viele angesehene Gebäude und besitzt ein Schloß und schöne Landhäuser. Da die Regierung des Cantons nebst dem Statthalter hier ihren Sitz hat, die landständischen Versammlungen dort alle zwei Jahre gehalten wurden, auch der Staatsrath nebst anderen Behörden und mehrere ansehnliche Kaufleute sich dort befinden, so ist die Stadt ziemlich lebhaft.

Ich war an den Staatsrath v. Rougemont empfohlen, der eines der ersten Häuser in Neufchatel machte, und mich sehr freundlich aufnahm. Der würdige Mann war eben so fein gebildet als kenntnißreich, und hatte sich Verdienste um diesen Canton erworben. Er war zwar reich, machte aber gar keinen Aufwand. In seinem Hause herrschte durchaus kein Luxus, aber doch große Wohlhabenheit, mit dem feinsten Geschmack verbunden. Livré-Bedienten durfte er nicht halten, so wie Keiner in Neufchatel außer dem Gouverneur, welcher dieß Vorrecht hatte. Auch besaß er keine Equi-

*) S. diesen Brief vom 18. März 1814 in den Beilagen Nr. XIII, so wie einen an mich, den ich in Schaffhausen erhielt. Nr. XIV.

page mit zwei Pferden, da Niemand (außer dem Statthalter) in Neuschatel mit zwei Pferden in der Stadt fahren darf. Eben dieß ist auch in Zürich und in mehreren Schweizer-Cantonen der Fall. Fremde Reisende machen davon eine Ausnahme. Die Schweizer suchen allen unnützen Luxus und schimmernden Aufwand zu verbannen, der nur Geld fressend und verderblich ist. Dagegen leben die Wohlhabenden im Innern ihrer Häuser so gut, so anständig und gemächlich, als man es nur immer wünschen kann. Ich wurde in Neufschatel bei dem Herrn v. Rougemont durch weibliche Domestiquen so trefflich bedient, und fuhr in seinem bequem Cabriolet mit einem herrlichen Pferde bespannt, welches er selbst leitete, so rasch und gut, daß man es sich nicht besser wünschen konnte.

Im Canton Neufchatel ist der Kornbau nicht so bedeutend, als die Viehzucht und der Weinbau. Letzterer liefert jährlich 74,000 Eimer guten Wein, wovon der rothe dem Burgunder gleichkommt.

Trotz der vielen Berge und Holzungen geben beide doch keinen Erwerbszweig ab, da ersteren Metalle fehlen und kein Holz zur Ausfuhr übrig ist. Dagegen sind Stadt und Land reich an Fabriken und Manufacturen. So werden z. B. aus diesem Canton für 1½ Million Franken Spitzen jährlich ausgeführt, mit deren Verfertigung sich mehr als 5000 Individuen beschäftigen. Ferner findet man dort ungemein große Cattunfabriken, welche viele Arbeiter in Thätigkeit setzen, und mit herrlichen Maschinen versehen sind.

Hierzu kommen die Uhrfabriken, worin mehr als 4000 Menschen arbeiten, namentlich in den Thälern Chaux-de-fonds, Locle u. s. w. Diese verfertigten 1812 mehr als 130,000 Taschenuhren und eine große Menge von Stock-, Wand- und Stutzuhren, sämmtlich zur Ausfuhr bestimmt.

Viele Wohlhabende, angestellte Personen sowohl als einzelne Privatleute, die eigentlichen Fabrikanten ungerechnet, besitzen Manufacturen in den Holzungen, welche zugleich mit ansehnlichen Gebäuden und trefflichen Landhäusern versehen sind. In diesen wohnen oft fremde reiche Familien zur Miethe. So fand ich eine vornehme Wittwe auf einem solchen Landhause im Holze mit ihrer schönen und liebenswürdigen Tochter, deren unübertreffliches Spiel auf einem englischen Piano (das vorzüglichste, welches ich je sah) mich ganz bezauberte. Dort lebt man am einfachsten, am freiesten und glücklichsten in der Welt, wenn man Vermögen hat oder ein einträgliches Gewerbe treiben kann, welches seinen Mann ernährt. Luxus und Etiquette kennt man hier nicht. Dagegen sind reine und feine Sitten, sowie Unschuld und Frohsinn mit Reichthum oder doch Wohlstand verbunden, dort anzutreffen.

Die Staatseinkünfte des Cantons Neuschatel sind unbedeutend, allein sie reichen zur Bestreitung der mäßigen Staatsbedürfnisse hin. Man behauptete damals in Neuschatel, der Fürst beziehe jährlich 100,000 Schweizer-Franken aus diesem Ländchen. Der Marschall Berthier hatte als Fürst von Neuschatel diese ihm zugesprochenen Staats-

einkünfte nie angenommen, sondern sie jedes Jahr sämmtlich auf Anlegung neuer Brücken und auf die Verbesserung der Landstraßen und anderer öffentlichen Institute des Fürstenthums großmüthig verwenden lassen. Der Staatsrath v. Rougemont erzählte mir dabei, daß der letzte Unter-Gouverneur, welchen Berthier gesetzt hatte, ebenfalls ein sehr uneigennütziger, edelmüthiger und thätiger Mann gewesen sey, der seinen Gehalt sowohl, als auch die baar vorhandene Summe von 80,000 Franken an Staatseinkünften in Neufchatel habe zurücklassen wollen, wie die preußischen Truppen dort im Februar 1814 einrückten. Auch wollte er in Neufchatel bleiben und sich den Preußen ergeben, weil er keinen Befehl von Berthier habe, seinen Posten zu verlassen, noch das Geld mitzunehmen. Allein die Staatsräthe in Neufchatel gaben es nicht zu, eben so wenig als das Publikum überhaupt. Als die preußischen Truppen in der Nähe waren, um das Fürstenthum aufs Neue zu besetzen, wurde der französische Gouverneur durch Bitten und Zureden genöthigt, dasselbe zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Da er die Casse mit den Staatsgeldern nicht mitnehmen wollte, so wurde diese auf den dringenden Wunsch der dankbaren Bürger demselben von dem Staatsrath nachgeschickt. Sein Andenken stand damals in großen Ehren in diesem Canton, und von Berthier behauptete man, daß man sich keinen bessern Landesfürsten je hätte wünschen können, als Er sich bezeigt hatte. Gegenwärtig (im Anfange des Jahres 1832) herrschen leider Unru-

hen in demselben, die indessen der jetzige Gouverneur, Herr v. Phul, als ein einsichtsvoller und menschenfreundlicher Mann, wohl zu beendigen wissen wird.

Die Reise von Neufchatel nach Bern machte ich mit der Diligence innerhalb sechs Stunden in der Nacht; wiewohl der Wagen sehr besetzt war. In Bern hielt ich mich nur acht Tage auf, um Abschied von meinen Freunden zu nehmen, worunter der Professor der Philologie Jan und seine treffliche Gattin mir die liebsten waren. Beide sind aus Sachsen und er ist ein tüchtiger Philolog und vorzüglicher Clavierspieler. Ueberhaupt blühte die Musik in der Schweiz unter allen schönen Künsten am meisten, vornämlich auch der Gesang, durch Nägeli's Bemühungen, in Zürich ganz vorzüglich.

Das Schweizer Militär hatte zwar unter der Zeit im December 1813 am Rhein sich versammelt, und einen Versuch gemacht, ihre Neutralität zu behaupten und die bisher bestandenen Verträge aufrecht zu erhalten; dennoch aber hatten die alliirten Truppen den Eingang in die Schweiz durchgesetzt und den Durchmarsch durch ihre Cantone nach Frankreich und Italien genommen. Dieß zu verhindern war theils nicht thunlich, theils war es auch von Seiten der größeren helvetischen Cantone gar kein Ernst damit, namentlich nicht von Bern. Sie wünschten vielmehr Napoleons Sturz zu befördern, um die Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich beschleunigt zu sehen. In den südlichen Cantons war die Stimmung aber an-

ders. Namentlich wünschte der Canton Waadt das Gegentheil.

In Wallis, welches damals zu Frankreich gehörte, war der letzte Präfect so sehr beliebt, daß die Einwohner ihn (seinen Wünschen gemäß) über ganz unwegsame mit ungeheuerm Schnee bedeckte Gebirge nach Grenoble unverletzt brachten, als die gangbaren Straßen durch k. k. östreichisches Militär gesperrt waren.

Oestreichische und preußische Truppen gingen nun auf allen Seiten in und durch die Schweiz, theils nach Frankreich, theils nach Italien über den St. Gotthards-Berg. Sodann wurden die bedeutenden Städte Helvetiens mit einer kleinen Besatzung versehen und dort ein Militär-Commando errichtet. Nur in Luzern fand ich dergleichen nicht, wohl aber in Bern, Zürich und andern Orten.

Von Bern führt eine gute Straße nach Basel, auf welcher eine bequeme Diligence die Reisenden befördert. Ich benützte dieselbe bis an die Gränzen des Cantons Aargau (welchen ich leider nicht besuchte), wo die Straße nach Luzern von der Baseler Chaussée abgeht. Auf dem Wege dahin ließ ich mir in der Kirche des Dorfes Gindelbach das bekannte Grabmal einer Mutter zeigen, welche hier dargestellt ist, wie sie, durch den Schall der Posaune des Weltgerichts aufgeweckt, mit ihrem Kinde, welches mit ihr begraben in ihrem Schooße lag, ins Leben hervorgeht. Beide, Mutter und Kind, bestreben sich den bereits geborstenen großen Grabstein von sich wegzuwälzen,

und sind halb aufgerichtet im Grabe damit beschäftigt. Rührend ist der Anblick des einjährigen Kindes, wie es die Hände durch die offene Spalte des geborstenen Grabsteines hervorstreckt. Die Arbeit ist von Nahl.

Wiewohl nur in einem groben Sandstein ausgeführt, erscheint die Idee doch so sinnig und anschaulich, daß das Ganze dem Wanderer wohlgefällt. Ein Berner Obristlieutenant, der mit mir reisete, vergoß Thränen bei diesem Grabsteine, weil er selbst seine Frau mit ihrem Kinde ein Jahr vorher verloren hatte. *)

Auf der Gränze von Aargau hätte es fast blutige Händel gegeben zwischen meinem Berner Postillon und den Aargauer Knechten in der dortigen Schenke. Die Einwohner beider Cantone nähren eine Todt-Feindschaft gegen einander, weil die Berner ehemals die Herren und die Aargauer ihre Unterthanen waren. Mich sah man für einen Berner Aristokraten an, und ich wäre vielleicht unschuldiger Weise mißhandelt worden, wenn ich nicht meine Pistolen hervorgezogen hätte. Uebrigens verzeihe ich es mir nicht, daß ich nicht von dort aus geradezu nach Aarau gefahren bin,

*) Ich fand in Bern einen schönen Kupferstich, auf welchem eine Mutter, die eben gestorben, abgebildet ist, in dem Augenblick, wo der Friedensengel aus den Wolken sichtbar wird, der die fromme Gestorbene auf seinen Fittigen gen Himmel tragen will. Unten liegt ein neugebornes Kind und weint, indem es der Mutter nachstrebt. Diese spricht zu dem Friedensengel, indem sie auf ihr Kind zeigt: Herr, ich bringe dir meinen Geist, mein Herz bleibt dort bei meinem Kinde auf Erden zurück.

um meinen Correspondenten und Gönner, Herrn Zschokke, persönlich kennen zu lernen, nebst einigen andern Gelehrten und bekannten Männern in Aarau, wovon ich schon einige in Basel gesprochen hatte. Die Zeit schien mir indeß zu kurz, da ich nach Deutschland zurückeilte. Ich nahm meinen Weg daher über Luzern und Zürich.

Die Stadt Luzern ist ziemlich geräumig und gut gebaut, am Ausfluß der Reuß aus dem Vierwaldstädter-See. Sie zählt mit ihren zwei Vorstädten 620 Häuser und 6200 Einwohner, ist der Sitz der Regierung, hat mehrere Fabriken und einige Klöster. Von der schönen Umgegend konnte ich leider wenig sehen, da alles hoch mit Schnee bedeckt war, sonst würde ich den benachbarten Pilatus-Berg (5539 Fuß hoch) u. a. m. gewiß bestiegen haben. Der damalige Landammann v. Rüttimann und der Amtschultheiß Amrhyn schienen mir sehr instruirte, gebildete und aufgeklärte Männer zu seyn. Die dortige Töchterschule in dem Urseliner-Kloster übertraf meine Erwartung sehr. Der Klostergeistliche, welcher mich herumführte, examinirte die ziemlich erwachsenen Mädchen in der deutschen Sprachlehre, Orthographie u. s. w., und sie antworteten ihm so gründlich, so richtig und fertig, als viele unserer Damen in Deutschland dieß zu thun wohl nicht im Stande seyn möchten. Von den übrigen dortigen Merkwürdigkeiten führe ich nur das große Kornmagazin an, das Casinogebäude und die drei langen, mit einem Dach bedeckten hölzernen Brücken über den Ausfluß der Reuß aus dem Vier-

waldstädter-See, welcher die südliche Seite der Stadt bespühlt. Die Länge der hölzernen bedeckten Brücken beträgt 534 Schritte. Hier schwimmen ganze Schaaren von wilden Enten nahe an der Stadt und sind dort so zahm, daß man sie greifen könnte, weil sie nie durch Schießen scheu gemacht werden.

Die Bekanntschaften welche ich in Luzern machte, waren außer dem obgenannten Landamman Rüttimann und dem Amtsschultheiß Amrhyn noch der Caplan Bell, Director der obenerwähnten Töchterschule, ein höchst aufgeklärter Geistlicher, sodann der Buchhändler Meyer, ein sehr braver Mann, der dem Reisenden sehr gefällig war, u. A. m. Auch war zu eben der Zeit ein Ausschuß von Deputirten aus allen Cantonen in Luzern versammelt.

Die bekannten großen Basreliefs in Gyps von dem General v. Pfeifer, welche die Gebirge, Wälder und Gewässer mehrerer Schweizer-Gegenden, nach einem sehr verjüngten Maßstabe darstellen, und zwar nach ihrer natürlichen Gestalt und verhältnißmäßigen Größe, sind allerdings sehenswerth, ob sie gleich das nicht leisten, was viele davon erwarten mögen. Auch die sehr verschiedenen Kleidertrachten von allen Schweizer-Cantonen findet man dort.

Die Straße von Luzern nach Zürich (zehn Stunden weit) geht über den Albis-Berg, der eine Höhe von 2800 Fuß hat, und die höchste Spitze von der Gebirgsreihe ausmacht, welche die westliche Seite des Cantons Zürich begränzt.

Auf der östlichen Seite zieht eine andere Reihe von Bergen. In der Ebene zwischen beiden erblickt man den Zürcher=See, aus welchem, nahe bei der Stadt gleiches Namens, die Limmath tritt, an deren rechtem Ufer dieselbe meist der Länge nach gebaut ist. Doch hat man allmählig auch, in der Breite und in die Quere bis auf die Anhöhen gegen Osten und Norden hin, Häuser errichtet, so daß die Stadt Zürich mit ihren 12 bis 1300 Häusern eine unförmliche Gestalt hat, da sie auf einem ungleichen Terrain unregelmäßig gebaut ist. Doch fehlt es an großen Gebäuden nicht, so wenig als an schönen Plätzen zu Spaziergängen in und bei der Stadt, z. B. da, wo Leibnitzens schönes Monument steht u. a. m.

Außer den fünf Kirchen, worunter das Liebfrauen=Münster groß und einfach hervorragt, und die St. Peterskirche, die durch Lavater illustrirt ist, sind das große Waisenhaus so wie die Stadtbibliothek mit ihren 40,000 zum Theil seltenen Büchern und Handschriften merkwürdig. Noch wichtiger und wohlthätiger aber für Zürich ist die dortige Hülfsgesellschaft, welche 50 Mitglieder zählt, ein Leihhaus und eine Spaarkasse besitzt, und welche viel Wohlthätiges stiftet für die niedere Volksclasse. Jeder kann hier sein Geld einlegen à 4 Proz., auch die geringsten Summen, aber nicht über 100 Gulden auf einmal. Die Zinsen werden jährlich ausgezahlt oder auch zum Capital geschlagen. Diese Anstalt hatte 1814 schon mehr als 80,000 Gulden Capital in ihrer Casse.

Die Blinden- und Taubstummen-Schule, welcher der ehrwürdige und menschenfreundliche Präsident Ulrich vorstand, interessirte mich sehr, und die Arbeiten und Kenntnisse der darin befindlichen Subjecte zogen meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; meist waren es erwachsene völlig blinde Mädchen, welche gute Hand-Arbeiten zum Verkauf verfertigten, auch eine leserliche Hand schrieben. Letzteres geschah nach dem Gefühl auf gefaltetem Papier, mit Hülfe eines Lineals. Reinlichkeit, Ordnung und liebreiche Behandlung herrschte in diesem wohlthätigen Institut.

Diese und andere öffentliche Wohlthätigkeits-Anstalten, woran Zürich reich ist, sind sämmtlich Privat-Institute. Doch gibt es dort auch öffentliche Armenhäuser und Hülfs-Anstalten, welche unter der Verwaltung der Regierung stehen. Letztere können indessen nicht so wirksam und bedeutend seyn, als sie z. B. in Bern sind, da der ganze Canton Zürich überhaupt nur 600,000 schweizer Franken Staats-Einkünfte jährlich erhebt, welches bei 180 bis 200,000 Unterthanen freilich nicht übertrieben ist. Doch werden zuweilen außerordentliche Steuern von 1 bis 2 pro Mille ausgeschrieben, wenn die Nothwendigkeit es erfordert. Die Besoldungen der Staatsdiener sind indessen auch sehr mäßig, z. B. die eines Rathsherrn beträgt nur 800 Gulden.

Die Gelehrten in Zürch machen jetzt nicht mehr so viel Geräusch als vor einem halben Jahrhundert. Es gibt aber allerdings dort noch viele

tüchtige Männer, die ich hier nicht alle aufzählen kann.

Sehr interessant war für mich die Bekanntschaft mit dem k. k. österreichischen außerordentlichen Gesandten in der Schweiz, Freiherrn v. Lebzeltern, und mit dem russischen Gesandten Grafen Capodistria; Beide wohnten zusammen in den drei Schwertern in Zürch. Als ich mir bei dem Ersteren meinen Paß visiren ließ, nahm er mich nicht nur sehr gütig auf, sondern lud mich auch zu seiner Tafel ein, mit dem Beifügen, daß ich an derselben auch den russischen Gesandten, Grafen Capodistria, antreffen würde. Beide waren sehr geistreiche und humane Männer, deren Kenntnisse, Genialität und Popularität ich bewundern mußte. Beide gaben mir Beweise ihres Wohlwollens und beehrten mich mit Empfehlungsschreiben, Letzterer an die kaiserlich russische Hofdame Sturdza, damals mit der russischen Kaiserin in Bruchsal, und Ersterer an den österreichischen Civil-Gouverneur v. Hügel in Frankfurt.

Der Land-Ammann von Reinhard in Zürch zeigte sich mir als ein feiner Staatsmann, von vieler Popularität, so wie überhaupt ein solcher treuherziger und anspruchsloser Ton in Zürch herrschte, daß jeder gebildete Fremde davon angezogen wurde. Ich darf hier noch die ehrwürdigen Familien von Hirzel, Füßeley, Vogel (Vater und Sohn), Eslinger, Nägely, Ulrich Escher, (berühmt durch seine Arbeiten an der Lind), welche mir sämmtlich viele Güte und Freund-

schaft erzeigten, dankbar erwähnen. Ferner noch den Schweizer-Geographen Ebel und den russischen Hofrath Cramer, der mit Krusenstern um die Welt gesegelt war, als Naturforscher. Letzterer trat in der Folge in die Dienste des Cantons Zürch als gelehrter Schulmann.

In eben dem Gasthofe zum Raben, wo ich anfangs logirte, fand ich den k. württembergischen außerordentlichen Gesandten v. Kaufmann wieder, den ich schon 1792 bei der Kaiserwahl Franz II. in Frankfurt, (wo derselbe bei der k. preußischen Gesandtschaft angestellt war,) als einen sehr gefälligen Mann hatte kennen lernen.

Der geniale Musikdirector Nägely veranstaltete zwei Concerte, worin seine zahlreichen Schüler und Schülerinnen sich durch ihren schönen Gesang auszeichneten. Ueberhaupt sprach mich der treuherzige und dabei doch gebildete Ton in Zürch so sehr an, daß ich diesen Ort zu meinem Aufenthalt wählen würde, wenn ich in der Schweiz leben wollte. Ich verließ denselben den 8. März 1814 und fuhr mit der Post nach Constanz. Ich hatte Empfehlungen von dem Obmann Heinr. Fuesly an den dortigen Großvicar, Freiherrn von Wessenberg. Mit dem Großherzogl. badischen Gesandten bei der Schweiz, dem Freiherrn von Ittner, stand ich schon längst im Briefwechsel. Beide Männer verschafften mir einige frohe Tage in dem sonst so öden Constanz. Es ist auffallend, daß eine Stadt, die ehemals so blühend war und so viele tausend Einwohner zählte, jetzt kaum 5100 Individuen besitzt, bei mehr als

778 Häusern. Ihre Lage am Ausflusse des Rheins aus dem Bodensee, ist vortheilhaft zum Handel, und ihre herrlichen Umgebungen auf beiden Seiten des Rheins gehören zu den schönsten in ganz Deutschland. Kurz vor dem Feldzug 1805, durch welchen Oesterreich seine schwäbischen Vorlande verlor, war zwischen ihm und der Schweiz ein Tauschvertrag abgeschlossen worden, vermöge welchem Constanz an die Schweiz gefallen wäre. Nachher aber wurde diese Stadt, nebst anderen österreichischen Besitzungen Baden zugetheilt, und jener Vertrag blieb ohne Folge.

Der damalige badische Gesandte bei der Schweiz, der Staatsrath von Ittner, welcher seinen Aufenthalt in Constanz nahm, weil er zugleich Curator der Universität zu Freiburg war, hatte mir während meiner Reise in der Schweiz viele Gefälligkeiten erzeigt, namentlich durch die Besorgung meiner Briefe von und nach Deutschland. Dieser humane Mann, der mit dem liebenswürdigsten Humor einen sehr gebildeten Geist und eine Fülle von Kenntnissen verband, krönte seine Güte für mich durch die freundschaftlichste Aufnahme in Constanz selbst, womit er und seine sehr schätzbare Familie mich zu erfreuen die Güte hatten. — Eben dieß muß ich von dem edlen, allgemein verehrten Freiherrn von Wessenberg rühmen, in welchem ich den geistreichsten, gelehrtesten und gebildetsten Geistlichen kennen lernte, der mir je vorgekommen ist. Die Bekanntschaft mit diesen beiden Männern wurde in den wenigen Tagen, welche ich für Constanz

bestimmte, zur fortdauernden Freundschaft erhoben, die durch eine freundliche Correspondenz mit beiden bis zu Ittners Tode sich aufrecht erhielt, und noch mit dem würdigen Großvicar v. Wessenberg fortdauert, der mir immer viele Beweise seines unschätzbaren Wohlwollens gegeben hat.

Von Constanz reisete ich nach Schaffhausen, den letzten Schweizerort, den ich besuchte, und der schon diesseits des Rheins liegt. Ich fand dort manches Merkwürdige, nämlich: ein accademisches Gymnasium und eine nicht unbedeutende öffentliche Bibliothek; sodann einige Gelehrten-Vereine für Naturkunde, Landwirthschaft und Humanität, ferner mehrere Fabriken in Seide und Baumwolle, sowie in Gußstahl u. s. w., verbunden mit Handel und Schiffahrt. Das Wichtigste für mich war indessen der imposante Wasserfall, und dann die Bekanntschaft mit dem Bruder des berühmten Johannes v. Müller, einem sanften und liebenswürdigen Manne, der sich durch die Herausgabe der nachgelassenen Werke seines Bruders sehr verdient gemacht hat.

Der Wasserfall bei Schaffhausen fällt auf der linken Seite des Rheins am meisten in die Augen, und ist schon so oft beschrieben worden, daß ich einer eigentlichen Schilderung hier überhoben seyn kann. Doch will ich das Eigenthümliche meiner Beobachtung hierbei anführen, wenn es auch keineswegs mehr neu oder unbekannt seyn kann, da Tausende wohl vor und nach mir die-

selben Empfindungen, die mich dabei belebten, mit mir theilten und theilen werden.

Allerdings ist dieser Cataract der bedeutendste von allen Wasserfällen in ganz Helvetien, wenn gleich der Staubbach bei Lauterbrunn, durch seine Höhe von 900 Fuß, ebenfalls ein treffliches Schauspiel gewährt, zumal wenn die Sonne einen Regenbogen darauf bildet, so wie der schöne Reichenbacher Wasserfall im Haslithal bei Meyeringen ebenfalls sehr lieblich erscheint. Allein sie verschwinden doch alle gegen den gewaltigen Wassersturz bei Schaffhausen.

Der Rhein wird hier in seiner ganzen Breite durch eine ungeheure Felsenmasse zusammengedrängt und gleichsam abgedämmt; mehrere Felsenspitzen ragen aus dem Wasser hervor, deren zwei bis drei eine Höhe von 80 Fuß erreichen. Zwischen diesen Felsen arbeitet sich nun die große Wassermasse hervor, und erhebt sich selbst bei hohem Wasser (im Sommer) über denselben hinaus, um sich alsdann über die unzählig vielen kleinern Spitzen von Felsen auf Felsen in die Tiefe von 80 Fuß schäumend hinab zu wälzen, bei einer Breite des ganzen Rheins, welche der Fluß dort einnimmt.

Das Getöse ist unbeschreiblich stark, und der durch die Felsenwand in seinem Laufe aufgehaltene Rhein erscheint dort so aufgereizt, daß er fast ganz in Schaum aufgelöst wird, woraus sich schöne weisse Wellen in der Luft bilden, so durchsichtig wie der feinste Regen. Wenn man auf der kleinen, mit Brettern umgebenen hölzernen

Brücke in der Tiefe des linken Ufers steht, gleichsam unter dem Cataract, so fällt das Wasser im Bogen zum Theil über die Brücke hinweg, und bildet dort einen eben so furchtbaren als majestätischen Anblick. Mit einem Nachen kann man den Rhein unterhalb des Cataracts befahren, doch nicht in der Nähe desselben, weil der Strom dort zu reissend ist. Genug — es ist das erhabenste Schauspiel, womit die Natur den Wanderer in der Schweiz auf der Gränze derselben noch einmal erfreute, nachdem sie durch so manche und große Naturscenen seine Bewunderung so oft schon erregt, und seine innigste Theilnahme in Anspruch genommen hatte.

So verließ ich denn im Anfange des Monats April 1814 die Schweiz, nachdem ich vom Anfange Novembers 1813 an fünf Monate in derselben gesund und froh verlebt hatte.

Ich habe in den Städten Helvetiens im Winter Vieles genossen, was im Sommer nicht vorkommt. Ich habe in meinem 60sten Jahre zu Fuß die Gletscher und Eisberge bestiegen, die oft im Sommer für manchen jüngern Mann schwer zu erreichen sind. Endlich wurde auch meine Gesundheit auf viele Jahre dadurch gestärkt und noch mehr befestiget.

Wenn in der Schweiz die Natur gleichsam mit sich selbst contrastirt, wenn die größten Schrecknisse mit den höchsten Annehmlichkeiten abwechseln, wenn das eisige Clima auf den Gletschern, (z. B. zwischen dem Grindelwalde und dem Gemmi,) mit den heißen Thälern in Nie-

der=Wallis und am Genfer See, den schärfsten Gegensatz bildet, wenn Grönlands Unfruchtbarkeit auf den Gipfeln der hohen Gebirge herrscht, dagegen die lachende Fruchtbarkeit eines Tempe den Wanderer im Waadtlande erfreut, wenn er auf Plätze stößt, wo er mit der einen Hand die Gletscher erreicht, und mit der andern Hand reife Beeren pflückt, dann berühren sich die Extreme auf eine höchst erfreuliche Weise. Auch die Menschen in der Schweiz haben die verschiedenen Abstufungen der dortigen leblosen Natur gleichsam nachgebildet. Man vergleiche den kräftigen schöngebauten Aelpler im Haslithale, z. B. mit dem ekelhaften krüppeligen Cretinen in Nieder=Wallis; man stelle die edle Einfalt des ersten Menschen=Alters im einsamen Hirtenthal der kleinen Cantone mit der erkünstelten Verfeinerung der Bewohner der helvetisch=gallischen Städte zusammen; man vergleiche Sprache, Sitten und Lebensweise der Einwohner in den verschiedenen Cantonen und Distrikten selbst gegen einander, z. B. Graubündten gegen Neufchatel ꝛc., und man wird Abstufungen finden, die so sehr von einander abstechen, daß man erstaunt ist, diese in einem so kleinen Raume entwickelt zu sehen.

Ich möchte wohl die Schweiz noch ein Mal, und zwar im Sommer bereisen, aber doch nicht auf immer darin wohnen.

Zum Schlusse dieser kurzen Reise=Notizen bemerke ich noch, daß es meine Absicht nicht seyn konnte, eine völlige Reise=Beschreibung durch die Schweiz, (wovon ich den östlichen Theil gar nicht

besuchte), oder gar eine vollständige statistisch-geographische Darstellung von Helvetien zu liefern. Beides lag nicht in meinem Plan, sondern ich wünschte nur dasjenige, was mir auf meiner Wanderung durch dieß interessante Land begegnete, und was mir als merkwürdig erschien, und daher in mein Tagebuch aufgenommen war, dem Leser kurz mitzutheilen, so weit es in meine Biographie gehört.

Sechster Abschnitt.

Letzte Periode meines Aufenthalts in Gießen.

Im Anfange Aprils 1814 reisete ich mit der Diligence von Schaffhausen nach Stuttgart, um in mein Vaterland zurück zu kehren. Deutschland lag damals gleichsam in einem hitzigen politischen Fieber, d. h. der Freudentaumel über die Vertreibung der Franzosen war so groß, daß Viele weder Maaß noch Ziel kannten, und man kaum seines Lebens sicher war, zwischen den vielen Freudenschüssen, die bei allen öffentlichen Festlichkeiten erschallten. In Stuttgart herrschte zwar die größte Ordnung dabei, in Carlsruhe aber war dieß am Abend des dort gefeierten Friedensfestes auf den Straßen nicht der Fall.

Schon in der Schweiz hatte ich mich innigst über die Befreiung meines Vaterlandes von dem französischen Joche gefreut, aber den Schwindel konnte meine Vernunft nicht billigen, mit dem man jetzt lauter goldene Tage für Deutschland erwartete.

Meine ganze Reise von Schaffhausen bis nach Darmstadt und Gießen war angenehm, so wie die Gesellschaft in der Diligence bis Stutt-

gart, vornämlich durch die Anwesenheit eines Kaufmanns Völker aus Frankfurt, der ein sehr freundschaftlicher und gebildeter Mann war.

Der Weg von Schaffhausen bis nach Tübingen ist kahl und langweilig. Wir fuhren Tag und Nacht, und kamen erst den folgenden Abend spät in Tübingen an. Außer einigen hohen Bergschlössern, z. B. Hohenzollern ꝛc., bot sich dem Auge wenig Interessantes dar. Von der Stadt selbst sah ich nichts, da ich mitten in der Nacht mit der Post weiter ging. Dieß hat mir nachher leid gethan, zumal da ich von Pestalozzi eine Empfehlung an Herrn v. Wangenheim hatte, der damals Präsident in Tübingen, nachmals Minister, und später Bundestags-Gesandter wurde.

In Stuttgart erst konnte ich mich ausruhen und auch etwas umsehen. Durch die Güte und Freundschaft des damaligen Präsidenten des Tutelar-Gerichts, Freiherrn v. Riedesel (ehemaligen Reichs-Kammergerichts-Assessors in Wetzlar), verlebte ich drei sehr angenehme Tage in dieser schönen Residenz. Der damals noch lebende König Friedrich, welcher schon früher mir Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte, zeigte sich auch hier wieder sehr gnädig gegen mich. Er ließ mir durch seinen ersten Kammerdiener Herz die Merkwürdigkeiten, Kostbarkeiten und Kunstsachen des k. Schlosses in Stuttgart zeigen, und am folgenden Sonntage in der Schloßkirche — wo der König damals communicirte, — auf der Hof-Prieche einen Platz anweisen, von wo ich Alles übersehen konnte.

Außerdem zogen auch einige andere Merkwürdigkeiten meine Aufmerksamkeit auf sich, nämlich das Opernhaus, die k. Bibliothek, der Artillerie-Park und Danneckers Atelier, wo eben eine schöne Statue aufgestellt war.

Auch das prächtige Militär fiel sehr in die Augen, so wie die romantische Lage der Stadt selbst, mit den damals noch unvollendeten sogenannten neuen Anlagen u. dgl. m. Ich wohnte einem Concert und einem Schauspiel bei, machte auch durch die Güte des Freiherrn von Riedesel (wo ich täglich speisete) die Bekanntschaft des eben so feinen als gelehrten Ober-Hofpredigers und Prälaten d'Autel, des Bibliothekars Haug ꝛc. Mathisson, — mein ehemaliger College am Philanthropin zu Dessau, erzeigte mir ebenfalls viele Freundschaft. Er schien sich dort einer sehr glücklichen Lage zu erfreuen. Er hatte sich dem vorigen König durch sein bekanntes großes Jagd-Gedicht sehr empfohlen, das aber seinem Dichterruhm nichts beifügte.

Von Stuttgart reisete ich über Pforzheim nach Carlsruhe, wo ich nach einer fünfmonatlichen Trennung von meiner Gattin im Kreise meiner Familie acht Tage ausruhete. Dieß frohe Wiedersehen schildere ich nicht; es läßt sich nur empfinden.

In Bruchsal, wo damals die russische Kaiserin Elisabeth bei der Frau Markgräfin von Baden residirte, besuchte ich die geistreiche Hofdame, Fräulein von Sturdza, und gab meinen Brief von dem k. russischen Gesandten in der Schweiz,

Grafen Capodistria, ab. Sie nahm mich sehr gütig auf, ich mußte lange bei ihr verweilen, und sie würde mich der Kaiserin vorgestellt haben, wenn diese nicht unpäßlich gewesen wäre.

Für Frankfurt hatte ich ein Empfehlungs-Schreiben von dem k. k. österreichischen Gesandten, Freiherrn v. Lebzeltern, an den damaligen Civil-Gouverneur, Freiherrn v. Hügel, welches mir in der Folge sehr nützlich war.

Ich hatte im Pestalozzischen Institute zu Yverdun zwei hoffnungsvolle Jünglinge kennen gelernt, Söhne des Bankiers Hrn. Christian de Bary in Frankfurt, von welchen ich Briefe an ihre Eltern abzugeben hatte. Dadurch lernte ich diese treffliche Familie kennen, und gewann ihr Vertrauen in dem Grade, daß sie mich baten, einen jüngeren Knaben, den die Natur nicht so reich ausgestattet hatte wie die übrigen vorzüglich von ihr begünstigten Kinder — einige Jahre unter meine besondere Aufsicht zu nehmen. Ich erfüllte dabei die Wünsche der liebenden Eltern nach Möglichkeit, und erwarb mir dadurch die Freundschaft dieser wahrhaft edlen, trefflichen Familie auf immer. Die beiden Pestalozzischen Zöglinge sind vorzügliche Männer geworden an Geist und Herz. Der Aelteste ist jetzt in Paris, der Andere in Mexico etablirt.

In Darmstadt wurde ich gut aufgenommen. Die Fräulein von Bode (Dame d'Atour der Frau Großherzogin) und der edle Geheimerath v. Petersen empfingen uns mit offenen Armen.

Auch in Gießen ging es Anfangs sehr gut.

Von meinen Freunden ward ich mit Herzlichkeit bewillkommt, aber es war auch eine große Partei gegen mich. Letztere bestand meistens aus engagirten Deutschthümlern. Dadurch wurden auch die neu ankommenden Studiosen insgeheim gegen mich aufgewiegelt, welche dieß dann öffentlich mitbrauchten, weil es von den damaligen schwachen Rectoren ungeahndet blieb.

Hierzu kam noch mancher Angriff von Aussen her, namentlich auch durch den damaligen Niederrheinischen Mercur von Görres. Dieser nahm Alles auf, was nur irgend dahin abzielte den Sansculottismus und den Terrorismus in Deutschland zu befördern. Der Staats-Canzler von Hardenberg machte diesem Unfug ein Ende durch ein weises Verbot des Vertriebs dieses Blattes in den preußischen Staaten.

Indeß hatten diese Angriffe auf mich doch so sehr auf unser damaliges Staats-Ministerium in Darmstadt gewirkt, daß dieses — (ohne Mitwirkung des Cabinets, wie man mir versichert hat) — durch ein Ministerial-Rescript mir verbot, meine Vorlesungen vors Erste wieder anzufangen; allen anderen Rechten meiner Professur unbeschadet, die ich ungestört ausübte, sey es als Professor und Senats-Mitglied, oder auch als Ephorus.

Hiezu kam noch, daß unsere freiwilligen Militärs, zum Theil Studiosen, zu deren Equipirung ich selbst beigesteuert hatte, zu der Zeit aus Frankreich zurückkamen, und den damaligen Schwindel der Deutschthümelei sehr übertrieben. Sie

hatten zwar gegen den Feind keinen Schuß gethan, desto mehr zeichneten sich Einige von ihnen durch Aufhetzen gegen solche Männer aus, deren Betragen nicht mit diesem Unwesen im Einklang stand.

Die erste Feier des 18. Oct. (1814) erneuerte die tumultuarischen Scenen in Gießen, und hätten selbst meiner treu mir beistehenden Gattin gefährlich werden können, wenn das Einwerfen der Fenster, (wobei ein dreipfündiger Stein mit scharfen Ecken derselben dicht am Kopfe vorbei flog,) den Wünschen der rasenden Jünglinge ganz gelungen wäre. Jetzt schritt aber das Militär thätig ein, und die aufschäumenden Wogen legten sich bald.

Ich setzte diesem Allen eine kalte Standhaftigkeit entgegen, und verhielt mich, nach dem ausdrücklichen Wunsche unseres Ministeriums, ganz ruhig; ob ich gleich vielleicht besser gethan hätte, (wie der Professor Kosegarten in Greifswalde,) tüchtig darein zu schlagen. Ich konnte mit Recht sagen, wie Joseph zu seinen Brüdern: „Ich that euch nichts zu Leide, „und ihr verfolgtet mich."

Später erfuhr ich, daß ich auf der Liste derer mitfigurirt hatte, die ad modum von Kotzebue und Ibel zu den Vätern wandern sollten. Diese Drohung wurde selbst öffentlich an meine Hausthüre angeschlagen. Ich ließ dieß Alles unbeachtet, und hatte eben so, wie meine standhafte Gattin, persönliches Ansehen und Muth genug, um die

Angriffe solcher feigen Staats-Reformatoren nicht zu berücksichtigen.

Indessen ließ ich mich doch bewegen, im Jahr 1814 einen Aufsatz in das Tübinger Morgenblatt einzurücken, der einer Art von Apologie ähnlich sehen sollte; sie wurde auch gut aufgenommen, allein nöthig war sie nicht. Viele edle und einsichtsvolle Männer hatten vor mir dieselben Ansichten und Grundsätze entwickelt, und jetzt würde wohl kein aufgeklärter und wohldenkender Mann sich zu der Parthei meiner damaligen Verfolger bekennen.

Ich fing nun auch an meinem Lieblingsgeschäft, der Schriftstellerei, mich wieder zu überlassen, und gab eine Schrift über die Wetterau heraus, wozu der Landguts-Besitzer Leopard in Mehlbach die öconomischen Data lieferte, und die ihren bleibenden Werth behauptet. Eben dieß gilt von der Schilderung des Fürstenthums Lippe-Detmold, die ich im Winter 1814 für das Journal arbeitete, welches der damalige Professor Behr in Würzburg mit dem Regierungsrath Bauer in Aschaffenburg herausgab. Auch erschienen 1814 und 1815 zwei kleine Schriften, die ich unter die gelungensten von meinen damaligen Produktionen rechnen darf, nämlich: „Ueber Deutschlands „und Europens Staats- und National-Interesse „bei und nach dem Congresse zu Wien.“ Germanien 1814, *) und „Deutschlands und „Europens Staats- und National-In-

*) S. in der Beilage XV. den Brief des Großvicars, Freiherrn von Wessenberg. Wien, am 10. Nov. 1814.

„teresse, vorzüglich in Betreff des ger„manischen Staaten-Bundes, und der in „Deutschland allgemein einzuführenden „landständischen Verfassung.“ Gießen 1817. Sie wurden von dem ganzen Publikum gut aufgenommen, auch in den Protocollen des Bundestages ehrenvoll erwähnt, und machten, daß meine schamlosen Verläumder gänzlich verstummten.

Indessen wagten meine Feinde 1815 doch noch einen letzten Versuch mich aus Gießen zu vertreiben. Einige Professoren hatten das Ministerium in so weit für sich gewonnen, daß dieses mir durch den damaligen Curator, Hrn. v. Wreden, zu erkennen gab, man würde es gern sehen, wenn ich eine Badereise dazu benützte, mich aus Gießen zu entfernen.

Da gar kein Grund dazu vorhanden war, vielmehr ich meine stark besetzten Vorlesungen mit großem Beifall hielt, so brachte ich die Sache an das Großherzogl. Cabinet. Der großherzige Fürst erklärte sofort das ganze Verfahren für ohne Folgen, und setzte hinzu: so lange Er lebe und regiere, solle ich meinen Posten nie verlieren, wenn ich ihn nicht selbst aufgäbe.

Früher schon, nämlich im Winter 1814—15, hatte man mir das Collegelesen wieder verstatten müssen, weil die Studiosen darauf drangen, und kein academischer Lehrer damals in Gießen lebte, der mein Fach hätte übernehmen können. Dagegen wuchs mein Beifall mehr wie je, und es kehrte Ruhe und Ordnung auf die Universität zurück.

Indessen hatte ich durch heimliche Machinationen meiner Gegner bei dieser Gelegenheit doch das Ephorat verloren, wobei ich gleichwohl in zehn Jahren meiner Verwaltung den Capitalstock um 1/3 erhöhet, und zugleich die Zahl der Stipendien um 2/5 vermehrt hatte. Ich hatte nämlich die bisherige verschwenderische Wirthschaft mit dem Freitisch und dessen Verwaltung durch den sogenannten Probst (Speisewirth) ganz aufgehoben. Dagegen wurde das Essen den Stipendiaten in das Haus geschickt, der Stipendiaten-Major abgeschafft, und durch alle diese Veränderungen mehrere 100 fl. jährlich erspart. Die Rechnung wurde jeden Sonntag in meinem Hause abgelegt, und am Montage durch den Universitäts-Oeconomus bezahlt. Dadurch nur konnte die größte Ordnung erreicht, und die möglichste Sparsamkeit bezweckt werden. Der damalige Rector M. von Grollmann unterstützte mich dabei, obgleich den Wünschen der meisten Professoren entgegen, die alles beim Alten zu lassen riethen.

Da meine Frau Schwiegermutter (Mad. Thierry), in den ersten Jahren meiner Verheirathung, (von 1805—1810) mit ihrer zweiten Tochter (Ernestine) in Wetzlar wohnte, so gab dieß einen eben so vielfachen als angenehmen Verkehr zwischen unseren beiden Häusern, indem beide liebenswürdige Frauenzimmer eben so geistreich als wohldenkend waren. Vom Jahr 1812 an wohnten sie in Heidelberg, wo später meine Schwäge-

rin Ernestine sich mit dem Geheimen Referendar von Lamezan in Carlsruhe verheirathete. Dieß veranlaßte mich denn zu mehreren kleinen Reisen nach Heidelberg, Carlsruhe, und späterhin nach Mannheim und Worms, wo beide vorgenannte Familien ihren Wohnort aufschlugen.

In Heidelberg interessirten mich die dortigen gelehrten Männer Thibaud, Zachariä, Nägeli, Gatterer, Schwarz, Seeger u. a. m. vorzüglich, so wie auch der als geographischer Schriftsteller bekannt gewordene Pfarrer Dittenberger. Später erst traten Kreuzer, Rau und Schlosser dort auf. Die Bekanntschaft des gelehrten und vielseitig gebildeten Professors Paulus machte ich in der Folge erst in Wiesbaden.

Der verdienstvolle und kenntnißreiche Staats-Minister von Reizenstein in Heidelberg erschien mir eben so populär, als er sich gütig gegen mich bezeigte. Eben dieß kann ich von dem Staatsrath Brauer in Carlsruhe rühmen, der als ein sehr energischer trefflicher Geschäftsmann bekannt war, so wie von dem geistvollen Dr. Ewald und von dem gelehrten Consistorialrath Volz. Alle erzeigten mir viele Güte und Freundschaft.

Die schöne Sammlung von altdeutschen Gemälden, welche die HH. Brüder Boisseré damals in Heidelberg besaßen, gewährte mir einen hohen Genuß.

Sehr anziehend für meine Gattin sowohl, wie für mich war in Heidelberg die eben so liebenswürdige als geistreiche Frau von Helwig, geborene Imhof, die sich als Dichterin und Schrift-

stellerin rühmlichst bekannt gemacht hat. Ihr Gemahl, der damalige schwedische (nachmals preußische) Artillerie-General von Helwig, kam aus Schweden nach Heidelberg, und von dort nach Baden (bei Rastadt) zu uns, und machte sich durch seine Persönlichkeit und einnehmendes Betragen allgemein beliebt.

Von den verschiedenen Ereignissen auf meinen wiederholten kleinen Reisen am Rhein erwähne ich unter Andern eines Ausfluges von Worms aus nach Louisburg (eine französische Grenzstadt in Rheinbaiern), wo mir mein Schwager, der französische General von Larroque, ein Stelldichein gegeben hatte. Er wohnte damals in Colmar, und kam mit meiner Schwester auf einige Tage dahin, um mich noch einmal zu sehen. Er starb einige Jahre darauf zu Colmar, wo seine Wittwe noch wohnt.

Auffallend war es, daß Louisburgs Festungswerke zu der Zeit ganz verfallen waren, wiewohl es ein fester Platz seyn könnte, seiner hohen Lage wegen und auch als Grenzort.

Eine angenehme Erholung gewährten mir die wiederholten Besuche bei meinem Schwager von Lamezan in Mannheim, und auf seinem Gut im Stift vor Worms; so lange nämlich seine zweite Gattin, Ernestine Thierry, und meine treffliche Schwiegermutter noch lebten. Mit beiden habe ich viel verloren, und namentlich mit Letzterer eine edle achtungswürdige Freundin, im hohen Sinne des Worts. Ihr Andenken bleibt mir heilig.

Von Worms aus besuchte ich zu wiederholten Malen den allgemein geschätzten Herzog von Dalberg auf seinem schönen Landgut zu Herrnsheim, eine halbe Stunde von Worms. Schönheit und Geschmack zeichneten diesen herrlichen Aufenthalt aus. Die geistreiche Gemahlin des Herzogs (eine Genueserin), und ihre liebenswürdige Tochter (die einzige Erbin ihres großen Vermögens), belebten durch ihre interessante Unterhaltung und großen musikalischen Talente dieß zahlreich besuchte Feen-Schloß, wo Pracht und Geschmack, Frohsinn und Feinheit, Freundlichkeit und Gemüthlichkeit herrschten.

Auf einer von meinen Rheinreisen fuhr ich mit meiner Gattin auf dem Marktschiff von Bingen bis nach Coblenz, um uns der wechselnden schönen Ansichten dieses herrlichen Flusses auf seinen beiden Ufern zu erfreuen. Letztere sind auf der rechten Seite meist fruchtbar und mit Weinbergen bedeckt, die aber so steil und so hoch emporsteigen, daß man kaum begreift, wie der Winzer festen Fuß darauf fassen kann.

Das bekannte Binger Loch, unterhalb dem Mäusethurm, passirten wir glücklich. Die großen Felsen unter dem Wasser könnten doch wohl weggesprengt werden, wodurch die Fahrt weniger unsicher würde, zumal bei geringem Wasser und Berg auf. Die beiden hohen Ufer des Rheins rücken oft so nahe zusammen, und verengen und verdunkeln den Fluß so sehr, daß man bei den Krümmungen desselben und bei den Felsen unter dem Wasserspiegel wohl ängstlich werden könnte,

wenn ein heftiger Wind die Wellen in die Höhe wälzt, und das Schiff stark vor sich her treibt. Dieß war bei unserer Wasserfahrt gerade der Fall, denn es war im Ausgang Octobers, das Wetter rauh und der Wind sehr heftig. Das Marktschiff konnte die große Masse von Menschen aus allerlei Volk kaum fassen, wodurch die Luft in dem Schiffsraum zum Ersticken war.

Wir landeten Abends 10 Uhr bei herrlichem Mondenschein zu St. Goar, wo zu Nacht gegessen wurde, schliefen ein wenig, fuhren Morgens um 3 Uhr wieder ab, und kamen um 9 Uhr zu Coblenz an.

Eine solche Wasserreise im Spätherbst unternahm ich nie wieder. Dagegen war mir einige Jahre nachher eine Fahrt auf dem Rhein sehr erfreulich. Ich machte sie in Gesellschaft von mehr als 80 Personen auf dem größten Dampfschiffe, welches je den Rhein befuhr. Dieß große Fahrzeug war 150 Fuß lang und einige 30 Fuß breit. Die beiden großen Räder drehten sich unglaublich schnell um ihre Achse (wenn ich nicht irre in 1 Minute 15 Mal). Das Speisezimmer faßte bequem mehr als 80 Personen.

Dieß Dampfschiff war in Rotterdam gebaut, und von dem Sohne des großen Mechanikus Röntchen selbst bis nach Mainz hinauf geführt worden. Hier wurde damit eine Lustfahrt auf Subscription von einigen 70 Personen (à 11 fl. per Kopf) gemacht, wozu viele Fremde und Auswärtige eingeladen waren. Die Bewirthung war eben so kostbar als brillant. Eine Abtheilung der

österreichischen Militär-Musik aus Mainz begleitete die ganze Fahrt von 9 Uhr Morgens bis Abends 6 Uhr. Die 12 auf dem Verdeck stehenden kleinen Kanonen, gaben von Zeit zu Zeit ihre Salven, vornämlich bei den wiederholten Schein-Angriffen auf die Stadt Bingen. Das Frühstück wurde um 11 Uhr servirt und war köstlich, so wie das Diné, um 2 Uhr aufgetragen, ganz vortrefflich war. Musik und Kanonendonner verherrlichten dasselbe bei Champagner und Cap-Wein. Einige 20 Damen vom ersten Range, so wie Minister und Generäle, Cavaliere, Gelehrte, Officiere und Kaufleute (letztere gaben eigentlich dieß seltene Wasserfest), machten die Gesellschaft aus, so daß diese Mischung derselben das Interesse sehr erhöhte. Das herrlichste Wetter (im Ausgang Septembers) begünstigte diese Lustfahrt, welche ich zu den angenehmsten meines Lebens rechne. Auf dem Verdeck wurde auch getanzt, Musik gemacht und gesungen; kurz es fehlte keine Art von geselliger Freude, die nur je auf dem Rücken des Vater Rhein genossen wurde. Merkwürdig war die innere Einrichtung des Dampfschiffes sowohl, als die Schnelligkeit seiner Bewegungen, sey es im Drehen und Wenden des großen Fahrzeuges, oder auch im Anhalten, Vor- und Zurückgehen rc., in Gegenwart von mehreren Hundert Menschen, die an den Ufern standen. Kein Pferd konnte im Galopp am Ufer der Fahrt dieses Dampfschiffes folgen, welches später noch weit mehr vervollkommnet wurde.

Im Jahr 1817 schloß ich einen Contract mit dem braven Buchhändler Gerhard Fleischer in Leipzig über ein neues Werk, die Statistik von ganz Europa betreffend. Es erschien im Jahr 1818 mit vielen Tabellen unter dem Titel: Allgemeine Uebersicht der Staatskräfte von den sämmtlichen europäischen Reichen und Ländern mit einer Verhältnißkarte von Europa. Von der Letzteren habe ich schon früher geredet, von dem Werke selbst darf ich aber wohl kühn behaupten, daß es, nach dem Ausspruch sachkundiger und competenter Richter, zu den richtigsten gehört, die über diesen Gegenstand bisher erschienen sind. Niemand hat dasselbe besser benutzt, als der gelehrte Geh. Rath Lotz in Coburg bei seinem trefflichen Werke über die National-Oeconomie.

Die Zeichnung der Karte ins Reine machte ein junger Mathematiker Namens Creuzer (jetzt Steuer-Commissär in Darmstadt) in meinem Hause mit eben so vieler Genauigkeit als Geschicklichkeit. Es wurde zugleich eine französische und eine englische Uebersetzung davon gemacht, und ebenfalls von Creuzer gezeichnet, wobei die geographischen Quadratmeilen zu den französischen sich verhalten wie 9 zu 25, und zu den englischen wie 1 zu 21⅔ berechnet waren. Von der Bestimmung der französischen und englischen Karte ist früher schon geredet.

Se. k. Hoheit der Erzherzog Carl in Wien, dem ich das deutsche Original dedicirt hatte, beschenkte mich mit einer herrlichen Karten-Samm-

lung und den dazu gehörigen strategischen Werken, welche Höchstderselbe herausgegeben hatte. Diese Prachtausgabe überließ ich später der Universitäts-Bibliothek zu Gießen.

In eben diesem Jahre (1818) erhielt ich eine Gehaltszulage von 300 fl., die mir schon zugesichert war, wie ich 1804 den Ruf nach Landshut aufgab.

Auf meinen kleinen vorbenannten Rheinreisen passirte ich mehrmals Oppenheim, wo damals das geistreiche Fräulein v. Bode ihren Wohnsitz genommen hatte, wie sie den Hof zu Darmstadt verließ. Sie war die älteste und vertrauteste Dame d'Aiour der seel. Frau Großherzogin, eben so edeldenkend als gebildet, eine Freundin ohne Wandel, nur zu dienstfertig und zu wohlthätig gegen Alle, die ihre Hülfe suchten. Dadurch stürzte sie sich in manche Geldverlegenheiten, die ihre letzten Jahre verkümmerten. Auch in ihrer Einsamkeit zu Oppenheim, wo ich und meine Gattin sie mehrmals besuchten — da sie uns beiden immer eine wahre Freundin war — verlor sie nichts von ihrer Würde, und Jeder, der ihren Werth kannte, widmete dieser trefflichen Dame die größte Verehrung, welche ihr hoher Geist und ihre edle Gesinnung durchaus verdienten.

Im Jahr 1822 stand das Rectorat an mich und ich übernahm es noch einmal nach reifer Ueberlegung, nicht des Utile wegen, welches damit verbunden ist — obgleich es 5 bis 600 fl. ein-

trägt, wenn die Anzahl der Inscriptionen und der zu creirenden Doctoren beträchtlich ist — sondern um zu zeigen, daß ich es zweckmäßig zu führen im Stande sey. Ich hatte nur erst einmal diese Würde bekleidet, und zwar 1797. Nach der Zeit kamen die Kriegsjahre und andere Hindernisse, die mich veranlaßten das Rectorat, wenn es an mich kam, vorbeigehen zu lassen. Im Jahr 1822 aber mußte ich es entweder annehmen, oder dieß beschwerliche Amt auf immer ausschlagen, weil dasselbe in der Reihefolge in meinem Alter dann nicht wieder an mich kommen konnte. Zu der Zeit war noch kein Universitäts-Amtmann in Gießen angestellt, wie jetzt, wodurch die Führung des Rectorats sehr erleichtert wird.

Der Rector kann überhaupt mehr negatives als positives Gute bewirken, dadurch daß derselbe das Gesetzwidrige zu verhüten und den Uebertretungen vorzubeugen sucht. Die Präventions-Theorie ist hier am rechten Orte. Wird das Gesetzwidrige verhütet, so fallen auch die Strafen weg, welche immer nur ein nothwendiges Uebel sind. Dagegen muß man das Vertrauen der Studiosen dadurch zu gewinnen suchen, daß sie sich überzeugen, man meine es gut mit ihnen, man suche ihnen alles Unangenehme zu ersparen und die möglichste gesetzliche Freiheit zu verschaffen. — Ich mußte zwar im Anfange meines Rectorats die Zügel etwas anziehen, weil die damalige Parthei der sogenannten Schwarzen mit den ihnen entgegenstehenden sich Hessen nennenden Studiosen im Zwiespalt war, woraus Duelle entstanden.

Ein paar Relegationen waren aber genügend, diese zu verhüten, die ich in der Folge auch meist auf meinem Zimmer in der Stille zu beseitigen wußte. Dadurch wurde auch den Studiosen Geld und Zeit erspart, das Kostbarste, was sie besitzen. Ich erwarb mir so bei strenger Verhütung aller und jeder öffentlichen Unordnung durchaus die Liebe und das Vertrauen der Studiosen, welche mir auch auf immer geblieben sind.

In eben diesem Jahre (1822) wurde mir von Sr. k. Hoheit dem Großherzoge mit schmeichelhafter Bezeugung Allerhöchster Zufriedenheit der Character eines Geheimen-Raths beigelegt.

Bei meiner Anwesenheit in Darmstadt 1823 wohnte ich einer Sitzung des damaligen Landtages bei, wo ich die Herren Deputirten Prof. Balser, Kraft aus Offenbach u. A. m. gut vortragen, und den Präsidenten Hofmann sie eben so bündig widerlegen hörte.

Nach vollendetem Rectorat wurde meine meiste Zeit auf Schriftsteller-Arbeiten verwandt, neben meinem fleißigen Colleglesen, da das Cameral-Studium damals auf unserer Universität sehr emporblühete. Mein statistisches Werk über Europa (1818) war von dem gelehrten Publikum so gut aufgenommen worden, daß mein Verleger (der wackere Buchhändler Gerhard Fleischer in Leipzig) mir den Vorschlag gemacht hatte, ein ähnliches Werk über Deutschland zu schreiben, nebst einer Verhältnißkarte, nach dem Plane, welcher bei der Karte von Europa zum Grunde lag. Es entsprach dieser Antrag meinen Wünschen, und so ward das

Werk unternommen und in 4 Bänden von mir ausgearbeitet. Creuzer zeichnete wieder dazu die Karte. Der erste Band desselben erschien schon 1820. Ich dedicirte ihn Sr. Majestät dem Könige von Preußen, und erhielt von Höchstdemselben einen kostbaren Diamantring als Zeichen Allerhöchster Zufriedenheit. Eine schöne goldene Medaille hatte ich von diesem Monarchen schon früher, bei einer andern Gelegenheit, zu erhalten das Glück gehabt.

Der zweite Band kam 1825 heraus und ward Sr. k. Hoh. dem Kronprinzen von Preußen, so wie der dritte 1827 Ihrer k. Hoh. der damaligen Frau Groß- und Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt gewidmet. Der vierte Band erschien 1828 und wurde Sr. Majestät dem Könige von Dänemark Friedrich VI. dedicirt, Höchstwelchem ich früher in Pyrmont das Glück gehabt hatte persönlich aufzuwarten. Allerhöchstderselbe verlieh mir bald darauf zum Beweise Allerhöchster Huld und Gnade das Commandeur-Kreuz des Dannebrog-Ordens.

Dieß Werk zeichnete sich dadurch von andern statistischen Büchern aus, daß die wichtigsten Notizen dazu von den Staatsregierungen unmittelbar eingeholt und mir mitgetheilt wurden. Dadurch erhielt es eine Richtigkeit, die den meisten Werken der Art fehlt, und die nicht jeder Schriftsteller sich verschaffen konnte. Selbst der berühmte Hassel klagt öffentlich darüber, daß er nie Antwort auf seine Anfragen von den Staatsregierungen erhalten hätte. Dazu verhalf mir mein aus-

gebreiteter Briefwechsel mit Staatsmännern und Gelehrten (welcher zu der Zeit mir jährlich einige hundert Gulden Porto kostete), theils hatte ich auch manche persönliche Bekanntschaften mit deutschen Höfen und Staatsmännern, die schon von Berlin und Dessau aus von mir erworben, und auf den beiden Kaiserkrönungen in Frankfurt, so wie auf meinen verschiedenen kleinen Reisen, sehr vermehrt wurden.

Im statistischen und politischen Fach kann der Schriftsteller solcher Hülfsmittel nicht wohl entbehren, zumal da auf unserer kleinen Universität wenige Subsidia dazu vorhanden sind. Auch fand ich hier keinen Mann (außer dem damaligen Prof. Jaup), mit welchem ich über solche Gegenstände mich unterhalten konnte. In dieser Hinsicht befindet sich der Gelehrte in großen Städten weit besser.

In Gießen mußte ich Alles von auswärts herbeiholen, und dann mit den neuesten Schriften, so viel ich deren habhaft werden konnte, vergleichen, ehe ich es darstellen konnte. Die oben bereits erwähnte sogenannte Oekon. Bibliothek in Gießen, wozu die Staatscasse anfangs, von 1788 an, mir 300 fl. und später 200 fl. jährlich auszahlen ließ, war mir dennoch von großem Nutzen, da ich ohne diese, bei meiner mäßigen Besoldung, wenig Bücher hätte kaufen und weniger im statistischen Fache hätte leisten können.

Schon früher habe ich meines Journals für Staatskunde und Politik erwähnt, welches ich mit meinem ehemaligen Collegen, dem sel. Geh. Rath

Jaup herausgab. Vom Jahr 1808 an schrieb ich eine andere Zeitschrift: Germanien, mit dem Sohne des Erstern, dem jetzigen Geh. Staatsrath Jaup, welche sich ebenfalls über Statistik und Politik, aber auch über Staatsrecht und Cameralistik verbreitete, und wovon bis zum Jahr 1813 dreizehn Hefte erschienen sind, die ebenfalls mit Beifall aufgenommen wurden.

So mühsam übrigens ein solches einförmiges Universitätsleben als Professor und Schriftsteller auf einer kleinen Universität auch immer ist, und so sehr derjenige, welcher es mit Fleiß und Eifer treibt, auf viele Freuden des Lebens verzichten muß, so war ich doch dabei recht in meinem Elemente, sowohl auf dem Catheder als am Schreibpulte, so lange meine Augen und mein Gedächtniß mich dabei unterstützten. Im 75sten Jahre fingen jedoch beide schon an mir ihren vollen Dienst zu versagen (namentlich mein starkes Namen- und Zahlengedächtniß), so daß von der Zeit an jede Arbeit und Vorbereitung mit mehr Mühe und Anstrengung verbunden war.

Im Jahr 1827 machte ich eine Badereise nach Salzhausen auf 3 Wochen. Gegen rheumatische Uebel ꝛc. hielt man dieß Bad für sehr wirksam. Das neuerbaute Badehaus, so wie das neue Curhaus, sind gut eingerichtet, nur ist ersteres nicht groß genug und das Curhaus (welches ich mit einer Rede einzuweihen die Ehre hatte) ist zu entfernt von dem Badehause. Auch sollten meh-

rere öffentliche Gebäude für die Curgäste angelegt werden. Die Badegesellschaft war interessant durch die Gegenwart der liebenswürdigen Gräfin Bose und ihrer beiden hoffnungsvollen Söhne aus Böhmen, so wie durch den Oberforstmeister v. Rabenau, den Oberforst=Director Klipstein aus Darmstadt u. A. m.

Indessen war das Salzhäuser Bad doch nicht wirksam genug, um den Beschwerden meines Unterleibes abzuhelfen, weßhalb ich in den folgenden Jahren zwei Badereisen nach Wiesbaden machte, nämlich 1828 und 1829. Dieß warme Bad war mir sehr nützlich; auch war die Gesellschaft dort viel zahlreicher und daher noch interessanter wegen der vielen Fremden, von welchen ich hier einige Gelehrte nenne, nämlich den Prof. Paulus aus Heidelberg, Feuerbach aus Anspach, Cramer aus Kiel, Pölitz aus Leipzig u. A. m., wozu ich aus Wiesbaden selbst noch den berühmten Schriftsteller Weitzel zähle ꝛc.

Einige Personen aus Gießen und Darmstadt, mit welchen ich in vielfache Berührung gekommen bin, und welche auch durch ihre Individualität merkwürdig waren, will ich hier noch kurz erwähnen.

Gleich in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Gießen schenkte mir ein trefflicher Mann seine Freundschaft, nämlich der würdige Obrist Kannengießer. Man fand nicht leicht in seinem Stande einen feiner gebildeten, edleren Mann, mit so vielen Kenntnissen geziert. Sein Neffe, der durch

seine Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit so rühmlich bekannte Assessor Dr. juris Sundheim I., tritt in die Fußtapfen seines verewigten Onkels, auch in Hinsicht seiner Freundschaft gegen mich.

Eben dieses kann ich in vieler Hinsicht auch von dem sel. Superintendenten Müller behaupten, mit welchem ich mehr als 30 Jahre lang einen so genauen Umgang hatte, daß derselbe sich zur innigsten Freundschaft erhob. Der würdige Mann erreichte ein sehr hohes Alter, wozu seine ruhige Gemüthsart, so wie die gute Pflege seiner beiden Gattinnen, vieles beitrugen. Die Letztere genießt noch jetzt mit ihrer liebenswürdigen Tochter die allgemeine Achtung für die Liebe und Anhänglichkeit, welche beide dem geachteten Greise bewiesen. Müller hat sich durch einige Sammlungen von Predigten berühmter Gottesgelehrten, so wie durch andere theologische Arbeiten bekannt gemacht.

An diesen reihe ich den verdienstvollen Geh. Staatsrath Eigenbrodt in Darmstadt, der bei mir das Studium der Cameral-Wissenschaften begann, und nachher in Marburg fortsetzte. Dieser würdige Staatsmann bewies sich nicht nur als einen kenntnißvollen und thätigen Geschäftsführer in mehreren wichtigen Staatsämtern (als Geh. Staatsrath, Präsident des Landtags u. a. m.), sondern auch als einen gemeinnützigen Schriftsteller im Justiz- und Cameralfach. Seine freundschaftliche Gesinnung gegen mich ist unwandelbar.

Mit gleicher Liebe gedenke ich meiner beiden Collegen Jaup, Vater und Sohn, wovon nament-

lich der Vater mein vertrautester Freund war. Mit beiden gab ich, wie schon bemerkt, ein Journal heraus. Beide gelehrte und biedere Männer waren eine Zierde der Universität zu Gießen. Letzterer bekleidet jetzt als Geh. Staatsrath und Director des Cassations-Gerichts von Rheinhessen eine wichtige Stelle mit Ruhm.

Einen ehemaligen Collegen desselben im Staatsrath, den verstorbenen Baron von Wreden in Darmstadt, darf ich hier nicht übergehen, da er eine Reihe von Jahren das Curatorium über die Universität zu Gießen führte. Obgleich strenger Catholik und Geistlicher respectirte er doch die zweitälteste protestantische Universität in Deutschland zu Gießen, aus Achtung für ihren Stifter Philipp den Großmüthigen und aus Rechtsliebe, so sehr, daß er nicht die mindeste Beeinträchtigung durch irgend eine Zurücksetzung protestantischer Lehrer zuließ, noch weniger den Catholiken irgend einen ungerechten Vorzug gestattete. So auffallend es auch in Deutschland war, einen catholischen Curator über eine protestantische Universität gesetzt zu sehen, so war doch der Indifferentismus von protestantischer Seite so groß, daß man es gleichgültig mit ansah, wie das 100jährige protestantische Jubiläum 1817 von Seiten der Universität zu Gießen gar nicht einmal gefeiert wurde, sondern nur von der Stadt-Geistlichkeit, im Beiseyn eines Mitgliedes des Consistoriums, und zwar durch Anpflanzung der sogenannten Luthers-Eiche vor der Stadt Gießen.

In der Folge ist auch (1831) durch die Für-

sorge des Ministerialraths Dr. Linde eine catholisch-theologische Facultät in Gießen errichtet worden, und es ist nur zu bedauern, daß der vorgeschlagene Verein mit dem Herzogthum Nassau von diesem nicht angenommen wurde, wonach die catholischen Studiosen dieses Herzogthums an die hiesige catholische Facultät mit ihrem Studium wären geknüpft worden, wogegen sie jetzt an die gleichfalls neugestiftete catholisch-theologische Facultät zu Marburg auf immer gebunden sind.

Da die Anzahl der catholischen Studiosen zu Gießen so äußerst gering ist, so wäre jene Verbindung mit Nassau sehr zu wünschen gewesen.

Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß die Professoren von jenem Cultus mit zu den besseren Köpfen der Universität gehören, und da schon früher viele davon angestellt, auch der Canzler der Universität, Freiherr v. Arens, catholisch ist, so muß man diese ehedem protestantische Academie jetzt zu den paritätischen in Deutschland zählen.

Von dem ehemaligen Curator der Universität, v. Wreden, muß ich noch bemerken, daß er die Besoldungen der Professoren 1811 aufs Neue regulirte und erhöhete, da viele gar zu niedrig waren. Er setzte sie von 800 fl. bis auf 1100 fl. in jeder Facultät fest, ohne die außerordentlichen Zulagen zu rechnen. Früher waren die Besoldungen ungemein viel geringer. So diente der Prof. Dr. Büchner z. B. länger als 30 Jahre für eine Besoldung von jährlich 600 fl., die erst später auf 1100 fl. stieg, wie er Primarius der juristischen Facultät wurde.

Der fleißige, geschickte und allgemein geschätzte Prof. Walther erhielt viele Jahre hindurch nicht einmal 100 fl. als Besoldung, die in spätern Zeiten bis auf 1000 fl. allmählig erhöhet wurde, und Letzteres erst, wie der treffliche Staatsminister v. Grolmann Curator der Universität war, welcher auf Herrn v. Wreden folgte. Dieser würdige hochverehrte Mann hielt mich durch sein Zureden davon ab, im Jahre 1818 meinem Wunsche gemäß mein Amt ganz niederzulegen — weil meine Augen damals so sehr angegriffen waren — und einen Ort zu verlassen, wo ich so viele Widerwärtigkeiten erlebt hatte. Der edle Mann hatte Recht. Ich schrieb noch in Gießen sechs wohl aufgenommene Werke, führte ein ehrenvolles Rectorat, feierte mein Amtsjubiläum und realisirte 1831 meinen längst gehegten Wunsch, mir einen gesunderen Aufenthaltsort zu wählen.

Von dem vielen Vorzüglichen, was Grolmann bewirkte, sowohl als Prof. juris in Gießen, als Canzler dieser Universität oder als Staatsminister und Ministerial-Präsident in Darmstadt, führe ich nur an, daß derselbe unserem Lande eine Constitution verschaffte, und den ersten Landtag 1820 eröffnete, sodann, daß er ein äußerst gerechtigkeitsliebender, thätiger und wackerer Minister war, der für den Flor der Universität mehr sorgte, als je geschehen.

Unter den würdigen Männern, die früher meine Collegen und Freunde waren, erwähne ich noch den eben so geschickten als geachteten Prof. Snell, welcher zwar kein gutes Organ zum münd-

lichen Vortrage hatte, aber als Gelehrter und Schriftsteller sehr geschätzt war, auch als ein edler Mann allgemein geliebt wurde. Seine gemeinnützigen Schriften in der Philosophie und Mathematik werden sein Andenken in der gelehrten Welt noch lange aufrecht erhalten.

Von dem unglücklichen Professor und Pädagogiarchen Schaumann darf ich nur bemerken, daß er auf meinen Vorschlag von dem Staatsminister und Curator der Universität von Hesse aus Celle herberufen wurde. Schaumann hatte einen guten Vortrag und schrieb auch in Gießen noch ein paar Werke. Er war als Pädagogiarch wohl angesehen, hatte in der lateinischen und deutschen Sprache einen trefflichen Styl, und examinirte die Schüler musterhaft; nur Schade, daß Kopf und Herz nicht mehr im Einklange standen.

Ihm folgte als Pädagogiarch der eben so gewissenhafte als in alten Sprachen und Geschichte gründlich gelehrte Professor Rumpf. War sein Vortrag auch etwas breit, so war er doch gehaltvoll und segensreich für die Schüler, die bei seinem silbernen Amtsjubiläum ihre Liebe und Anhänglichkeit lebhaft an den Tag legten. Es war sehr zu bedauern, daß er zu früh sein so gemeinnütziges Leben endigte, dadurch, daß er zu viele Geschäfte übernahm.

Ich schließe die kurze Schilderung dieser bedeutenden verstorbenen Männer in Gießen mit dem sel. Geh. Rath und Professor Schmidt. Er war einer von den seltenen Gelehrten, die sich selbst durch eigene Kraft emporarbeiteten, und

durch eigenes Verdienst von den untersten Stufen bis zu den höchsten in ihrer Sphäre emporstiegen. Eines Landgeistlichen Sohn, studirte er Theologie in Gießen, wurde darauf Pädagog-Lehrer und Privatdocent, sodann Professor der Theologie, Historiograph, Geheimerath und endlich Prälat der lutherischen Confession im Großherzogthum Hessen-Darmstadt, sowie Mitglied der ersten Kammer des Landtags. Seine vielseitigen und gründlichen Kenntnisse beurkunden sich in seinen trefflichen Schriftsteller-Arbeiten; sein mündlicher Vortrag war anziehend und durchdacht, sein Character edel, sanft und gut, und sein Andenken ist bei Allen, die ihn kannten, unvergeßlich. Die Universität verdankt ihm viel, und kann dieß nicht genug anerkennen.

Noch muß ich eines Mannes hier gedenken, der sich eine lange Reihe von Jahren durch seinen gründlichen Unterricht in der französischen Sprache um die studirende Jugend in Gießen viele Verdienste erwarb. Dieß war der verstorbene Lector Castel, dessen gründliche und weitumfassende Kenntniß in jener Sprache durch seine herausgegebenen französischen Werke hinlänglich beurkundet ist. Nach seinem Tode fiel der Geschmack an dieser sonst beliebten Sprache in Gießen allgemein, und ist nie wieder recht empor gekommen. Zwar wurde das Studium derselben im Jahr 1808 etwas wieder aufgeregt durch den Unterricht, welchen der geschickte Herr v. Meseriz als Privatdocent ein Paar Jahre lang den Studirenden ertheilte; allein theils waren die Zeitläufte damals für den

Herrn v. Meseriz in Gießen ungünstig, obgleich er seine Kenntnisse in der französischen Sprache durch eine wohl aufgenommene Druckschrift hinlänglich bewies; theils war dieser geistreiche Mann in Gießen nicht in seiner rechten Sphäre. Als Kenner in der Staats- und Cameral-Wissenschaft gab er in der Folge ein Paar treffliche Schriften heraus, welche vielen Beifall erhielten. Jetzt lebt derselbe als Privatgelehrter zu Frankfurt a. M., wo er mit seiner sehr geschickten Feder die vorzüglichsten deutschen und englischen Journale mit trefflichen Beiträgen fortdauernd bereichert. Dieser thätige Mann würde übrigens einem tüchtigen Posten im Lehrfach sowohl, als bei dem Staats- und Cameralwesen, unbezweifelt Ehre machen.

Ein verdienstvoller und bedeutender Mann für Hessen war auch der selige Geheimerath Langsdorf, ein Mann von großem Scharfsinn und gründlichen mathematischen Kenntnissen, so wie von strengen moralischen Grundsätzen und seltener Treue und Thätigkeit in allen Verhältnissen seines Lebens. Er war der Erbauer des kunstreichen Salzwerks zu Salzhausen, welches in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so viele Kenner aus ganz Europa herbei zog. Er hat dasselbe in einem trefflichen mathematischen Werke, welches mit großem Beifall aufgenommen wurde, geschildert.

Auch als zweiter Director der Hofkammer in Gießen erwarb sich der selige Mann viele Verdienste durch seine gründlichen Kenntnisse, so wie durch seinen unermüdeten Fleiß, große Ge-

wissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Er war eine lange Zeit der Examinator der Cameral-Candidaten bei der Hofkammer zu Gießen.

Die Section der Cameral-Wissenschaften war immer in Opposition mit der juristischen Facultät. Letztere wollte sogar das Präsidium bei dem Cameral-Examen sich anmaßen, wurde aber damit abgewiesen.

Das Cameral-Studium blühete seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, wo das Examen dabei eingeführt wurde, sehr empor, dagegen sank die Statistik, welche ich bis zum Jahr 1810 in jedem Semester mit Beifall gelesen hatte. Die öffentlichen Aeußerungen des Curators von Wreden, daß zu viel Zeit auf das Studium der Staatskunde verwendet würde, verursachte, daß ich sie fallen ließ. Seit der Zeit hob sie sich nicht wieder, wenn gleich der geschickte Dr. Küchler sie später in meinem Hörsaal wieder aufzunehmen suchte, aber ohne Erfolg. Auch wird sie jetzt in Gießen nicht gelesen, welches doch sehr zu bedauern ist, für alle diejenigen, welche einst hohe Staatsbedienungen bekleiden sollen.

Im Jahr 1827 war ich anwesend bei der Zusammenkunft der Naturforscher (von mehr als 100 an der Zahl), welche zu Frankfurt am Main gehalten wurde. Empfohlen von meinem

Freunde, dem seligen Geheimenrath Dr. Sömmering wurde ich von dem Stifter derselben, dem Professor Oken, und von dem damaligen Director, Dr. Kretschmar, wohl aufgenommen, und es fand sich bei der Abfassung des Protocolls, welches vor der ersten Sitzung herging, daß ich der Aelteste von allen Anwesenden war, mithin der Senior der Gesellschaft.

Unter den vielen berühmten Männern, die ich dort kennen lernte, nenne ich hier nur den Professor Oken. Bei der Gründlichkeit und Gediegenheit seiner Kenntnisse war es äußerst interessant, ihn diese mit einer Bestimmtheit und Klarheit vortragen zu hören, wie man es selten findet.

Die Stadt Frankfurt bewies sich bei dieser Gelegenheit eben so liberal als gastfrei gegen die Gesellschaft, und die Banquiers von Bethmann und von Rothschild zeichneten sich noch besonders dabei aus.

Das Jahr 1829 war für mich eines der merkwürdigsten, da ich in demselben, am 26. März, mein 50jähriges Amts-Jubiläum erlebte, dessen vorzüglich schöne Feier von meinen Gönnern, Collegen und Freunden aus der Nähe und Ferne eingeleitet und allmählig vorbereitet war. Durch diese veranlaßt, hatte ich einige Zeit vorher an den Ministerial-Präsidenten von Grolmann nach Darmstadt geschrieben, um demselben die Anzeige meiner langen Dienstzeit zu machen und die Be-

lege mitzuschicken. Darauf erhielt ich das in der Beilage abgedruckte merkwürdige Schreiben des trefflichen Ministers zur Antwort. *)

Auswärts war die Sache ebenfalls bekannt geworden, und ich erfreute mich bei dieser Gelegenheit ehrenvoller Beweise von Gnade, Güte, Wohlwollen und Theilnahme, welche meine kühnsten Erwartungen übertrafen, und diesen Tag zum festlichsten meines Lebens machten.

Gewiß ist es hoch beglückend für einen Mann von Ehre und Pflichtgefühl, wenn ihm bei seinem Jubiläum die höchsten Staatsbehörden sowohl, als seine Gönner, Collegen und Freunde im In- und Auslande öffentlich bezeugen, daß derselbe fortdauernd seine Pflicht bestmöglichst erfüllt, und sein Leben zum Nutzen seiner Zeitgenossen mit Eifer und Erfolg angewandt hat, so daß er mit Ehren darauf zurückblicken kann. Ich danke es der gütigen Vorsehung mit gerührtem Herzen, daß sie mir bis dahin Frohsinn, Gesundheit und Geistesthätigkeit schenkte, um mich das Glück dieses Tages fühlen und dadurch die mannigfachen Stürme meines viel bewegten Lebens vergessen zu lassen. Die Schilderung der Feier dieses meines Jubiläums, welche von einer fremden Feder damals in der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung erschien, ist in den Beilagen abgedruckt. **) Ich bemerke hier nur, daß die Huld unseres vielgeliebten Großherzogs mir das Commandeur-Kreuz

*) S. Beilage XVI. den Brief des Ministers von Grolmann, vom 8. Jan. 1829.

**) S. diese Beilage Nr. XVII.

des Großherzogl. Haus- und Verdienst-Ordens verlieh. Ihre Majestät die regierende Königin von Dänemark beglückte mich durch ein eigenhändiges huldreiches Schreiben, worin Allerhöchstdieselbe mir die schmeichelhafteste Theilnahme an meinem Jubiläum auszudrücken geruhete. Der Herzog von Anhalt-Dessau hatte dieselbe Gnade für den ehemaligen Lehrer seines durchlauchtigen Vaters. Die kaiserliche Academie der Wissenschaften zu Petersburg überschickte mir ein Ehren-Diplom, in welchem sie mich zum Mitgliede der Academie ernannte. *) Die philosophische Facultät der Universität Göttingen erneuerte in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ein mir früher dort erworbenes Doctor-Diplom. Die Leipziger öconomische Gesellschaft, so wie die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und ihrer Hülfs-Wissenschaften sandten mir Diplome als Ehren-Mitglied, begleitet von höchst ehrenvollen Schreiben. Die beiden Herrn Doctoren und Pädagoglehrer Winkler in Gießen und Thudichum zu Büdingen, erfreuten mich mit gedruckten lateinischen Gedichten rc.

Dieß waren außer vielen Gratulationen in Prosa und in Versen die Trophäen dieses Tages, wohin ganz vorzüglich noch die herrliche Ehrentafel gehört, welche der gelehrte Sprachkenner, Professor Dr. Osann, mein hochgeschätzter College in Gießen, so meisterhaft abgefaßt hat. Auch die sehr ähnliche Büste des Jubilars, welche die Uni-

*) S. die Abschrift dieses Diploms Beilage XVIII.

versität durch den geschickten Künstler Dickore verfertigen ließ, erheischt meine dankbare Erwähnung.

Nach meinem Jubiläum hätte ich nun frei von allen amtlichen Leistungen seyn, und doch, nach unserer Landes-Pragmatik meine ganze Besoldung von 1800 fl. beziehen können; den dringenden Wünschen der Studiosen gemäß setzte ich meine Vorlesungen indeß noch ein Jahr fort, zumal zu der Zeit noch kein öffentlicher Lehrer auf der Universität zu Gießen dazu angestellt war, die sämmtlichen Wissenschaften, welche ich lehrte, vorzutragen.

Indessen war ich damals schon im 78sten Jahre, und meine Augen, so wie mein Gedächtniß wurden schwächer, so daß mir die Stunden langen öffentlichen Vorlesungen beschwerlich wurden. Auch mußte ich in den letzten Jahren auf dem Catheder sitzen, da ich das Stehen auf demselben nicht mehr aushielt, und die Studiosen beeiferten sich mir beim Hinauf- und Herabsteigen behülflich zu seyn; welche Sorgfalt mir oft wahrlich rührend war, so wie der wiederholt ausgedrückte Wunsch, daß ich noch länger diese öffentlichen Vorlesungen fortsetzen möge. Der Entschluß, sie aufzugeben, wurde mir daher sehr schwer; er war aber einmal öffentlich angekündigt, und wurde den 26. März 1830 ausgeführt.

Die feierliche Art, womit dieser letzte Akt meiner Haupt-Funktionen auf unserer Academie vollzogen wurde, rührt lediglich und allein von

meinen damaligen Zuhörern her, welche aus Dankbarkeit und Achtung gegen ihren alten Lehrer, mich dadurch zu ehren und zu erfreuen suchten. Die Beschreibung erschien von einer fremden Hand, aber von einem Augenzeugen, der strengsten Wahrheit gemäß aufgesetzt, in der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung vom 4. April 1830. Statt einer weiteren Schilderung stehe dieser Aufsatz in den Beilagen. *)

Die Lehrkanzel allein hatte mich 44 Jahre an Gießen gefesselt; wie ich nun dieselbe verließ, wurde der längst gehegte Wunsch wieder in mir rege, diesen Ort zu verlassen. Dieß würde auch zu der Zeit schon geschehen seyn, wenn nicht diejenigen von meinen cameralistischen Zuhörern, welche alle Vorlesungen bei mir gehört hatten, auch ihr Facultäts-Examen unter meiner Mitwirkung zu machen, sehr dringend gewünscht hätten. Ich entschloß mich also noch ein Jahr lang mich diesen zu widmen, ihnen noch einige Privatissima zu lesen, und ihrem Facultäts-Examen beizuwohnen.

Im Frühjahr 1830 starb der Großherzog Ludwig I. im 77sten Jahre seines Alters. Dieser treffliche Fürst gehörte zu den besten und edelsten Regenten seiner Zeit. Geistreich und kenntnißvoll, milde und menschenfreundlich, verband derselbe einen hellsehenden Verstand mit seltener Bescheidenheit im Urtheil. Ludwig I. war bei

*) S. diese Beilage Nr. XIX.

der größten Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe ein Feind aller Schmeichelei. Er lebt fort in den Herzen seiner ihm mit Liebe ergebenen Unterthanen, welche Letztere nun dieselbe auf Ludwig II. übertragen haben.

Im Herbst 1830 machte unser Hof eine Reise nach Gießen, und von dort durch einen Theil der Provinz Oberhessen. Außer dem Erbprinzen waren auch die Minister vom Civil und Militär in ihrer Begleitung.

In allen Städten und Dörfern waren viele Vorbereitungen zum feierlichen Empfange der höchsten Herrschaften gemacht, und mit lautem Jubel wurden sie allenthalben begrüßt.

In Gießen dauerte dieß frohe Fest drei Tage, wobei die Stadt und Universität in Beweisen von Liebe und Ehrfurcht wetteiferten, wie denn auch die hohen Gäste Liebe und Freude um sich her verbreiteten.

Alle Institute der Universität wurden von den fürstlichen Personen besucht, und Jeder nach seinem Verdienst bei dieser Gelegenheit gehörig gewürdiget.

Eine allgemeine Illumination war von der Stadt und Universität angeordnet, wobei in der That alles geleistet wurde, was man in Gießen nur immer erwarten konnte. Namentlich machte das vortrefflich gerathene griechische Feuer auf der neuen Kaserne vor der Stadt, (damals

schon der Universitäts-Bibliothek und medicinischen Instituten gewidmet,) den schönsten Effect.

Im Frühjahr 1831, wie der Letzte meiner cameralistischen Zuhörer examinirt war, kam ich bei der höchsten Staatsbehörde mit der Bitte ein, mich von dem Cameral-Examen zu entbinden, (welches mir 1802 durch ein besonderes Großherzogl. Rescript aufgetragen war. Dieß geschah nach mehreren Erinnerungen; das Großherzogl. Decret enthielt aber mehr als ich gebeten hatte, — man enthob mich nicht allein des Cameral-Examens, sondern auch der Facultäts-Prüfungen der Doctoren, so wie der Prüfungen bei dem Pädagogen. Letztere hatte ich, als ältestes Mitglied der Pädagog-Commission, 44 Jahre lang mit gehalten, und beide waren mit Emolumenten verbunden. Auch konnte ich denselben noch mit Leichtigkeit vorstehen.

Dieses Decret war übrigens in schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßt. Es heißt darin „mit „rühmlicher Anerkennung amtlicher Lei„stungen" rc.

Zugleich erschien ein anderes Ministerial-Decret, worin meine Besoldung von dem Universitäts-Fiscus auf den Staatsfonds übertragen wurde. Dieß geschah um dem Universitätsfonds 1800 fl. zu ersparen, da derselbe zu sehr belastet war, und mein Nachfolger auch besoldet werden mußte.

Mein früher so oft gehegter Wunsch Gießen zu verlassen, dem später sich die Beschwerden des Alters und die Mühseligkeit des Umzuges in so hohen Jahren entgegen stellten, kam demnach zum festen Entschluß, dem die Ausführung schnell folgte.

Ich wählte nun vors Erste den artigen Flecken Rödelheim, nahe bei Frankfurt, zu meinem künftigen Aufenthalt, als denjenigen Ort in unserem Großherzogthume, der mir der gesundeste und angenehmste schien. Hier fand ich viele gebildete und wohldenkende Personen, auch einen thätigen und menschenfreundlichen Arzt, den sehr geschickten Dr. Schmall. Beides war bei meinen mäßigen Wünschen und Bedürfnissen befriedigend. Uebrige Zerstreuungen und Erholungen verschafft die Nähe von Frankfurt reichlich.

Ich werde diesen gesunden, durch seine Umgebung so lieblichen Aufenthalt, (wo die Bewohner den Senior ihrer Landes-Universität mit vieler zuvorkommender Güte aufnahmen,) so lange beibehalten, als innere und äußere Ruhe in dieser Gegend herrscht, deren Dauer in unseren viel bewegten Zeiten freilich sehr problematisch ist.

Den gegenwärtigen Zustand der Universität zu Gießen hier zu schildern, liegt nicht in meinem Plan; doch wird nach meinem Tode als Nachtrag zu meiner Biographie eine kurze Darstellung des jetzigen Lehrer-Personals dieser Academie, nebst einer Character-Schilderung des Verfassers, von einer fremden Hand erscheinen.

Mit einem frohen Bewußtseyn blicke ich nun

auf mein bisheriges Leben zurück, welches zwar durch mancherlei Stürme sehr bewegt, aber auch nicht arm an Erfahrungen und Begebenheiten war, deren Erinnerung mir Freude gewährt; auch schmeichle ich mir, als öffentlicher Lehrer sowohl wie auch als Schriftsteller sagen zu dürfen: non omnis moriar.

Beilagen.

Beilage I. zu Seite 200.

Schreiben Sr. Exzellenz des Herrn Staatsministers und Generals von Manfredini zu Florenz, an mich.

Monsieur le Conseiller!

Voici un gros paquet, qui Vous parviendra franc de port, et où Vous trouverez, Monsieur le Conseiller, ce que les Ministres du Grand-Duc ont trouvé digne de Vous être transmis et assorti au noble engagement, que Vous avez bien voulu prendre en faveur de la Toscane. Les pièces sont intéressantes et très propres à Votre objet. Monseigneur m'a ordonné d'y insérer une Médaille, qu'il Vous prie d'accepter comme un témoignage de son éstime, de son affection et de sa reconnaissance pour l'amitié, que Vous avez pour ce beau, florissant et fortuné Pays. Vous me faisiez dans Votre Lettre des questions relatives aux changemens, introduits dans l'administration depuis la mort de l'Empereur. Le Grand-Duc pense, *qu'il faut gouverner peu*, et d'après ce sage principe il n'y a eu que deux innovations essentielles. L'une va sortir, et c'est la peine de mort. Considerez ce que l'Empereur défunt Vous a dit à ce sujet; considerez l'esprit des peuples, si prodigieusement changé; considerez la situation de la Toscane, presque à contact du fléau de la discorde, et considerez enfin qu'il ne mourra pas plus de Toscans

qu'auparavant. L'autre, c'est la suspension de la liberté illimitée du Commerce des Grains. Cette Loi de Leopold, source féconde de la prosperité de l'agriculture, n'a pas manqué de lui susciter très souvent les plus grandes inquiétudes, dont j'étois le dépositaire; mais enfin un Prince économe et actif pouvoit tout ce qu'il vouloit au sein de la Paix. Mais il est de notorieté incontestable, qu'aujourd'hui la France auroit vuidé la Toscane en peu de semaines, et que le prix enorme de cette denrée auroit porté notre Peuple au désespoir. Ainsi, soit que Vous approuviez ou improuviez cette mesure, attribuez la à la nécessité impérieuse des circonstances du moment.

Je me suis aperçu que Vous aimez Ferdinand III.; mais fiez Vous à un homme, qui n'a jamais flatté un Prince, qu'il faut l'approcher, pour juger de tout ce qu'il vaut. Père et Epoux exemplaire, le plus morigéné des Hommes, ami fidèle, affable avec noblesse et doüé d'un tact si fin et d'un bon sens si droit, qu'il n'y a personne, je m'assure, qui puisse alléguer un seul mot de travers, sorti de la bouche du Grand-Duc de Toscane. Il ne s'est jamais permis un seul propos contre ceux, qui ont voulu le maitriser ou l'endoctriner dans son Pays et dans sa maison. Sa noble ambition est de resoudre le grand problème, comment combiner avec le plus grand ordre le dégré le plus étendu de la liberté civile. Il abhorre les Impots; la loi n'a jamais pu frapper un seul homme, atteint des mauvais principes du siècle; quant aux emplois, c'est la voix et l'estime publiques, qui les donnent.

Vous ne serez plus surpris, Monsieur le Conseiller, d'apprendre, que la Toscane n'a jamais été ni plus riche, ni plus peuplée, ni plus fréquentée par toutes sortes d'Etrangers, ni plus tranquille. Voilà les réponses du Grand-Duc aux calomnies des ignorants; il n'en a jamais donné et il n'en donnera ja-

mais d'autres. C'est Lui à 25 ans, c'est Lui mon Eleve, qui attendri souvent sur l'éffet, que les impostures auroient pu produire sur mon esprit, m'en a souvent fait la confidence, me rassurant sur la certitude, que la vertu et la raison surnageroient à tout. Il est superflu que je Vous dise, que ses transactions politiques avec la France n'ont point d'exemple dans l'histoire de la Toscane. Il en a agi, comme s'il ètoit à la tête de 60,000 hommes; la France ne lui a jamais demandé que ce qui est juste, et l'a constamment consideré comme l'homme le plus loyal et le plus intêgre dans ses engagements.

Sensible de mon côté, Monsieur le Conseiller, aux sentiments dont vous m'honorez, je vous prie d'agréer l'assurance de la Consideration la plus parfaite, avec laquelle j'ai l'honneur d'être,

Monsieur le Conseiller

Votre très humble et très obéissant serviteur

MANFREDINI.

A Florence, ce 15. Août. 1795.

Beilage II. zu Seite 253.

Brief Sr. Exzellenz des L. H. Staatsministers und Geheimenraths, Reichsfreiherrn von Sazert an mich.

Wohlgeborner und Hochgelehrter, Hochgeehrtester Herr Regierungsrath!

Eur. Wohlgeboren vertrauliche Eröffnung, deren Gegenstand ich bei Ihren gelehrten ausgezeichneten Verdiensten schon lange besorglich vermuthet habe, ist tief in meine Seele eingedrungen, da niemand die Größe des Verlustes, den unsere gute Universität in casum casus leiden würde, vielleicht lebhafter fühlt, und nach

ihrem ganzen Umfange erwägt, als eben ich. Indessen ist zum Glück der Fall noch nicht gegenwärtig; und ich darf sicher hoffen, daß alles nur immer Thunliche angewendet werden wird, seinen Wirkungen entgegen zu gehen. Da die academische Curatel nicht in meinen Händen ist, so kann ich mein Weniges nur mittelbar dazu beitragen; jedoch aber werde ich es um so nachdrücklicher thun, je ungeheuchelter die wahre Hochachtung und innigste Ergebenheit stets ist, war und seyn wird, in welcher ich ohne Aenderung beharre

Euer Wohlgeboren ganz gehorsamster Diener

Gatzert.

Darmstadt, 15. April 1794.

Beilage III. zu Seite 234.

Auszug eines Briefes Sr. Exzellenz des k. P. Generalfeldmarschalls, Grafen von Kalkreuth, an mich.

Wohlgeborner Herr, insonders hochzuehrender Herr Regierungsrath und Professor!

Sehr beschämt bin ich, daß ich Ew. Wohlgeboren geehrtes Schreiben vom 29. Juli unbeantwortet lassen müssen, noch trauriger, daß ich in Gießen nicht zu der Freude Deroselben persönlicher Bekanntschaft gelangte. Geschrieben hätte ich gewiß, hätte es in meinem Vermögen gestanden, aber auch keinen Augenblick habe ich für mich gehabt, und in Gießen war ich so mit Geschäften überhäuft und so krank, daß es mir unmöglich wurde, Ew. Wohlgeb. aufzuwarten, so gewiß es mein Vorsatz war. Ein wahrer Kummer würde es mir seyn, wenn ich diese Gegenden verlassen müßte, ohne Ew. Wohlgeb. gesprochen zu haben. Ich hoffe es aber nicht. Jetzt eile ich nach Erfurt, um das Commando des an-

kommenden Corps Preußen und Sachsen, zu den königlichen Garden gehörig, zu übernehmen und herzuführen, werde bald wieder zurück seyn, und will mir das Schicksal wohl, hernach gewiß zu der Freude gelangen, Ew. Wohlgeb. kennen zu lernen.

. . . .

. . . .

In Verlegenheit bin ich, Ew. Wohlgeb. nicht längst für die mir zugeschickte anbei zurückkommende Schriften gehorsamst Dank gesagt zu haben. Mit großem Vergnügen lese ich stets, was Ew. Wohlgeb. vortreffliche Feder aufsetzt. Drei Stücke kommen zurück, weil ich sie schon vor dem Kriege besaß und gelesen hatte, das vierte Stück behalte ich mit verpflichtetstem Danke.

Der Brief an Herrn Lieutenant von Bismark ist gleich abgegeben worden, und es wird mir stets wahres Vergnügen seyn, Nachrichten von Ew. Wohlgeb. und Gelegenheit zu erhalten, die vollkommenste Hochachtung zu beweisen, mit welcher ich beständig verharre

Euer Wohlgeboren ganz gehorsamster Diener

Kalkreuth.

Haddersheim bei Höchst,
den 1. Januar 1793.

Beilage IV. zu Seite 280.

Brief Sr. Exzellenz des Grafen von Platen, — damals Gouverneur von Stralsund, und Curator der Universität zu Greifswalde, — an mich.

Wohlgeborner Herr Regierungsrath,
hochzuehrender Herr!

Ew. Wohlgeb. Erklärung vom 9. dieses ward mir vorgestern allererst über Berlin. Ich gestehe, es macht dieselbe Ihrer Denkart eben so sehr wie Ihrem Herzen Ehre; und in der Rücksicht habe ich Ihren Gründen nichts entgegen zu setzen. Auf der andern Seite aber

wünschte ich auch der mir anvertraueten Academie und dem Dienste meines Königs einen Mann zu gewinnen, der neben ausgebreiteter Gelehrsamkeit und allgemein erkannten Talenten, zugleich eine so überwiegende Anhänglichkeit an seinen Regenten und eine so unbegränzte Neigung nützlich zu seyn verräth. Ließe sich da also nicht ein Mittelweg treffen? —

Ew. Wohlgeb. bemerken in Ihrem Briefe, daß, wenn Ihnen der Antrag ein halbes Jahr später käme, Sie eine andere Entschließung dürften nehmen können. Wohlan! — verschieben wir so lange den Antritt der Stelle. Ich zweifle nicht, Ihnen bis bevorstehenden Michaelis bei meinem Monarchen Majestät Dienstfreiheit zu bewirken. Arbeiten Sie indessen für Ihren bisherigen würdigen Fürsten, erzwecken Sie seinen Staaten, was irgend möglich ist, und begeben Sie sich dann zu uns. Mir deucht, so würden alle Interessen befriedigt.

Melden Ew. Wohlgeb. mir, ich bitte darum, mit einer der ersten Posten über Hamburg bestimmt, ob dieser Vorschlag sich realisiren läßt, und ich darauf rechnen darf, Sie im Septembermonate hier zu sehen. Sollte aber auch diesmal der Erfolg meiner Erwartung gleich wenig entsprechen; dennoch wird solches die ganz vorzügliche Achtung nicht vermindern, womit ich auf immer beharre,

Euer Wohlgeboren ganz ergebenster Diener

P. v. Platen.

Stralsund, den 30. März 1799.

Beilage V. zu Seite 280.

Brief von dem ebendemselben an mich.

Wohlgeborner Herr Regierungsrath, hochzuehrender Herr!

Ew. Wohlgeb. Schreiben vom 28. vorigen Monats hatte ich das Vergnügen am 3. dieses zu erhalten. Ob zwar dasselbe meinen Wunsch immer noch zu wenig befriedigt, so war es mir doch angenehm, zu finden, daß

die k. Academie sich wenigstens mit Hoffnung schmeicheln darf. Ich berichte solches mit der heutigen Post nach Hofe, und bis Johannis bleibt also die Sache völlig ausgesetzt. Sollte Ihnen aber dann selbst zu kommen, welches ich freilich am liebsten sähe, die Lage der Dinge nicht erlauben: so bitte ich, mir aufs unverweilteste den Mann zu nennen, welchen Ew. Wohlgeb. für würdig erachten, Ihnen zu folgen. Ich bin überzeugt, er wird zu dem Platze ganz geeignet seyn.

Der gleich glückliche als ehrenvolle Fortgang Ihrer Unterhandlungen freut mich ungemein. Noch nie bezweifelte ich, daß wahre Gelehrte auch im diplomatischen Fache zu gebrauchen seyen. Ew. Wohlgeb. haben solches durch Ihr Beispiel aufs neue evident erwiesen, und gerade in der Rücksicht mit ist es mir angelegen, Sie hieher zu ziehen. Für jetzt sind zwar dergleichen Stellen, wie Sie beabsichtigen, bei uns nicht vacant; man kann aber nicht wissen, was erfolgt, und auf alle Fälle habe ich Ew. Wohlgeb. dem Könige bereits als die Person angemeldet, welche neben ihrer litterarischen Sphäre auch in Staatsangelegenheiten dürfte nützlich werden können.

Mit besonderer Achtung beharre ich,

Euer Wohlgeboren ganz ergebenster Diener

P. v. Platen.

Stralsund, den 8. März 1799.

Beilage VI. zu Seite 302.

Brief Sr. Exzellenz des kaiserlichen Concommissärs und Ritter vom St. Theresienorden, Reichsfreiherrn von Hügel, in Regensburg, an mich, nebst einer Beilage an meine Schwester.

Wohlgeborner Herr Regierungsrath!

Mit größtem Vergnügen habe ich, würdiger Herr Professor; die zwei Aufträge besorgt, mit welchen Sie mich für den französischen, hier kriegsgefangenen Hauptmann Larroque beehrt haben. Ich habe Ihm selbst die

an ein Wechselhaus zu Augsburg angewiesenen sechs Louisdor ausbezahlt und persönlich überbracht, Ihr zweites Schreiben aber mit einem Einschluß von zwei Louisdor, gleich nach Empfang zugesendet.

Zweifeln Sie nicht, würdiger Herr Professor, an dem Vergnügen, welches mir jeder künftige Anlaß gewähren wird, Ihnen und den Ihrigen meine aufrichtigste Bereitwilligkeit zu jedem Dienste, und jene große Hochachtung zu bethätigen, welche ich Ihnen seit langen Jahren widme, und mit der ich nie aufhöre zu seyn rc.

Euer Wohlgeboren ganz ergebenster Diener

Regensburg, d. 31. Mai 1799. Hügel.

Anlage für Fräulein Amalie.

Ihre Zuschrift vom 1. dieses, schätzbare Fräulein Amalie, ist mir erst diesen Morgen zugekommen. Der Postwagen ist ein langsamer Bote für Liebende. In der nämlichen Viertelstunde des Empfanges habe ich aber den Einschluß nach seiner Ueberschrift besorgt. Die Schwester des würdigen vortrefflichen Herrn Professor Crome muß ein würdiges, gleich vortreffliches Mädchen seyn. Zweifeln Sie also an dem Vergnügen nicht, womit ich jeden Ihrer Aufträge besorgen, womit ich dem Manne, dem sie eine so warme Theilnahme bezeigen, jeden Dienst leisten werde, den er von mir zu fordern im Falle seyn wird. Ich habe Ihm mit Freuden mündlich und schriftlich dieses Erbieten gemacht.

Mit dem sehnlichen Wunsch, daß der Gegenstand Ihrer zärtlichen Besorgniß, der Liebe und der Theilnahme eines edlen teutschen Mädchens würdig seyn und bleiben möge, vereinige ich jene für Ihre Gesundheit und Zufriedenheit, und begleite sie mit der Versicherung der aufrichtigsten Theilnahme und ausgezeichneten Hochschätzung, mit der ich stets verharre

Der Ihrige gehorsamster Diener

Regensburg, d. 31. Mai 1799. Hügel.

Beilage VII. zu Seite 305.

Mein Abberufungsdecret aus dem französischen Hauptquartier.

Von Gottes Gnaden, Ludewig X., Landgraf zu Hessen, Fürst zu Herßfeld, Graf zu Katzenelnbogen, Diez, Ziegenhain, Nidda, Hanau, Schaumburg, Isenburg und Büdingen ꝛc.

Hochgelahrter, lieber Getreuer, Wir haben ersehen, was ihr in Betreff eurer Verrichtungen in dem Hauptquartier der französischen Observations-Armee zu Mainz und Mannheim unterm 7. dieses Monats an Uns unterthänigst berichtet habt.

Da nun durch den Rückmarsch Unserer Subsidien-Brigade von der k. k. Armee die euch aufgetragene und von euch gepflogene Unterhandlungen in gedachtem französischem Hauptquartier, in so weit es dort geschehen konnte, als beendigt anzusehen sind; so genehmigen Wir euere, von euch selbst verlangte Abberufung aus dem französischen Hauptquartier hierdurch gnädigst. Zugleich bezeigen Wir euch Unsere vollkommene Zufriedenheit über euere bisherige Ausrichtungen und behalten Uns vor, euch, wie ihr es wünscht, bei den weiteren Unterhandlungen mit der französischen Republik ferner zu gebrauchen, sobald sich schickliche Gelegenheit hierzu finden wird. Wir sind euch übrigens in Gnaden wohlgewogen.

Darmstadt, den 11. April 1799.

Ad speciale mandatum Serenissimi.

Fürstlich Hessische Präsident- Canzlar- und Geheime-Räthe daselbst:

a. p. Hesse. Fr. v. Lehmann. v. Barkhauß.

Beilage VIII. zu Seite 514.

Brief des Herrn geh. Cabinet-Secretärs Schleiermacher an mich.

Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrtester Herr Regierungsrath!

Ew. Wohlgeb. geneigte Zuschrift habe ich zu erhalten die Ehre gehabt, und den Inhalt derselben unserem Durchlauchtigsten Herrn unterthänigst vorgelegt. Ihro Durchlaucht haben Sich darauf ganz so gnädig geäußert, wie es Ew. Wohlgeb. Selbst wünschen können, und mir zugleich zu erkennen gegeben, daß Höchstdieselben einen Mann von Ihren bekannten Verdiensten sehr ungern verlieren würden, und daß es Höchstdenenselben sehr angenehm seyn würde, wenn Sie Ew. Wohlgeb. Beweise der höchsten Gnade und Zufriedenheit ertheilen könnten. Was Ew. Wohlgeb. Wünsche betrifft, so haben mir Serenissimus aufgetragen, Sie zu ersuchen, dieselben auf drei verschiedene Bogen Papier mit wenigen Worten zu setzen und mir gefälligst zu überschicken, damit Höchstdieselben diese Gegenstände in nähere Erwägung ziehen können. Ich hoffe, daß Serenissimus die beiden Gesuche, welche das Ephorat und die Bücherrechnung betreffen, unmittelbar gnädigst genehmigen werden; in Ansehung des Candidaten-Examens werden aber Höchstdieselben wahrscheinlich den bereits verlangten Bericht erwarten. Da aber diese Einrichtung in jeder Rücksicht vortheilhaft ist, so glaube ich gewiß, daß sie künftig genehmigt werden wird. — Bei diesen gnädigen Aeusserungen unsers Durchlauchtigsten Herrn, und bei Ew. Wohlgeb. bekannten Gesinnungen, bin ich zum voraus versichert, daß Sie den erhaltenen Ruf ablehnen werden, und ich freue mich herzlich, daß wir einen Mann von Ihren ausgebreiteten Kenntnissen noch ferner unser nennen können.

Für Ew. Wohlgeb. Gewogenheit gegen meinen Sohn danke ich verbindlichst, und ich empfehle denselben Ihrer Güte und Freundschaft.

Mit vollkommenster Hochachtung und Ergebenheit

Euer Wohlgeboren ganz ergebenster Diener

Schleiermacher.

Darmstadt; den 7. Mai 1802.

in Eile.

Beilage IX. zu Seite 519.

Brief des k. spanischen Gesandten zu Paris, Ritters d'Azzara, an mich.

Je m'empresse de répondre à la lettre dont Vous m'avez honoré en date du 13. Avril, pour Vous remercier de Vos expressions obligeantes, et satisfaire de mon mieux à la demande que Vous me faites sur la Compagnie des Filippines.

Il faut premettre, Monsieur, qu'en Espagne il n'y a rien qui ne relève de la Couronne, et que quand on y fait quelque nouvel établissement de commerce, de Diplomatie, et de quelque autre espèce, et qu'on dit de le mettre dans l'indépendance du Roi, on sousentend toujours, que cela doit durer seulement pendant la Volonté de Sa Majesté, ou pour dire mieux, de ses Ministres. La Banque de St. Charles et la Compagnie des Filippines en sont un exemple. Dans l'un et dans l'autre le Roi est le premier et le plus fort des actionaires, et cela seul lui donneroit une infinie préponderance dans les déliberations; mais comme outre cela les directeurs de ces etablissements sont nommés par les Ministres ou dependent entiérement d'eux, il en resulte, que ceux-ci disposent à leur gré des opérations et même des Capitaux, comme on l'a vû pratiquer malheureusement dans la guerre, qui vient de finir.

Dans la fondation de la *Compagnie des Filippines* on n'a pas même songé à lui attribuer la moindre indépendance, ni proprieté domaniale dans les Iles, pas même la plus petite influence dans leur administration, et on n'a eu en vue, que d'enrichir par le commerce le plus ruineux de la Nation les Associés d'une Compagnie privilegiée.

Vous voyez, Monsieur, par ce court exposé, que notre Compagnie des Filippines ne ressemble en rien aux Compagnies Angloises et Hollandoises, qui sont Maitresses dans l'Inde, où elles font la guerre et la paix en souveraines; et si on peut comparer quelque chose à la notre, ce seroit la Compagnie françoise des Indes, dix fois retablie et autant de fois ruinée par le vice de son institution.

Voilà, Monsieur, tout ce que je peux Vous dire sur la nonindépendance de la Compagnie des Filippines, sans entrer dans l'absurdité de son établissement.

Agréez les sentimens d'estime, avec lesquels j'ai l'honneur d'être,

Monsieur,

Votre très humble et très obéissant serviteur

Le Chevalier d'Azzara.

Paris, 3. Mai 1802.

Beilage X. zu Seite 329.

Brief von dem damaligen großherzoglich hessischen Residenten (jetzigen churfürstl. hessischen Gesandten) zu London, v. Langsdorf, an mich.

Hochwohlgeborner,
insonders hochzuehrender Herr geheimer Regierungsrath!

Ihre Freundschaft gegen mein väterliches Haus und Ihre besonders wohlwollenden Gesinnungen gegen

mich wußte ich zwar von jeher zu schätzen, denn davon hatte ich Beweise in- und außerhalb Gießen; aber noch nie empfand ich das Gewicht Ihrer Empfehlungen in einem solchen Grade, als in Hannover bei einem Manne, der Ihre vielfachen Verdienste um unseren Staat kennt und solche zu würdigen weiß. — Es wäre zwar unsere Schuldigkeit gewesen, Ihnen schon von Hannover aus die Rückreise des Hrn. Reichsmarschalls Bernadotte anzuzeigen, da Er indessen solche selbst nicht bestimmen konnte, so verschob ich die Abstattung meines Berichts auf meine Ankunft in Hamburg.

Die Aufnahme, die wir beim Herrn Marschall erhielten, nachdem wir den Brief vorausgeschickt hatten, war über alle Maßen freundschaftlich und gütig. Er lud uns sogleich zur Tafel auf den nächsten Tag ein, welche um 6 Uhr ihren Anfang nahm, und auch hier erwies er uns auszeichnende Ehre, indem er uns vor allen Stabsoffizieren und anderen Gästen die ersten Plätze anwies. Während dem Essen sprach er viel von Ihnen und von Gießen, und sagte unter andern: „Monsieur Crome a rendu au prince de Darmstadt des Services, qu'il n'a pas sçu recompenser." Dieß sagte er an öffentlicher Tafel, und ich war Zeuge von der Achtung, mit der er von Ihnen redete. — Er bat uns (mich und meinen Bruder), ihn auf unserer Rückreise ja wieder zu besuchen, und auf unsere Anfrage: ob Er bald zurückreise? — gab er uns eine unbestimmte Antwort und sagte, auf jeden Fall würde er alsdann einige Tage in Gießen bleiben und trug uns viele Empfehlungen an Sie auf. — Bei der Tafel wurde von königlichen Bedienten servirt.

Der alte Herr v. Chappeaurouge ist kürzlich, auf seiner Rückreise aus der Schweiz hierher, in Nordheim vom Schlage getroffen worden und auf der Stelle todt geblieben.

Von London aus hoffe ich meinen nächsten Brief zu datiren, wohin ich zu Ende dieses Monats abgehe,

bis dahin wünsche ich Ihnen wohl zu leben, und bitte Sie, von der Ergebenheit überzeugt zu seyn, mit der ich bin ꝛc.

Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener
Philipp Langsdorf.

Hamburg, den 6. März 1805.

Beilage XI. zu Seite 350.

Brief Sr. Majestät des Königs von Baiern an mich.

Mein lieber Herr Geheimer Regierungsrath Crome!

Die kleine Schrift, die Sie Mir mit Ihrem Schreiben vom 10. dieses übermachten, und worin Sie Ihre patriotische Gesinnungen auf eine so schöne und offene Art darlegen, habe Ich mit Vergnügen aufgenommen. Indem Ich Ihnen hiefür danke, bitte Ich Gott, daß er Sie, Mein lieber Herr Geheimer Regierungsrath Crome, in seinen heiligen Schutz nehme.

München am 16. September 1813.

Max Joseph.

Beilage XII. zu Seite 351.

Brief von dem Großvicar, Freiherrn v. Wessenberg, zu Constanz, an mich.

Hochverehrtester Herr Geheimer Rath!

Ihre lieben Zeilen vom 14. dieses haben mich als Auszug ihres Herzens innig erfreut; sie erneuerten das Vergnügen, welches Ihre persönliche Bekanntschaft mir verschaffte, wofür ich unserem gemeinsamen Freunde Fueßli sehr verbunden bin. Rechnen Sie, als edler teutscher Mann und achtungswürdiger Gelehrter stets

auf meine Freundschaft! Von manchem mißverstanden und verkannt zu werden, ist das Loos aller derjenigen, die nicht sich suchen, sondern das gemeine Beste. Sie haben Ihren Vaterlandssinn längst und vielfältig erprobt. Auch die Ansicht Ihrer letzten Schrift war edel, indem sie auf Mäßigung des blinden Eifers und auf Entfernung der Anarchie abzweckte. Deutschland ist nun wieder sich selbst gegeben. Um seinen Wohlstand dauerhaft zu begründen, muß jeder nach dem Maß seiner Kräfte in seinem Wirkungskreise das Seinige redlich beitragen. Beförderung der Wissenschaften ist niemals nöthiger gewesen als jetzt am Ziele zwanzigjähriger Kriege. Die Menschheit bedarf der Erhöhung, der Veredelung. Gerade die Wissenschaften, deren Geweihter Sie sind, verdienen jetzt die vorzügliche Sorgfalt der Regierungen. . . . .

. . . .

Kann ich, wie immer, Ihnen dienen, verehrter Freund: geben Sie mir einen Wink! meinen guten Willen werde ich wenigstens stets bewähren. Genehmigen Sie die Versicherung der aufrichtigen Hochachtung, womit ich bin von ganzem Herzen

Ihr ergebenster Diener und Freund

v. Wessenberg, Großvicar.

Constanz, am 22. April 1814.

Beilage XIII. zu Seite 393.

Brief von Pestalozzi an meine Frau.

Madame!

Wir freuen uns herzlich, die Bekanntschaft Ihres lieben und edeln Crome gemacht zu haben. Er hat uns viel Freude gemacht, und ist uns nützlich gewesen — vergelten Sie ihm das — wir konnten wahrlich nicht — er mußte bei uns bei schmaler Kost fasten — doch er fastete lachend. Er, sagt er, wolle über uns schreiben —

es freut uns, daß er das thun will — aber er ist etwas feurig — wenn er uns zu sehr lobt — oder zu sehr tadelt — so streichen Sie ihm das durch — wir sind vollends Leute aus dem Mittelstand — und wollen nicht zu hoch fliegen und nicht zu tief erniedrigt seyn. Er hat uns gesagt — was Sie ihm durchstreichen, das lasse er immer durchgestrichen bleiben. Sie bitten, daß Sie noch etwas zu dem, was er sagen wird, hinzusetzen, darf ich nicht; wären Sie mit ihm bei uns gewesen, ich würde es gewiß thun.

Verzeihen Sie die Freiheit dieser Zeilen einem Greise, der aber Ihren lieben Mann ehrt und schätzt, und mit Hochachtung die Ehre hat, sich zu nennen

hochgeehrteste Frau

Dero gehorsamster Diener

Pestalozzi.

Yverdun, den 8. März 1814.

Beilage XIV. zu Seite 393.

Brief von Pestalozzi an mich.

Lieber theurer Freund!

Liederlichkeit ist die einzige Ursache, warum Sie keinen Brief von mir in Zürich fanden, aber tausendmal danke ich Ihnen für den Ihrigen und für jede Zeile desselben. Ich hoffe, Sie wissen, daß mir die Wahrheit in jedem Fall lieb ist, und daß ich die Ihrige Ihnen um so mehr danke, da Sie mir die Wahrheit nicht nur *sagen*, sondern das Ihre mit so vielem Eifer dazu beitragen, daß ich noch vor meinem Sterben in der Wahrheit leben könne, deren Segen mir noch nie zu Theil geworden. Ich danke Ihnen tausendmal für Ihre Bemühungen für mein Glück und für den Fortgang meiner Versuche. Das Wichtigste ist, daß ich Zöglinge bekomme, mit der Hausordnung werde ich Hülfe finden, und alles thun, sie auf einen soliden und anständigen Fuß zu setzen. Es freut mich sehr, daß Sie die Eltern von mei-

nen Zöglingen in Zürich gesehen, und daß sie mit den Vorschritten ihrer Kinder zufrieden sind. Niederer wird alles thun, was Sie wünschen, es muß uns ja selbst alles daran liegen, Sie in Stand zu setzen, mit Wahrheit und umfassend über unser Thun urtheilen zu können. Alle, Alle, die Sie grüßen, freuen sich Ihres Andenkens, und wenn es ihnen möglich ist, diesen Herbst mit ihrer Gattin zu uns zu kommen, so werden Sie uns allen eine herzliche Freude machen. Leben Sie wohl und genehmigen Sie die Versicherung des Danks und der Hochachtung

Ihres Sie liebenden Freundes

Pestalozzi.

Yverdun, den 22. März 1814.

Beilage XV. zu Seite 418.

Auszug eines Briefes des Großvicars, Freiherrn v. Wessenberg, an mich.

Verehrter Freund!

Ihre Schrift erhielt ich erst mit ihrem werthesten Schreiben vom 14. Oct. durch Hrn. von Hügel. Mit der größten Begierde verschlang ich sie und las sie stellenweise meinem Bruder vor, der mit mir das viele Vortreffliche ihres Inhalts mit der freudigen Hoffnung bemerkte, daß diese ausgestreuten Saamenkörner nicht unfruchtbar bleiben werden. Große Interessen der Menschheit haben Sie den Machthabern mit warmem Pinsel dargestellt. Besonders gelungen scheinen mir die Artikel, die näher oder entfernter mit der Cultur in Berührung stehen. Für Deutschland sprechen Sie als Patriot. Hoffentlich wird die Schrift zur Kenntniß Sr. Majestät des Kaisers gelangen. . . . . .

. . . .

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster Diener und Freund

v. Wessenberg.

Wien, den 10. November 1814.

Beilage XVI. zu Seite 443.

Brief Sr. Excellenz, des G. H. H. Ministerial-Präsidenten, Frhrn. v. Grolmann, an mich.

Hochwohlgeborner Herr,
insonders hochzuehrender Herr Geheimer Rath!

Ew. Hochwohlgeboren sage ich den verbindlichsten Dank für alles das Schöne und Schmeichelhafte, was Sie mir in der geehrten Zuschrift vom 1. dieses Monats zu sagen die Güte gehabt haben. Empfangen Sie meinen herzlichen Glückwunsch zu dem angetretenen neuen Jahre, das für Sie und Ihre werthe Frau Gemahlin ein Jahr des Glücks und des Segens seyn muß, wenn meine Wünsche, wie ich hoffe, in Erfüllung gehen.

Von dem größten Interesse war mir die zugleich mitgetheilte Nachricht von Ew. Hochwohlgeb. 50jährigem Dienst-Jubiläum, welches am 26. März dieses Jahres eintreten wird. Mit wahrem Vergnügen werde ich diese Nachricht seiner Zeit meinem allergnädigsten Herrn mittheilen, der sich gewiß über diese so hoch interessante Gelegenheit, um seine gnädigen Gesinnungen gegen Ew. Hochwohlgeb. aussprechen zu können, innigst erfreuen wird.

Wenn es auch nicht Sitte ist, von höchsten Orten aus vorzuschreiben, wie die Mitglieder der Universität den Ehrentag ihres würdigen Seniors begehen sollen, so ist doch mit Sicherheit zu erwarten, daß dieselben sich selbst, durch die dem Jubelgreis zu bereitende Feier, zu ehren wissen werden, und es ist daher vollkommen richtig gedacht, wenn Ew. Hochwohlgeb. sich ganz passiv verhalten, und geschehen lassen wollen, was ohne Zweifel geschehen wird.

Indem ich zum Voraus hier meine herzlichen und aufrichtigen Glückwünsche zu dem Ehrentage, welcher den 26. März gefeiert werden wird, niederlege, bitte ich Ew. Hochwohlgeb., zu glauben, daß Sie von Wenigen mehr aus dem Herzen kommende Wünsche empfan-

gen werden, als von demjenigen, der in Ihnen den Lehrer, den vieljährigen Collegen und den Freund zu verehren gewohnt ist. Der Himmel erhalte Sie noch recht lange Ihrer Gattin, Ihren Freunden, der Ludoviciana und den Wissenschaften! Daß dieses geschehe, darauf rechne ich mit Zuversicht, weil das Schicksal denjenigen als seinen Günstling auszeichnet, den es einen so seltenen Tag nicht nur erleben, sondern in so ungeschwächter Geistes- und Körperkraft erleben läßt, daß ihn diejenigen beneiden möchten, welche noch kaum die Hälfte der Lustern zählen, wie er.

Nur unser von der Vorsehung so ganz nach Verdienst ausgezeichneter hochverehrter Großherzog steht in Hinsicht dieser Begünstigung Ew. Hochwohlgeb. gleich, und eben darum wird ihn doppelt die interessante Nachricht erfreuen, die ich ihm mitzutheilen habe.

Mit der bekannten alten Verehrung und herzlichen Ergebenheit

Euer Hochwohlgeboren ganz gehorsamster Diener

v. Grolmann.

Darmstadt, den 8. Januar 1829.

Beilage XVII. zu Seite 443.

Auszug aus der Frankfurter Oberpostamtszeitung vom 5. April 1829.

Gießen, vom 31. März.

Am 26. d. M. feierte unser Crome, den wir zu den Zierden unserer Universität zu zählen von jeher gewohnt waren, sein 50jähriges Lehrer-Jubiläum. Am Morgen des 26. weckte mit Tagesanbruch ein Musikkorps, das sich unter den Fenstern des Schlafzimmers aufgestellt hatte, den würdigen Jubelgreis durch die feierlich-sanften Töne einer Morgenhymne. Später empfing der Jubilar in einem Zimmer, wo 54 Bände seiner Werke aufgestellt waren und dessen Wände die vorzüg-

lichsten von ihm herausgegebenen Karten schmückten, 1) eine Deputation seiner Zuhörer, die die Ehre haben wollten, ihn zuerst zu begrüßen; 2) die Lehrer des Pädagogs oder academ. Gymnasiums, welche eine feierliche Anrede an ihn hielten und durch den zweiten Lehrer, Hrn. Dr. Winckler, eine lateinische Ode überreichten; 3) eine Deputation des Stadtmagistrats, den Bürgermeister an der Spitze; 4) eine Deputation der philosophischen Facultät; und 5) die Dekane der verschiedenen Facultäten im Namen der ganzen Universität; endlich erschien Se. Magnifizenz der Canzler der Universität, Freiherr von Arens, um, in Auftrag Sr. k. Hoh. des Großherzogs, ihm die besten Wünsche und die anerkennende Versicherung Seiner Allerhöchsten Zufriedenheit mit den treuen Diensten des Jubilars und als Zeichen Allerhöchster Theilnahme an diesem Feste ihm das Commandeurkreuz des Verdienstordens zu überbringen; um weiter in Auftrag der philosoph. Facultät zu Göttingen dem Jubilar ein erneuertes Doctor-Diplom zu übergeben, welches sich auf diese Jubelfeier in den schmeichelhaftesten Ausdrücken bezog, und um in eigenem Namen ihm die innigste Theilnahme bei diesem seltenen Feste zu bezeugen. Die herzlichsten Glückwünsche, in gebundener und ungebundener Rede, füllten die Tische, und dazwischen prangte ein weißes Kissen, von zarter Hand gestickt, auf dem eine liebenswürdige junge Dame dem Jubilar einen Lorbeerkranz überreicht hatte.

— Um 1 Uhr ward der Jubilar durch Hrn. Professor von Lindelof, als Abgesandter der Universität, feierlich zu einem glänzenden Feste abgeholt, welches im neuen Saale des Buschischen Gartens vorbereitet war. Am Ende des Saales, dem Eingang gegenüber, erhob sich ein Altar mit einer auf Atlas gedruckten Ehrentafel (vom Professor der Beredsamkeit, Hrn. Dr. Osann, abgefaßt) und über derselben die mit Lorbeeren bekränzte Büste des Jubilars, welche die Universität hatte modelliren lassen; das Ganze von den herrlichsten Stauden

und Gewächsen aus dem botanischen Garten umgeben. Beim Eintritt in den Saal empfingen die beiden Magnifizenzen, der Kanzler und der Rektor der Universität, den Jubelgreis und führten ihn, während zu dreien Malen die rauschende Musik einfiel, an den Ehrenplatz der mit 80 Gedecken belegten Tafel. Gegen den Schluß der Tafel brachte Se. Magn. der Kanzler die Gesundheit des Jubilars mit einer, die vielen Verdienste desselben hervorhebenden Anrede aus. Bald darauf erhob sich der silbergelockte Greis und dankte in einer ergreifenden Rede für das so unendlich Ehrenvolle und Schmeichelhafte, womit Fürst, Universität und Stadt, ja selbst das Ausland ihn überhäufte. Nichts blieb von ihm unberührt. Mit seiner sonoren, kräftigen Stimme erbat er zuletzt des Himmels Segen für seinen Fürsten und dessen Haus, für die ihm so theure Ludoviciana, die Magnifizenzen an der Spitze, für Stadt und Land. Allgemein war die Rührung und der Beifall, und die ganze Gesellschaft überließ sich der heitersten Freude. — Abends brachten ihm die Studenten ein feierliches Vivat. — Unter den vielen Beweisen von Achtung, Freundschaft und Liebe, welche dieses seltene Fest bezeichnen und dem Gefeierten die lohnende Ueberzeugung gewähren müssen, wie die Mitwelt seine seit einem halben Jahrhundert um Wissenschaft und Bildung erworbenen Verdienste würdigt, und dem wackern Manne auch überall ihm zugewandte Herzen schlagen, verdient noch besondere Erwähnung ein eigenhändiges Gratulationsschreiben Sr. Herzogl. Durchlaucht des Herzogs von Anhalt-Dessau, in dessen Lande der Jubilar seine gelehrte Laufbahn eröffnet hat, so wie er auch Instruktor des Vaters des jetzt regierenden Hrn. Herzogs gewesen war. Ferner ein Diplom der kaiserlich-russischen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, wodurch der berühmte Schriftsteller auf die schmeichelhafteste Art zum Ehrenmitgliede ernannt wird. Unter den von auswärts eingekommenen Gedichten ward das des

Hrn. Dr. Tudichum, am Pädagog zu Büdingen, der klassischen Latinität wegen, besonders bewundert. —

Lange hat Gießen kein so merkwürdiges und dabei so rührendes Fest begangen, wie das unsers Jubelgreises, den der Himmel uns noch lange in ungetrübter Kraft und Thätigkeit erhalten wolle.

Beilage XVIII. zu Seite 444.

Auspiciis
Imperatoris Augustissimi
NICOLAI I.
Autocratoris omnium Rossiarum potentissimi
Domini sui et Protectoris clementissimi
Praeside
SERGIO DE OUVAROFF
Senatore
Imperialis Academia Scientiarum Petropolitana
Virum Excellentissimum, Illustrissimum
Augustum Fridericum Guilielmum Crome
Magno Hassorum Duci a consiliis intimis,
Professorum Giessensium Seniorem Gravissimum, Equitem Danebrogicum, Virum de Geographia, Statistica et Oeconomia politica per L. annos longe meritissimum, cum frustra olim ad Societatem evocasset
Socium nunc honoris causa salutandum
unanimi Consensu elegit
Die XI. Februarii MDCCCXXIX.
electumque
Literis his Publicis
renuntiavit et declaravit.

Praesidis munere fungens: HENRICUS STORCH.
P. H. FUSS.
Academiae perpetuo a secritis.

Beilage XIX. zu Seite 446.

Auszug aus der Frankfurter Oberpostamtszeitung vom 4. April 1830.

Darmstadt, vom 31. März.

Am 26. März, — als an dem Jahrestage des 50jährigen Dienst-Jubiläums, welches der Herr Geheime Rath und Professor Dr. Crome voriges Jahr feierte, — beendigte derselbe seine öffentlichen Vorlesungen auf eine feierliche Art. Seine Zuhörer hatten ihn ersucht, diese letzte Vorlesung in dem großen öffentlichen Hörsaale zu halten. Zwei Studiosen holten ihn dazu ab, und führten ihn auf den mit Blumen, Kränzen und Guirlanden geschmückten Catheder, wo unter einem Lorbeer- und Cypressenkranze ein sinniges, zart gehaltenes Gedicht lag, *) dem abgehenden geliebten Lehrer von seinen dankbaren, um seinen Verlust traurenden Schülern gewidmet. Eine tiefe wehmuthsvolle Stille herrschte in dem gedrängt gefüllten Saale, und der ehrwürdige Greis hielt seine letzte öffentliche Vorlesung mit großer Klarheit und Festigkeit, indem er am Schluß der Politik, welche er dieß Semester vorgetragen hatte, die Schicksale der Cameralistik als Wissenschaft, während seiner 43jährigen Professor-Laufbahn, kurz entwickelte und den gegenwärtigen Standpunkt derselben genau bezeichnete. Sodann wandte er sich an das Herz seiner Zuhörer, dankte ihnen mit Rührung für ihren fortdauernden Beifall, Liebe und Vertrauen, und bat sie, seinen letzten Zuruf: Nützliche Männer für Fürst und Vaterland zu werden, — zugleich mit einem liebevollen Andenken an Ihn, — immer im Gedächtniß zu bewahren.

Darauf hielt Einer von seinen älteren cameralistischen Zuhörern, in dem Namen Aller, eine kurze Anrede an den scheidenden Lehrer, welche die dankbaren Gefühle derselben, bescheiden aber herzlich und rührend ausdrückte,

*) S. dieß Gedicht Beilage XX.

und von dem gefeierten Greise mit ergreifenden Worten väterlicher Liebe erwiedert wurde.

Durch ein langes von Studiosen gebildetes Spalier ward der Greis wieder zurückgeführt und paarweise folgten ihm alle Zuhörer im wehmüthig-stillen Zuge nach seiner Wohnung, vor welcher ein einstimmiges Vivat die Feierlichkeit beschloß. Am Abend spät brachten die Studiosen ihrem so sehr geliebten Lehrer noch eine Nachtmusik mit einem Lebehoch! Uebrigens hat der noch sehr thätige Greis alle andere Functionen seines Amtes beibehalten, nur das öffentliche Reden hat er aufgegeben, weil Gedächtniß und Gesicht ihm in seinem 77sten Jahre nicht mehr völlig zu Gebot standen, und er von jeher den festen Entschluß geäußert hatte, sich nicht selbst auf dem Catheder überleben zu wollen, wo er nun beinahe ein halbes Jahrhundert mit Ruhm und Beifall seinen Platz ausgefüllt hat.

Beilage XX.

Abschrift des in dem Zeitungsauszuge erwähnten Gedichtes, welches auf dem Catheder unter einem Kranze von Lorbeern und Cypressen lag.

Mich wand die Wehmuth an dem Dankaltare,
Der Liebe Thränen fielen auf den Kranz. —
Sein Ruhm durchflog schon viele, viele Jahre
Germanien, Welschland und Europa ganz,
D'rum schmück' ich nicht des Vielgeliebten Haare
Sie prangen schöner in dem eig'nen Glanz:
Sein Silberhaupt ist dreifach hehr und heilig!
Als Denker, Greis und warmer Menschenfreund,
Verläßt Er spät uns, dennoch viel zu eilig,
Uns, die nur Seine Weisheit hier vereint:
Wir staunten Seinem Ruhm' und Seiner Güte,
Und freu'n uns noch am Schluß der Geistesblüthe,
Mit Thränen freuen wir uns Seiner Zeit:
Er stieg voran, wir geben das Geleit',
Den steilen Pfad zu der Unsterblichkeit!

Zauritz.

Inhalts-Anzeige.

Erster Abschnitt.

Jugendgeschichte bis zur Universität. Hofmeisterleben in Berlin ꝛc. und achtjähriger Aufenthalt in Dessau, von 1753—1787. S. 11—23.

Vaterland. — Eltern. — Geschwister. — Unterricht. — Erziehung. — Häusliches Leben. — Abgang auf die Universität nach Halle 1772.

Universitätsleben in Halle von 1772 — 1774. S. 24 — 49.

Reise dahin. — Oeffentliche Lehrer in Halle. — Große Theurung während des Hungerjahres 1772. — Unterrichts-Ertheilung an der großen lateinischen Schule des Waisenhauses 1773. — Mein theologisches Studium. — Stipendium von der theologischen Facultät. — Reise nach Berlin zu meinem Oheim, dem O. K. R. Büsching. — Abzug von Halle 1774.

Hofmeisterleben von 1774 — 1779. S. 40 — 75.

Zuerst bei dem Obrist von Holzendorf. — Schilderung desselben und seiner Familie. — Der O. K. R. Büsching und dessen Familie. — Mein theologisches Examen bei dem Oberconsistorium zu Berlin. — Probe-Predigt. — Bekanntschaft mit berühmten Gelehrten.

Zweite Hofmeister-Stelle bei dem Baron von Bismark zu Schönhausen in der Altmark. — Dessen Familie. — Justizpräsident von Rohr in Stendal. — Dichter Blum in Rathenau.

Dichter und schöne Geister von 1775—87, vorzüglich in der Preuß. Monarchie. — Uebung im Predigen. — Vocationen zu

Predigerstellen. — Meine erste Liebe. — Aussicht auf eine Feldpredigerstelle, die durch den Tod des Regimentschefs vereitelt wurde. — Reise nach Berlin 1778. — Letzte Predigt daselbst in der Petri-Kirche. — Rückreise nach Schönhausen über Potsdam. — Lustschlösser und Waisenhaus daselbst. — Beispiel von Friederich II. strenger Gerechtigkeitsliebe. — Berufung an das Philanthropin zu Dessau.

Achtjähriger Aufenthalt in Dessau.
S. 76—143.

Antritt in Dessau im Frühjahr 1779. — Schilderung der Stadt und des Fürstl. Hofes. — Das Philanthropin. — Basedow. — Zöglinge aus ganz Europa. — Meine Beschäftigung als Lehrer und Erzieher. — Erholungsreise zu dem Baron von Bismark 1781. — Ankündigung meiner Productenkarte von Europa. — 3000 Subscribenten dazu. — Trennung von dem Institut 1781. — Erscheinung des angekündigten Werks, nebst mehreren andern. — Ehrendiplom von der kaiserlich-russischen freien öconomischen Gesellschaft zu Petersburg 1783. — Ruf an die Kaiserl. Academie der Wissenschaften zu Petersburg, veranlaßt durch Graf von Anhalt 1784. — Antrag eines Rufs als Professor nach Leipzig. — Diplom als Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Erfurt. — Diplom der philosoph. Doctor-Würde von der Universität zu Göttingen 1785. — Reise nach dem Brocken. — Reise nach Barby. — Anstellung bei dem Erbprinzen Friederich von Anhalt-Dessau 1784 als Instructor. — Ruf nach Gießen im Herbst 1786.

Zweiter Abschnitt.

Abreise von Dessau nach Gießen. Aufenthalt daselbst von 1787 bis zur französischen Invasion 1796.
S. 144—245.

Reise von Dessau nach Gießen, über Leipzig, Jena, Weimar, Erfurt und Gotha. — Bekanntschaft mit Gelehrten auf der Reise. — Salzmanns Institut zu Schnepfenthal. — Lage der Stadt Gießen. — Die dortige Universität. — Meine Antritts-Rede den 26. März 1787. — Reise im Herbst 1787. nach Darm-

stadt, Mainz, u. s. w. — Der Hof zu Darmstadt und das Ministerium. — Meine Vorlesungen. — Schriftsteller-Arbeiten. — Reise in's Bad nach Ems 1788. — Reise nach Nordheim über Cassel und Göttingen. — Interessante Bekanntschaften mit dortigen Gelehrten. — Neue Verhältnißkarte von Europa. — Schicksal derselben. — Tod des Landgrafen Ludwig IX. — Schilderung dieses Fürsten.

Kaiserwahl Leopold II. in Frankfurt 1790. — Ich wohnte derselben in der sächsischen Gesandtschaft bei. — Zweistündige Audienz bei Leopold II. — Auftrag desselben, sein Governo della Toscana zu übersetzen. — Herausgabe meines Journals (mit dem sel. Geh. R. Jaup) für Staatskunde und Politik 1790. — Manuscript zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. — Schicksal desselben. — Geschenk des Königs von Preußen von 1000 Rthlr. — Veranlassung dazu. — Reise in mein Vaterland 1791. — Ausflüge von dort. — Der Herzog von Oldenburg Peter I. veranlaßt die Uebersendung von 60 Dukaten auf Befehl des Kaisers Paul I. für mein Werk von Toscana. — Meine jüngste Schwester begleitet mich nach Gießen.

Zweite Kaiserwahl Franz II. in Frankfurt 1792. — Ich wohnte derselben in der königl. preußischen Gesandtschaft bei. — Zwei Privat-Audienzen bei Franz II. — Erneuerte Zusicherung einer lutherischen Präbende. — Schwierigkeiten von Seiten des Fürsten von Colloredo-Mansfeld dagegen. — Ankunft des Diploms für die primas preces auf das Stift Simon und Judä in Goslar. — Wirkungen der französischen Revolution in Deutschland. — Jacobiner-Riecherei und Angeberei. — Dr. Greineisen ein merkwürdiges Opfer derselben in Gießen. — Einmarsch der französischen Truppen in Gießen 1796. — Reise nach Cassel und Pyrmont, wo ich dem Könige Friederich Wilhelm von Preußen und dem Kronprinzen (jetzigen Könige) von Dännemark vorgestellt wurde. — Merkwürdigkeiten und Festivitäten in Cassel. — Die Irrenhäuser zu Merrhausen und Kloster Hayna.

Im September 1796 wird Gießen mit glühenden Kugeln von den Franzosen beschossen. — Oestreichische Besatzung in Gießen.

Dritter Abschnitt.

Französische Invasion von 1797 — 1799.
S. 246—311.

Die Provinz Oberhessen wird von französischen Truppen besetzt, April 1797. — Hauptquartier des Obergenerals Hoche zu Gießen. — Friede zu Löben. — Friede zu Campo-Formio. — Waffenstillstand von 2 Jahren. — Die Franzosen bleiben länger als 2 Jahre in unserem Lande. — Der öftere Wechsel der französischen Generale und Obergenerale war für uns nachtheilig. — Die Merkwürdigsten derselben. — Der Sohn des französischen Gesandten Rivals in Cassel kömmt bei mir in Pension 1797. — Obrist Merlin, Commandeur des rothen Husaren-Regiments, wird von Lefêbre über den Rhein zurückgeschickt wegen seiner ungeheuren Erpressungen. — Unglückliches Ereigniß im Dorfe Stumpenterode im Vogelsberg. — Gute Administration der Generale Haquin, Grouchy und Bernadotte. — Die Universität Gießen ertheilt letzterem ein Diplom als Doctor der Philosophie und Ehrenmitglied der Academie. — Unfug der franz. Kriegs-Commissaire Crouzet rc. nach Bernadotte's Abgang, Weihnachten 1798. — General Bernadotte wird 1799 General en Chef der Observationsarmee am Rhein. — Unterhandlungen mit demselben in dem Hauptquartier zu Mainz und Mannheim über eine Pacification zwischen Hessen-Darmstadt und Frankreich. — Diese kam im März 1799 durch mich zu Stande. — Vortheilhafter Ruf nach Greifswalde. — Edelmüthiges Benehmen des Hofes zu Stockholm in dieser Angelegenheit. — Ablehnung dieses Rufs. — Zulage von 200 fl. — Gefangenschaft meines nachherigen Schwagers Larroque in Regensburg nach der Schlacht bei Stockach. — Auswechslung desselben, bewirkt durch den Freiherrn von Hügel, Civil-Gouverneur in Regensburg. — Larroque kömmt nach Gießen und heirathet meine Schwester. — General Bernadotte geht nach Simmern und von dort nach Paris. — Meine Mission an denselben nach Simmern.

Vierter Abschnitt.

Ferneres Professor- und Schriftsteller-Leben. Meine Verheirathung. 1800 — 1813.
S. 312 — 352.

Ruf nach Dorpat. — Wird abgelehnt. — Einführung des Cameral-Examens. — Anwartschaft auf das Ephorat. — Prozeß des Hauses Chappeaurouge in Hamburg mit dem Könige von Spanien und der ostindischen Compagnie zu Cadix. — Wird durch einen Brief des Ritters d'Azzara an mich entschieden. — Ruf nach Landshut. — Ward angenommen, aber nachher abgelehnt. — Dreitägiger Aufenthalt von Bernadotte in Gießen, als Marschall, mit seinem Armeekorps aus Hannover 1805. — Meine Verheirathung 1805. — Aufhebung des Reichs-Kammergerichts zu Wetzlar 1806. — Das teutsche Reich wird aufgehoben. — Kaiser Franz II. resignirt den 6. August 1806. — Napoleon, Protector des neuerrichteten Rheinbundes. — Krieg mit Preußen 1806. — Friede zu Tilsit 1807. — Errichtung des Königreichs Westphalen. — Französische Garnison in Gießen. — General Fauconnet commandirt dieselbe 1807. — Es wird ihm von Studiosen durch den Hut geschossen. — Meine Reise zum Marschall Augereau nach Frankfurt wendet die Folgen jenes Frevels von der Universität ab. — Ein junger Engländer, Cope, kommt von London zu mir in Pension. — Obrist Burr, Commandant in Gießen, stellt ihm nach. — Meine Verhandlungen deßhalb mit dem Fürsten Primas in Frankfurt, so wie mit dem Marschall Kellermann und Jean-Bon St. André in Mainz. — Der Baron von Hänlein, Sohn des k. preußischen Gesandten in Frankfurt studirt unter meiner Leitung in Gießen. — Schlacht bei Leipzig.

Fünfter Abschnitt.

Reise nach der Schweiz im Winter 18 13/14.
S. 353—412.

Reise von Gießen nach Darmstadt. — Aufenthalt von einigen Wochen in Heidelberg, — nachher in Straßburg. — Besuch in Colmar bei meiner Schwester, der Generalin von Larroque. — Obrist-Lieutenant l'Anglois, Adjutant von Lafayette in Nord-

Amerika. — Mühlhausen. — Eintritt in die Schweiz, den 1. Novbr. — Basel. — Damaliger lebhafter Fremden-Verkehr in den Gasthöfen. — Staatsrath Ochs. — Reise von Basel nach Bern über Solothurn. — Lage von Bern, an der Aar. — Merkwürdige Bauart. — Die Universität. — Aristokratie im strengsten Sinn. — Ausflüge nach dem Berner Oberlande. — Der Thuner See. — Gefährliche Fahrt auf demselben bei Sturmwind. — Der Staubbach. — Der Grindelwald. — Die dortigen Gletscher. — Eine Schneelavine. — Rückreise nach Bern auf der Aar den 10. Decbr. und von dort nach Yverdun. — Schilderung des Pestalozzischen Instituts. — Dr. Niederer und das weibliche Institut der Madame Kastenhofer. — Taubstummen-Institut. — Abreise nach Lausanne. — Lage der Stadt. — Pidon, Land-Amman. — Professor Olivier und seine Tochter. — Preußische Truppen besetzen Lausanne. — Abreise nach Vevay, wo ich mich neun Wochen aufhielt. — Erziehungs-Institut von Türk daselbst. — Usset. — Frau von Alten und ihre Schwester aus Hannover. — Ausflüge von Vevay nach den Salzwerken zu Bex. — Von dort nach Wallis. — Die Pissevache. — St. Maurice. — St. Martinach. — Cretinen. — Der östr. General von Bubna besetzt Wallis. — Rückreise über Bex und Lausanne nach Yverdun. — Ausflug nach dem Jura. — Neufchatel. — Schöne Lage der Stadt am See. — Staatsrath Rougemont. — Marschall Berthier geschildert. — Große Fabriken in den Umgebungen. — Industrie und Wohlstand der Bewohner. — Reise von Neufchatel nach Bern. — Kurzer Aufenthalt daselbst, um meinen Paß vom östr. General-Commando visiren zu lassen. — Reise nach Luzern. — Rüttimann, Landamman. — Amrhyn, Schultheiß. — Reise nach Zürich. — Straße über den Albis-Berg. — Beschreibung der Stadt. — Freiherr von Lebzeltern, östr. Gesandte. — Graf Capo d'Istria, russischer Gesandte. — Besuch bei beiden. — Blinden-Institut unter Aufsicht des Präsidenten Ulrich. — Dortige Gelehrte. — Land-Amman von Reinhard. — Constanz. — Empfehlung an den dortigen Großvicar, Freiherrn von Wessenberg und an den Staatsrath von Ittner. — Dreitägiger Aufenthalt daselbst. — Schaffhausen auf der rechten Seite des Rheins. — Wasserfall. — Bekanntschaft mit dem Bruder des berühmten Johannes von Müller.

Sechster Abschnitt.

Letzte Periode meines Aufenthalts in Gießen.
S. 413—450.

Rückreise aus der Schweiz. — Ankunft in Gießen. — Görres Verunglimpfungen gegen mich im rheinischen Merkur. — Herr Christian de Bary in Frankfurt a. M. giebt mir seinen Sohn Gustav in Pension. — Der 18. Oct. 1814. verursacht tumultuarische Scenen in Gießen. — Im Jahr 1815 Versuch meiner Feinde, mich von Gießen zu entfernen. — Durch den Großherzog Ludwig I. vereitelt. — Kleine Familien-Reisen. — Rheinfahrt auf dem großen Dampfschiffe von Röntgen. — Herausgabe meines statistischen Werks über Europa, dann über die einzelnen teutschen Bundesstaaten, ferner eines besondern statistischen Werks über das Großherzogthum Hessen.

Im Jahr 1822 — 23 führte ich ein glückliches Rectorat und erhielt den Geheimenraths-Character. — Bade-Reisen in den Jahren 1827, 28 und 29 nach Salzhausen und Wiesbaden. — Schilderung einiger Gelehrten und Staatsmänner in Gießen und dessen Umgebung. — 1827 Gesellschaft der Naturforscher in Frankfurt, wo ich nach den Protokollen für den Senior erklärt wurde. — 1828 ward mir von Sr. Majestät dem Könige von Dännemark das Commandeurkreuz des Danebrog-Ordens verliehen. — Im Jahr 1829 wurde mein 50jähriges Amts-Jubiläum in Gießen gefeiert, wo ich nebst mehreren auswärtigen Ehrendiplomen das Commandeurkreuz des Großherzogl. Hessischen Haus- und Verdienstordens, (jetzt Ludwigordens) erhielt. — Im Jahr 1830 beschloß ich meine öffentlichen Vorlesungen. — Tod des Großherzogs Ludwig I.

Im Spätsommer 1830 Reise des jetzigen Hofes durch die Provinzen und dreitägiger Aufenthalt in Gießen. — Aufgeben des Cameral-Examens. — Die erbetene Exoneration davon wird auf alle Examina ausgedehnt. — Ich realisire nun meinen schon oft gehegten Wunsch, einen gesunderen Aufenthalt zu wählen, und ziehe im Oct. 1831 nach Roedelheim bei Frankfurt, wo ich mein viel bewegtes Leben in Ruhe zu beschließen denke.

Verzeichniß der sämmtlichen von mir herausgegebenen Schriften, Bücher und Landcharten.

1) Ueber das Verhältniß des Erziehers zu seinen Zöglingen, abgedruckt 1780 in dem philanthropischen Journal zu Dessau, wo ich damals Lehrer an dem Basedow'schen Philanthropin war.

2) Productenkarte von Europa, mit dem dazu gehörigen Buche: Europens Producte. 1e Auflage. Dessau 1782, und die 2e Auflage Leipzig 1783. in 8.

3) Ueber den aufblühenden nord-amerikanischen Freistaat. Dessau 1784.

4) Handbuch für Kaufleute, nebst einzelnen Abhandlungen aus dem Handlungsgebiet und drei Reisecharten. Leipzig bei Crusius 1784.

5) Ueber den blühenden Zustand des russischen Reichs. Berlin bei Spener 1784.

6) Statistisch-geographische Beschreibung der östreichischen Niederlande, mit einer neuen Charte von diesen Provinzen; nach der großen Ferrarischen Charte bearbeitet. Leipzig bei Göschen 1784.

7) Handbuch für Kaufleute, 2r Band, mit vier Reisecharten. 1785.

8) Historische Abhandlungen aus dem Handlungsgebiet, namentlich in Betreff der östreichischen Niederlande. Leipzig 1786.

9) Ueber die Größe und Bevölkerung der europäischen Staaten, mit 15 Tabellen, nebst einer dazu gehörigen großen Verhältnißcharte von Europa. Leipzig 1785.

10) Europens Produkte, 3e Ausgabe; ganz umgearbeitet, 1r Theil, Hamburg bei Bohn 1785. Mit der verbesserten Productencharte von Europa.

11) 1787 schrieb ich eine Abhandlung über den Zusammenhang der Statistik mit der Politik: als Inaugural-Rede, bei meinem Antritt der Professur der Statistik und Cameralwissenschaften zu Gießen.

12) 1790 erschien das 1e Stück des Journals für Staatskunde und Politik, welches ich mit dem sel. Geh. Rath und Professor Jaup mehrere Jahre lang, 4 Stücke zu einem Band gerechnet, herausgab.

13) Ueber die Culturverhältnisse der europ. Staaten, mit 12 Tabellen und einer neuen Verhältnißcharte von Europa. Leipzig bei Weigand. 1792. (Die Charte ist auch in's Französische übertragen zu Paris, und in's Englische, zu London, erschienen.)

14) 1792 gab ich den lauenburgischen historisch-statistischen Almanach, mit Kupfern, bei Jäger in Frankfurt, heraus. Zwei Jahrgänge 1792 und 1793.

15) Die Wahlcapitulation des Kaisers Leopold II. mit einem Commentar, erschien 1793 bei Hanisch zu Hildburghausen in 4.

16) Die Wahlcapitulation des Kaisers Franz II. mit einem Commentar, Lemgo bei Meyer, in 4. 2 Bände.

17) Die Staatsverwaltung von Toskana unter Leopold II. Aus dem Italienischen übersetzt und mit einem vollständigen Commentar herausgegeben. Leipzig bei Voß. 1795, 1r und 2r Band in 4. Der 3e Band erschien 1797.

18) Ueber die National-Oekonomie als Universitäts-Wissenschaft: ein kurzer Abriß. 1800. Gießen.

19) Neue Produktencharte von Europa, nebst dem ganz umgearbeiteten Werke: Europens Produkte. Tübingen bei Cotta 1804.

20) Germanien, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik, gab ich mit dem Hrn. Prof. Jaup mehrere Jahre lang, von 1807 bis zum Jahr 1813, heraus, dreizehn Hefte in 8.

21) Ueber Deutschlands und Europens Staats- und National-Interesse bei und nach dem Congresse zu Wien. Germanien 1814. (Ohne den Namen des Verfassers.)

22) Die Wetterau, in geographisch-statistisch und staatswirthschaftlicher Hinsicht, so wie über ihren Getreide-Handel ꝛc., von G. L. Leopard, von mir mit Anmerkungen und Vorrede herausgegeben. Gießen 1816.

23) Ueber Deutschlands und Europens Staats- und National-Interesse, — vorzüglich in Betreff des germanischen Staaten-Bundes und der in Deutschland allgemein einzuführenden landständischen Verfassung. Gießen bei Heyer 1807. (Der hohen Bundesversammlung in Frankfurt gewidmet.)

24) Uebersicht der Staatskräfte der sämmtlichen europäischen Länder, mit einer neuen Verhältnißcharte von Europa zur Vergleichung des Flächenraums, der Bevölkerung, der Finanzen ꝛc. Leipzig bei Gerhard Fleischer. 1818., Mit mehreren Tabellen in gr. 8.

25) Das Fürstenthum Lippe-Detmold, geographisch-statistisch und staatswirthschaftlich dargestellt. Gießen 1816.

26) Brasilien, geschildert im Allgemeinen, vorzüglich nach seinen Naturprodukten. Gießen bei Müller 1816.

27) Geographisch-statistische Darstellung der Staatskräfte von den sämmtlichen, zu dem teutschen Staatenbunde gehörigen Ländern. Leipzig bei Gerhard Fleischer 1820. 1r Theil in 8.

28) Desselben 2r Theil 1825.

29) Desselben 3r Theil 1827.

30) Desselben 4r Theil 1828.

31) Kleine von mir gehaltene academische Reden 1823.

Viele Recensionen in mehreren gelehrten Zeitungen, anonyme Aufsätze und Gedichte in einzelnen teutschen Journalen.

Druckfehler.

S. 150 Zeile 5 lies: begleitete, statt bekleidete.
— 181 — 9 v. u., l.: Göttingen st. Gießen.
— 189 — 14 adde das Wort für nach besonders.
— 304 — 18 l.: Canal du Midi st. Canal de Midi.
— 344 — 13 l.: s'élève au-dessus, st. s'élèveau etc.
— 346 — 15 — Partial-Insurrection st. Privat-.
— 413 — 9 — dar st. war.
— 423 — 3 v. o. l.: Herrnsheim st. Heresheim.
— 438 — 8 — — Pädagogiarchen st. Pädagogarchen.
— — — 13 — — ebenfalls.
— — — 18 — — ebenfalls.
— — — 11 — — Halle st. Celle.
— 439 — 22 — — Chastel st. Castel.
— 448 — 13 — — dem Pädagogium st. den Pädagogen.
— 453 — 2 — — attendri st. attendru.
— 464 — 5 v. u. l.: Ausdruck st. Auszug.





